

PDF

LIFE@sylviaanderhouse.com
www.sylviaanderhouse.com

SYLVIE BANTLE

**Hitlers
Tränen** Roman

© Sylvie Bantle

www.sylvianderhouse.com
life@sylvianderhouse.com

Hitlers Tränen

Roman

Vögel zwitschern und ich werde sterben! Auf der Bank im Schatten der Bäume starrt Klio in die Leere ihres Abgrunds. Seit Tagen, eigentlich seit einem Dreivierteljahr, überschwemmt sie ein Tsunami, sobald sie daran denkt. Und sie denkt ständig: Der Knoten in der linken Brust ist bösartig! Sonnenblitze durch wogendes Geblätter. Und erreichen sie nicht. Kalo neben ihr und Bianca. Ihr Leid schüttet sie aus, sie nehmen es stumm. Vielleicht ihr letzter Tag in diesem Körper mit Armen, Beinen, Kopf, in dem es zu eng geworden ist. Aus medizinischer Sicht besteht keinerlei Grund zur Sorge, das weiß ihr Verstand. Trotzdem kreischend Todesangst, die OP nicht zu überleben. »Alles schalten sie aus! Und eine Maschine pumpt Luft in die Lungen!«

Unfähig zu sprechen, hält Kalo sie fest. »Was redest du.« beschwichtigt Bianca mehr sich selbst als Klio und streicht ihr eine Haarsträhne aus der Wange. Klio ist klar, was sie aushalten müssen, ihr Mann und ihre Freundin.

Sie klagt sie alle an, das Klinikpersonal, die Ärzte. »In den Horror treiben sie die Patienten mit ihren Formalitäten! Risiken und Nebenwirkungen, grausam! Ich bin doch nicht zum Facelifting hier, wo man etwa abwägen könnte, tu ich's oder tu ich's nicht.« Kein Wort kann ihr jetzt Trost zaubern. Zu groß die Todesangst, auch die Wut. Eine Krebsdiagnose ist wie ein Todesurteil. Wer solche Formulare verfasse, schluchzt sie, sei sadistisch oder nicht bei Sinnen. Statt sich einzufühlen, stresse man den ohnehin desolaten Patienten mit dem Ausfüllen von Risiko- und Gefahrenlisten samt detaillierter Operationsvorgänge. »Die Lunge ausschalten! Dann bin ich ja tot! Und die Stationschwester meint lapidar: Aber Ihr Herz schlägt doch noch! Ist die vollkommen abgestumpft? Kaum ist sie mit dem ausgefüllten Formular abgezogen, kommt der OP-Assistent mit demselben Formular daher und nach ihm die Assistenz der Anästhesie ...« Die Vorstellung droht ihr, den Verstand zu rauben: Alles ausgeschaltet, nur das Herz schlägt! »Folter ist das! Ständig auf die Gefahren hinweisen. Human wäre es, das ausgefüllte Formular mehrfach zu fotokopieren. Nicht an Intelligenz mangelt es Ärzten und Personal, sondern am

Fühlen! Wohl deshalb arbeiten sie im Krankenhaus – krankes Haus!« Die Wut ringt mit der Todesangst, die sie riesenhaft umklammert, jedes Fünkchen Hoffnung erstickend. »Sterben soll ich! So hat das Schicksal beschlossen und verfügt über meine Existenz. Gnadenlos. Das Leben ist mein Feind, das Leben hat mich ausgestoßen ...«

Was lässt sich auf solches Geschütz erwidern? Kalo hält sie im Arm, Bianca greift hilflos nach ihrer Hand. Nur dasitzen und weinen.

Am Abend das Gespräch mit dem Arzt. Nicht wegen möglicher Komplikationen, die seelische Verfassung der Patientin gibt dazu Anlass. Auch Kalo ist dabei. Lediglich eine Routine-OP, sagt der Arzt, keinerlei Grund zur Sorge. Nach einer Stunde gibt die Angst ein wenig nach, vermutlich ist es Erschöpfung. Das Abklingen des Aufruhrs macht sie dankbar ergeben. Zaghafte erholen sich die Nerven, zaghafte, weil die Zweifel nicht schweigen: Es gibt keine Garantie! Ob sich unsere Hände ein letztes Mal halten? Ziellost stumm wandern sie durch die Gänge. Die Wände wohlwollend pastellfarben getüncht und dekoriert mit freundlich zarten Drucken in gelackten Rahmen, verfehlen ebenso ihr Ziel wie die Sessel in den Wohlfühlnischen mit Miniaturpalmen und Farnen. Hochsommer außerhalb der Klinikmauern, dort das Leben. Drinnen verstummt die Welt. Beim Blumenkasten an der Pforte küssen sie sich, Kalo geht heim. Morgen früh werden sie sich noch einmal sehen und küssen.

Warum verbringe ich meine letzte Nacht nicht mit ihm? Die Unruhe kehrt zurück. Könnte ich etwa doch abwägen? Und sagen: Stopp! Noch könnte ich. Doch wie ginge es weiter? Der Tumor würde sie von innen auffressen und umbringen, aber das garantiert. »Lassen Sie den Knoten herausnehmen, das wird Ihr Leben retten!« hatte die Homöopathin ihr geraten. Das klang schauerlich: Ihr Leben retten! Doch sofort war Vertrauen da, weil die Homöopathin den Menschen ganzheitlich begriff. Nicht so der Arzt, der sie morgen operieren wird. Er sei ein sehr guter Chirurg, versicherte die Homöopathin.

Vom inneren Chaos benommen, steigt Klio die Treppen zum ersten Stock hinauf. Die Schritte einer Todeskandidatin! Ständig durchzucken sie solche Eingebungen, ohne dass sie erschrickt. Die Todesangst walzt sie platt, in ihr ein Brei chronischen Entsetzens, jeder Impuls eines Aufschreis gelähmt. Der

Dauerschock entwendet ihr jeden Willen. Das viele Adrenalin der vergangenen Tage und Wochen kehrt sich ins Gegenteil um, wirkt jetzt betäubend. Wie von fern schaut sie den Füßen zu, eine Stufe nach der anderen. Eine Gefangene im Todestrakt, die sich ein letztes Mal zu ihrer Todeszelle begibt, morgen ist Hinrichtung. Das hohe Gericht hat entschieden. Es gibt kein Zurück. Niemand kann sie jetzt retten. Egal, ob sie sich wehrt, schreit und strampelt. Das Urteil ist gefällt, keiner im Gefängnis hat Befugnis zur Begnadigung.

Zurück im Zimmer, das sie mit einer älteren Frau teilt, der man vor einer Woche den Krebs aus der Brust geschnitten hat, wartet bereits die Krankenschwester mit einer Spritze. »Wozu? Ich brauche das nicht!« Das sei Vorschrift wegen der Thrombosegefahr. Und schon steckt die Nadel im Oberschenkel. Ich habe keine Rechte mehr, Widerstand zwecklos. Die Nacht verbringt sie in einem seltsam aufreibenden Dämmer. Man hat ihr ein Beruhigungsmittel injiziert – damit ich kein Theater mache! Und trotzdem kein erlösendes Hinabsinken in Bewusstlosigkeit. Zermürbendes Auf- und Abtauchen, als müsse sie höllisch aufpassen, weil ihr der Schlaf mit dem Tode droht.

Am nächsten Morgen kommt Kalo mit einem letzten Kuss vorbei und geht dann zur Arbeit. Der Arzt hatte ihn überredet, nicht in der Klinik zu warten, nur um tatenlos nervös die Gänge abzuschreiten, während die Frau unter dem Messer liegt. »Wir rufen Sie an, sobald Ihre Frau aufwacht.«

Vom Fenster ihres Krankenzimmers winkt sie ihm nach – das letzte Mal? Wann und wie treffen wir uns wieder? Tausendmal haben sie überlegt: Wie sich wieder finden nach dem Tod? Seit dieser Knoten ihr Leben beherrscht, überlegen sie täglich. Sich nie wieder zu sehen, ist unerträglich. Der letzte Kuss! Es durchfährt sie wie ein Stromschlag. Draußen vor dem Fenster die verlassene Straße und der Gehsteig, den Kalos Füße eben noch berührt hatten, bevor er hinter den saftstrotzenden Blättern der Linde am Straßenrand verschwand. Gebannt starrt sie auf diesen Fleck Asphalt, wie um eine letzte irdische Verbindung festzuhalten. Gleich startet das Raumschiff. Es gibt kein Zurück, wenn die Astronauten erst einmal in ihrer Kapsel sitzen, unter ihnen die glutfauchenden Triebwerke. Plötzlich neben ihr die Schwester, wieder mit einer Spritze – noch nicht die Todesspritze. Die Injektion soll mich belügen!

Ruhigstellen und der Gleichgültigkeit übergeben. Die Spritze ist Betrug! Kein Mittel der Welt kann mir meine Todesangst wegnehmen. Meine Todesangst gehört mir. Ich gestatte nicht, sie mit einer Spritze zu bagatellisieren. Dem Aufruhr im Kopf will Klio nicht zuhören, Warnungen, die Angst füttern. Doch sagen die Stimmen die Wahrheit. Unter der Betäubung liegt sie in einem wurstigen Wahn. Jetzt ist alles zu spät, ich schaue meinem Ende zu. Ich bin nicht mehr hier und noch nicht weg. Nur Blitze, die Flucht zu wählen, blasse Bilder, die aus weiter Ferne winken. Es gibt kein Entrinnen. Ich füge mich nicht, gezwungen werde ich, gefesselt ohne Schnüre und Gurte, jeder gesunde Reflex mit Drogen lahmgelegt. Der Körper träge schwer, außer Betrieb gesetzt, die Muskeln ohne Impuls, sich zu bewegen. Das Leben will mich nicht. Das Leben hat mich verstoßen ...

Irgendwann, die Zeit ist ihr abhanden gekommen, springt die Tür auf. Zwei Schwestern und ein Pfleger im Eilschritt schieben sie samt Bett hinaus, am Fußende auf dem Laken ein DinA4-Blatt mit handgeschriebenem Vermerk. Zu anstrengend, sich aufzusetzen, um es zu lesen. Achtung, hier kommt ein hysterischer Fall! Egal, was dort geschrieben steht, das sind die letzten Momente meines Lebens ... Während der Fahrt zum Operationsraum glaubt sie durch einen Tunnel dahin zu rasen, fast aufregend schön. Das Zeitgefühl und alle Sinne wie hören, sehen, riechen, so neuartig befremdend, fühlt sie sich in einen außerirdischen Modus versetzt, der von der bevorstehenden Transformation kündigt. Weit fort rücken die Geräusche, Atem und Gerüche der Lebenden. Gleich startet das Raumschiff. Als einzige an Bord fliege ich zum Himmel. Roboter steuern sie durch gläserne Schleusen in verbotene Zonen. Hier ist letzte Station, der Abflugort der Seelen. Zwischen diesen kahlen Wänden endet mein Leben ...

Mindestens acht Hände, die sie in Empfang nehmen mit beängstigender Routine, das OP-Hemd von ihrem Körper streifen, sie nackt in einem großen Tuch vom weichen Bett auf eine harte Bahre rollen. Kühle im Schummerlicht. Schon fällt angenehme Wärme über sie, ein angewärmtes op-grünes Handtuch. Wieder ein Stück geschoben in die Nähe von Scheinwerfern. Unter grellen Spots ergibt sich der letzte Funke Widerstand. Eine Antilope, die von Lö-

wen angegriffen wird, kämpft so lange um ihr Leben, bis sich der Löwenbiss in ihr Fleisch bohrt, dann ergibt sie sich und lässt sich wehrlos fressen. Wenn Klio etwas denkt, dann an den Löwenbiss und dass ihr Körper nun nicht mehr ihr gehört. Geübte Handgriffe neben sich, in Plastikhandschuhen Finger, die Injektionsnadeln und Schläuche flink aneinander stöpseln. Irgendwo im Hintergrund eine synkopische Percussion, komponiert vom metallenen Geklopfer des Operationsbestecks.

»Ich bin Ihre Anästhesistin.« sagt ein vermummtes Gesicht, das sich am Kopfende in Klios Blickfeld schiebt. Verdutzt blickt sie es an, zwei bebrillte Augen zwischen Mundschutz und OP-Haube verkehrt herum. Gleich darauf steht die Anästhesistin neben ihr, ergreift in einer Eile Ampullen, Spritzen, Schläuche, als hätte jemand gesagt: Auf die Plätze, fertig, los! Eine Nadel gleitet unter die Haut des Handrückens, verkabelt mit dem Rest der Utensilien, dann wird der Hahn geöffnet. Klio spannt sich an. Wie viele Atemzüge noch? Im Kopf beunruhigende Stille. Ein ganzes Sonnensystem aus Emotionen und Worten komprimiert zu einem Atomkern, rasen dem Urknall zu. Das also ist mein irdisches Dasein gewesen, so endet mein Aufenthalt hier. Bevor ich abfliege ein letztes Wahrnehmen. Kein Himmel, nur die graue Decke aus quadratischen Platten, deren Fugen direkt über mir ein Kreuz bilden. Ein Kreuz! Das ist das Letzte, was meine Augen sehen von dieser Welt ...

Sonntag – Kuchen und Schlagsahne! Aus weiter Ferne Vaters Stimme. Ich reise durch die Muster im Teppich, wo Linien mich durch fremde Welten fliegen in Spiralen, Kurven, Schlaufen ... Nie stehenbleiben, niemals den Fluss unterbrechen! Die Finger immerfort entführt von neuen Verschlingungen. Unentwegt wechselt die Laune und somit die Richtung. Neue Bewegungen machen neue Gefühle. Es sind meine! Sie weiten mich, nach außen, nach innen, lösen alle Grenze auf zwischen mir und dem verschlungenen Reich im Teppich. Kein Fragen, ob sinnvoll sei, was ich da tue. Ich bin! Ein Kind. Kleine Finger, die kratzige Stoppel berühren, junge Augen, die staunen. Tanzen, frei von jeder Vorschrift. Die Linien nehmen die Finger, die Augen bauchkitzelnd in Saltos durch ungeahnte Formen und bunte Muster zu werfen. So die Landschaft durchpflügend, eröffnen sich Möglichkeiten. Der Kopf weiß: Das ist ein Teppich aus vielfarbigen Wollfäden geknüpft! Der Wohnzimmerteppich, ein teures Stück, eine Brücke, die Mutter unbedingt haben wollte. Eigentlich können sich die Eltern solche Sachen gar nicht leisten. Großmutter hat etwas beigesteuert. Mich kümmern solche Dinge nicht, die Dinge der Großen. Meine Welt ist voller Wunder. Die Linien sind mein Fluggerät, neue Gefühle in fremden Ländern aufzuspüren. Das Fremde will, dass ich es erkunde. Vergesse Mutter, Vater, Großmutter, meine kleine Schwester Gabri, auf den Linien reitend in wundersame Ferne. Sie verzweigen mich über unzählige Pfade von einer Teppichecke zur gegenüberliegenden Seite. Niemals in Geraden. Sie mäandern in Bögen und Kurven. In einem fort geht es weiter. Wo fangen sie an, wo hören sie auf? An manchen Stellen drehen sie enge Spiralen, so dass Augen und Finger Mühe haben, sich nicht zu verlieren.

Aus der Ferne Vaters Stimme. Ich bin weit weg, unerreichbar durch die Muster reisend, hinein und hinaus aus dem Spiralengewirr, schwindelerregend auf einem Regenbogen zu neuem Ausblick. Keine Absicht. Eine unsichtbare Kraft schiebt mich in Verbindung. Es ist richtig. Alles ist miteinander verwoben, nur der Kopf denkt Trennung ...

»Klio! Zieh sofort deine Schuhe aus!« Die Stimme des Vaters jetzt lauter. Die Schuhe habe ich noch an. Vorhin sind wir heimgekommen und dann sah ich die Linien im Teppichmuster. Die Schuhe sind sauber. Wie sollen sie beim Spaziergang mit Mutter, Vater und Großmutter schon schmutzig werden? Es ist Sonntag! Nur am Sonntag gehen wir gemeinsam spazieren. Sonntagsspaziergänge sind ein großes Opfer für Mutter und Vater. Gabri und ich langweilen uns sehr. Wir müssen uns fügen, Kinder haben nichts zu bestimmen. Zum Glück ist nur ein Mal die Woche Sonntag, und heute ein ganz besonderer, weil Großmutter zu Besuch ist, Vaters Mutter. Aus der Küche dringt das Lärmen des Quirls und ein herrlicher Duft. Mutter hat einen Kuchen gebacken und rührt nun die Schlagsahne mit dem neuen elektrischen Gerät.

»Klio! Zum letzten Mal, zieh sofort deine Schuhe aus!« Vaters Stimme rückt näher und ist doch so fern. Unmöglich umzukehren, im Sog wilder Kurven, die in Schlaufen münden. Ein majestätisches Gebilde möchte mir etwas Besonderes zeigen. Das will ich mir merken, um es später mit Farbstift auf Papier zu zeichnen. Jetzt nur mit den Linien fliegen, nicht anhalten, immer im Fluss in neue Schwünge, neue Formen fließen, neue Bewegungen, die neue Gefühle machen. Und da die Ahnung, wie groß alles ist: In mir! Nach innen ausgedehnt wie in unendlichen Sternenhimmel ...

Plötzlich Gebrüll, ein harter Griff, Zerren am Pullover, der Halsausschnitt erwürgt mich. Kein Tanzen mehr. Die Linien fließen weiter ohne mich. An Haaren reißt man mich von ihnen weg, fortgeschleift ins Kinderzimmer. Mutter, Großmutter, die kleine Schwester stehen stumm und schauen leer. Mein Geschrei so laut, dass es der Mond hören müsste, verhallt ohne Wirkung, eingesaugt von schwarzen Löchern im Universum. Vater über mir, ein wildes Tier. Die Kinderzimmertür kracht ins Schloss, Krach, der Unheil verkündet. Angst schüttet sich aus, saust durch die Blutbahn, den Herzschlag für die Flucht aufjagend – und dennoch jeden Muskel, jede Zelle lähmend. Besser ich ergebe mich, ich bin klein. Das Tier ist groß. Vater ist das Tier. Grob packt er mich an Haaren, Armen, Beinen und brüllt. Jetzt werde ich geschlachtet! Der Herzschlag setzt aus, stolpert stotternd weiter, poltert. Ich habe zugeschaut bei Großmutter auf dem Land, Mutters Heimat. Mit großen Messern

rennen sie hinter dem Schwein her, der Schlachter und die Großeltern. Mutter steht abseits, passt auf die Keramikschüsseln auf, damit sie nicht zu Bruch gehen. Darin wird später das Blut für die Blutwurst angerührt. Das Hühnerköpfen mit dem Hackebeil für den Sonntagsbraten ist nichts gegen das Schweineabstechen. Das Hühnerköpfen kann Großmutter allein. Und ich lasse mir das Phänomen nie entgehen, wie das kopflose Huhn durch den Hof flattert und versucht zu fliehen, aus dem Hals eine Fontaine Blut ...

Vater ist beim Schlachten nie dabei. Er tut grundsätzlich nichts, was schmutzt, geht lieber spazieren oder liegt in der Stube auf dem Kanapee und liest Zeitung. Aber ich bin dabei, ich will es sehen. Obwohl sich meine Gefühle streiten. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Es ist grausamer als die zerquetschte Maus in der Falle oder das kopflos flatternde Huhn. Ich fühle mit dem Schwein, es hat Todesangst und schreit. Ich will es retten und schaue reglos zu. Die Nähe der wartenden Blutschüsseln ist ein sicherer Ort. Man kann nie wissen, was passieren wird. Das gejagte Tier wehrt sich wild und rennt panisch durch den Hof. Seine Mörder ihm dicht auf den Fersen rufen sich hektisch zu. Hierher! Schnell das Seil! Wer hat das Messer? Dort rüber! Pack zu! Greif den Schwanz! Jetzt! Schweiß tropft ihnen aus den Gesichtern. Mir nicht. Mir ist kalt. Ich renne nicht, stehe da und fühle, was es fühlen muss, das arme Schwein. Die Augen an ihm festgebunden, auch Hände, Arme, Beine, Mund. Im Kopf ein Sturm. Ihnen zurufen. Aufhören sollen sie, das Schwein zu quälen. Es leidet so! Kein Laut in der Kehle. Sie merken nichts von unserer Not, die Todesangst des Schweins und meine. Ganz auf das Schweineschlachten konzentriert, muss jeder Handgriff sitzen. Das gellende Quiaken durchsäbelt mir den Magen. Übelkeit. Sinken, schweben, die Orientierung verlieren, unter schwankenden Beinen schmilzt der Boden, blutverschlammt, an Fußsohlen kein Halt mehr. Während ich ins Nichts entschwinde, fragt mein Mund, ob sie es ja nicht vergessen, das frische Hirn mit Butter zu bräunen und mir dann gleich zu bringen.

»So zu schreien!«, riesengroß der Vater über mir, »Ich werde dir einen Grund geben, schämst du dich nicht?« Ich bin ein Menschenkind, erst fünf. Ganz allein mit dem wutschnaubenden Mann, mein Vater, den ich nicht ken-

ne. Er reißt mir die Kleider vom Leib. Ich soll nackt sein! Ich schreie um Hilfe, die Angst schreit. Die Mutter schreit draußen vor der Kinderzimmertür: »Um Gotteswillen, bring sie nicht um!« Ihr Flehen zeigt die Gefährlichkeit der Lage an. Wohl deshalb wagt sie nicht, an die Tür zu trommeln oder sie gar aufzustoßen, um ihr Kind zu beschützen. Der rasende Vater zerrt dem Kind sogar den Schlüpfer von den Beinen, um dann den fünfjährig zarten Körper in seiner Nacktheit roh zu packen. Das Betteln begnadigt es nicht. Sein Kreischen unter den schlagenden Händen steigert nur den Wahn, von dem der Vater ergriffen ist, der auf sein Töchterchen einprügelt, bis es keinen Mucks mehr von sich gibt ...

Ich bin das Kind, das so gequält wird!

Prügeln ist kräftezehrend, irgendwann der Vater erschöpft. Zum Fenster stürzend, lässt er den Rolladen entgegen jede gewohnte Sorgfalt mit böser Wucht herunterrasen, wie um seine schwindende Kraft lärmend zu kaschieren. Hiermit demonstriert er den Beschluss: In diesem Zimmer bleibt es dunkel bis morgen! Der Blick droht, die Züchtigung sei nicht genug gewesen. Ein scharfer Ton erteilt die weitere Bestrafung: Kein Essen mehr an diesem Tag! Er kommt näher, jede Bewegung eckig, von kochender Energie gesteuert, um dem Kind – wimmernd und nackt auf den zerwühlten Laken – seine strenge Rede zu halten: »Und wehe, du bist nicht im Bett, wenn ich reinkomme!«

Erst Nachmittag. Draußen die bangende Mutter, auf dem Tisch das beste Leinen weißgeplättet, duftender Kaffee, frischgebacken dampft der Kuchen mit Schlagsahne. Sie hätte die Tür aufreißen, ihrem Kind zu Hilfe eilen können. Das Kind inständig hoffend, sie würde es tun, hofft nun, sie würde wenigstens zum Trösten kommen. Sie tut es nicht, hat Todesangst wie ich – warum? Sie ist doch groß und kein Kind mehr ...

Was ist das, denken oder träumen? Erinnern an früher. Das ist lange her, jetzt zersplittert in weit weg und ganz nah. Die Angst der Mutter und ein dunkles Loch. Darin die eigene Angst und noch mehr dunkle Löcher. Darin Fragen ohne Laute. Fühlt diese Mutter nicht? Früher war so nicht zu denken, früher war die Welt gut und schön – trotz allem. Das Kind glaubte an die Großen, die alles richtig machen: der Arzt, der Zahnarzt, die Politiker, der Bundes-

kanzler, der das Land regiert, der Vertreter an der Tür, die Nachbarn, der Busfahrer, der Krämer an der Ecke. Alle Erwachsenen hielt es für gut und weise. In den Eltern sah es gar Heilige, auch in den Großeltern, Tanten, Onkeln und natürlich im Pfarrer, im Kaplan, im Papst. Was für eine wunderschöne Welt bewohnt von Heiligen. Dieses Gefühl ist jetzt da. Die Erwachsenen seien gut und Kinder seien es nicht. Von Geburt an böse, müssten sie von den guten Erwachsenen zu braven Erdenbürgern erzogen werden. So dachte ich. Und wollte heilig werden! Früher, das ist lange her. Ich war ein Kind.

Jetzt sehe ich meinen Körper auf einem Operationstisch liegen. Die Augen sind aus fernen Zeiten zurückgekehrt. Seit dem Erwachsenwerden existiert die schöne Welt nicht mehr. Der Glaube an gute Menschen hat sich aufgelöst in Nichts, mit dem ich nun sterben werde. Genau das hatte ich vermeiden wollen, hatte mir gewünscht, im Todesmoment sagen zu können: Alles ist gut, danke für dieses Leben. Auch das Heiligwerdenwollen hat sich aufgelöst, sonst wäre ich längst tot. Heilige scheiden um die dreißig aus dem Leben, gewaltsam. Die Welt ermordet sie, um sie hinterher anzubeten. Keine Gegenwart erkennt sie als Heiler. Aufrüttler des Gewissens sind unbequem, deshalb werden sie bekämpft mit Schuldzuweisung und Todesstrafe. Später, nachdem die Zeitgenossen verstorben sind, lassen sich Heilige bestens vermarkten. Die Inszenierung kleidet Macht und Reichtum fromm, die schließlich Unheil über die Menschen bringen. Seit dem Knoten in meiner Brust glaube ich an keinen Funken Gutheit mehr. Das Marketing bestimmt, wie gut man ist oder wie schlecht. Wer hat mir bloß diesen naiven Glauben eingeflößt, früher, wer hat ihn gestohlen, später? Der Dieb schlich sich unbehelligt heran, um all die Heiligen und Guten mitzunehmen. Warum schlägt jetzt mein Herz so heftig? Das Kind hat sich die Heiligen ausgemalt, hat sie gebraucht zum Überleben. Warum schlägt das Herz so heftig, wenn ich das denke?

Stillstand, Zeitlosigkeit, schwarzes Nichts, darin versinken. Stimmen von überallher. Seit dem Raub der Heiligen ist auch der Sinn verschwunden, hat mich sitzengelassen mit seinem bösen Zwilling Bruder Sinnlosigkeit. Die hat mich in diese tödliche Lage gebracht. Wann genau es geschah, ist nicht zu finden. Kein scharfer Übergang, der Dieb muss etliche Male gekommen sein.

Für Sekunden denken, dass die Erwachsenen sich in Monster verwandelt hatten, und gleich Suchen nach Gründen. Etwas hat dazu geführt, war Auslöser gewesen. Ich denke zuviel, stelle zu viele Fragen, dafür rügt man mich. Jetzt bevor ich sterbe, gelten andere Gesetze, es denkt und fragt, was muss. Die Augen reisen, zeigen mir die Nachbarin, wie sie sich oft bei Mutter ausweint. Ihr Mann hatte eine andere, wollte sie und die vier Kinder verlassen. Da begriff ich: Dieser Ehemann ist nicht gut, wenn er das tut. Er war der erste Mensch in meinem Leben, den ich als schlecht erkannte. Dabei sah er blendend aus, viel besser als Vater und noch viel besser als Mutter. Die Arme! Seit jeher zu dick und im Gesicht der Schatten eines herbstrüben Novembers um verquollene Augen. Literweise Tränen lagerten dort, manchmal liefen ein paar Tropfen über. Daher hielt ich Mutter für die Allerguteste. Nur auf den Fotos im Familienalbum lächelt sie, und wenn sie mit Fremden spricht.

Die Nachbarin, nun auch eine arme Frau, weil vom bösen Mann sitzengelassen, sah besser aus als Mutter, was mir einiges Kopfzerbrechen bescherte. Ist die Nachbarin etwa gar nicht so gut? Sonst würde ihr Mann sie doch nicht verlassen. Logisch. Eine Zeitlang funktionierte die Einteilung in gut und schlecht nach dem Schönheitsprinzip: Die Schlechtaussehenden sind gut, die Gutaussehenden schlecht. Dass ich ein hübsches Kind gewesen war, das fünfjährig mit einem Schlag hässlich wurde, unterstützte diese These. An einem Tag fand die Verwandlung statt, von einem schönen bösen Kind in ein hässliches gutes Mädchen. Es war der Zeitpunkt, als ich anfang, mich ernsthaft um das Heiligwerden zu bemühen – was für ein böses Kind ich bin!

Dass Vater mich schlug, ließ erst den Teenager stutzen und seine Heiligkeit bezweifeln. Die Gewohnheit ist ein Verhängnis. Was man nicht anders kennt, wird automatisch als richtig angenommen. Bis Wut die siebzehnjährigen Fäuste ballte und somit den Mut erschuf, aus der Gewohnheit auszubrechen. Tochterhände wehrten sich und schlugen zurück. Daraufhin rief der Vater beim Jugendamt an. Blutig schlagen lassen müsse er sich von seiner Tochter! Er log, denn es gab kein Blut. Danach schlug er mich nicht mehr, ich ihn auch nicht. Auch Mutters Hände schlugen, solange ich klein war. Später hat sie sich nicht mehr getraut. Oder hat sie bei sich gedacht: Der Vater

macht das viel besser, warum soll ich mich anstrengen? Jedenfalls rührte sie keinen Finger mehr und litt zunehmend an Rheuma, Gicht und Kopfweg, auch Schlaflosigkeit. Eigentlich kenne ich sie nur mit Schmerzen.

Da sehe ich mich siebenjährig, gerade in der ersten Klasse. Blut floss aus meiner Nase wegen Mutters Wut. Es schoss so schnell heraus, dass ich meine zwei Kinderhände zu einer Schüssel formte, ganz gebannt, wie sie sich mit Blut füllten. Nicht das erste Mal. Ich liebte dieses Blut, es war mein Verbündeter. Fasziniert starrte ich es an, wie es über den Rand meiner Finger rann, leise zischelnd: Das ist nicht recht. Dass das nicht recht war, wussten nur das Blut und die Klio innen drin, wir die Außerirdischen zu Besuch auf dem Planet Erde. An jenem Morgen durfte ich nicht zur Schule gehen. Die Mutter tat so, als sei ich krank, und schrieb sogleich eine Entschuldigung mit der Lüge, die ich am nächsten Tag der Lehrerin überbringen sollte. Mutters Sorge dauerte gerade solange, bis das Blut aufhörte zu tropfen. Dann tat sie so, als sei ich ein böses Kind, das es nicht anders verdient hätte, und sie die arme, geplagte, gute, unschuldige Mutter. Vielleicht hat das Kind gar die Mutter getröstet. Zweifel an ihrer Gutheit fanden nicht ins Denken, trotz all dem Blut aus der Nase. Dem Kind tat sie leid. Auch tat es sich selbst leid, die kleinen Hände nun leer und sauber, das Blut im Ausguss und nirgendwo eine Spur des Unrechts. Der einzige Verbündete nicht mehr in meinen Händen ...

Die Augen fliegen weiter. Das Kind wurde erwachsen und liebte das Leben. Ich stürze zu Boden. Dass ich das Leben liebte, ich verstehe nicht, warum. Und warum fühle ich in der Vergangenheitsform – wegen der todbringenden Krankheit? Ich liebte das Leben, doch jetzt bleibt keine Möglichkeit, es von neuem zu lieben. Jetzt verabscheue ich das Leben, das mich nicht will. Dennoch, bliebe mir eine Wahl, wollte ich leben. Die Augen werfen mich kreuz und quer durch meine Zeiten. Wie von selbst geschah das Erwachsenwerden, ich hätte es zu gern aufgehalten. Um es zu bremsen, hörte ich auf zu essen. Frauwerden verhindern! Die ersten Rundungen des Körpers lösen Panik aus. Seltsam, obwohl das Kindsein nicht rosig ist, graut mir vor dem Erwachsensein. Ratlosigkeit bei Eltern und Ärzten, weil ich in Windeseile zehn Kilo verlor und man für solch ein Phänomen lediglich einen Namen

hatte: Magersucht. Inzwischen diskutiert die Psychologie über die Ursachen dieser modernen Krankheit Anorexia nervosa, die vor allem in der Mittelschicht und in höheren Kreisen kursiert. Besonders intelligente Mädchen, mittlerweile auch Jungen, seien anfällig dafür, der goldene Käfig aus Lügen setze ihnen zu. Mutters Gutheit und Unschuld! Ein Gedankenschrei jetzt. Die Überzeugung war so hartnäckig gewesen, dass der Körper litt, geschwächt von chronischem Irrtum bis hierher. Den Vater mit seinen schlagenden Händen erklärte ich zum Bösewicht, war er doch zweifellos der alleinige Täter.

Dass Mutter weder gut noch unschuldig ist, begriff ich spät. Möglicherweise ist es dieser Irrtum, der mich jetzt umbringt. Fast vier Jahrzehnte regiert er mich, bis die Realität es schafft, dass ich Mutter schuldig sehe. Die Erkenntnis tut so weh, dass mein Kind stirbt, obwohl es noch gar nicht geboren ist. Die Hölle kann nicht schlimmer sein, die macht mir keine Angst mehr. Bin ich jetzt frei? Illusion! Nichts und niemand ist frei, weder Sonne, Mond, Galaxien noch schwarze Löcher. Mich hat der Krebs in Ketten gelegt. Wohl muss mir gezeigt werden, dass Freisein eine Fantasie ist. Seit Teenagerzeit verhext mich dieses Gespenst. Anfangs bedeutet Freiheit jeder einzelne Kilometer, der mich von der Heimat entfernt. Sie weit hinter mir zu wissen, versetzt mich in Rausch. Chronisch flüchtig vor dem kalten Deutschland mit seiner düsteren Vergangenheit, bin ich über den gesamten Globus gerannt, und weil dieser rund, am Ende wieder zu Hause angelangt. Gerannt, so trieb mich der Hunger in die Ferne hinterm Horizont. Was für ein Hohn, nun auf dem OP-Tisch einer deutschen Klinik zu enden. Nicht aber wegen Typhus oder Malaria. Krebs! Die Diagnose überfiel mich mit schwerem Geschütz vergangener Kaliber, damit ich den Zusammenhang begreife. Mit dem Tod des Ungeborenen ist auch der Sinn gestorben. Derart vom Schicksal betrogen, wollte ich von Heiligen nie wieder etwas wissen – die Bösen leben länger!

»Und leben will ich!« sagte ich zu Carola Monate vor unserer Trennung, nippte am Espresso und drehte eine Zigarette. »Warum sollst du nicht leben?« reagierte sie perplex. Sie versteht mich nicht, dachte ich und schwieg meine beste Freundin an. Nach zwanzig Jahren inniger Freundschaft nun am Punkt der Wende, scheiterten wir bereits an der bevorstehenden Transforma-

tion. Vier Wochen vor der definitiven Diagnose, stahl sie sich aus meinem Leben, und mir blieb nicht genügend Kraft, sie in mein Leben zurückzubitten. Dein Leben? Die Teufel spotten, seit es am berühmten, seidenen Faden hängt. Carola hat meine Todesnähe gewittert, davor ist sie geflohen. Niemand ist frei! Das hat sie erschreckt. Früher vergeudete sich kein Gedanke trübend deswegen, heute zeigen die Irrtümer sich unverschleiert und sprechen im Chor: Du bist nicht frei, schau hin! Die Zweifel haben gesiegt, mich gänzlich umgestülpt. Nur ein leises Sehnen glüht gelegentlich auf, ich müsse den Glauben wieder finden. Doch wo anfangen zu suchen. Zum Abschied küsste ich Carola und schlüpfte hinaus in den lauen Abend, ihrem rätselnden Blick entweichend. Auf dem Heimweg verfolgt von Grübeln. Wo versteckt sich das Wunder, das mich wieder mit Sinn erfüllt? Stehenbleiben. Ein Geräusch. Leise tönen, meine Stimme zu hören, zu wissen, ob ich wach erlebe oder träume. Die Nacht ist stumm. Keine Ohren. Ich bin allein. Vielleicht doch ein Traum. Kein Echo kommt zurück. Wie lange noch? Warten macht mürbe ...

Daliegen und dennoch fern durch solche Bilder schweifen. Den Körper vermisse ich nicht ... Ich erinnere mich, wie meine Füße zappeln, wenn ich stehenbleibe. Ihr Drang nach Bewegung raubt mir endlose Nächte den Schlaf. Kein Arzt weiß den Grund. Zappelfüße rangieren ganz unten auf der Skala wissenschaftlichen Interesses. Warum denke ich jetzt an die Füße?

Hier sehe ich genau, was los ist. Heimatlosigkeit hat mich auf die Reise getrieben, auf Ameisenfüßen durch viele Länder ohne Ziel. Eine Fremde. Noch fremder bei der Rückkehr, namenlos, als hätte ich ihn unterwegs verloren. Im Pass Name, Herkunftsort, Geburtsdatum neben einem Foto meines Gesichts. Der Pass ist mein Fremdkörper. Ohne ihn kann ich keine Grenze in die Fremde überschreiten. An meinem Befinden ändert er nichts, ich bin nicht mehr oder weniger deswegen. Meine Identität ist einer Nation zugeteilt, wo ich keine Wurzeln greife. Ich gehöre Mutter Erde an. Daher kann der Pass auch nicht das Fremde hindern, das wie eine Anomalie in mich wächst.

Damals! Jung und wild, schriller Fantasiegeist der Freunde. Lustig waren wir. Manchmal hat man sich zu schnell verfeuert, ich ganz gewiss. Kilometer zu zählen, verlor an Bedeutung – nicht dass Heimat gefunden wäre. Noch

immer namenlos gegen die schwindende Zeit rennen, diese Kostbarkeit, die mir ungeahnt verblieb, mit jedem Schritt in die Erde getreten, die Zeit verschlungen vom Suchen und dauernden Sehnen nach Wundern, die mir wieder glauben helfen. Meine Stimme verschluckt von schwarzen Löchern, kehrte kein Echo zurück. Oder hörte ich es nicht?

Eine verborgene Macht hielt mich am Boden. Welche will mir nun das Leben nehmen? Todesstrafe erwartet mich! Nicht einfach der normale Tod. Zufall und Pech, wie es der Arzt nennt. Er überzeugt mich nicht. Der Tod kommt als Strafe zu mir, genauso wie zu unschuldigen Seelen im Todestrakt moderner Gefängnisse. Nicht aber ein Gericht, sondern das Leben selbst hat mich zum Tode verurteilt. Das Urteil: Nicht vergessen können. Was fühlt und denkt, was ich geworden bin, was längst vorbei, noch immer mein System beherrscht, das sind die Gefangenen, in jeder Zelle. Mein Körper ist das Gefängnis. Wegen Erinnerung sitzen sie ein, ihre Straftat ist das Festhalten der Vergangenheit. Aber sie hat dich doch geschaffen, du bist ihr Kind! Unaufhörlich diese Stimme, dass ich sie bewahren und in Ehren halten müsse. Geflüster mit Wesen, die ich nicht sehe. Du bist eine Gefangene, weil an verflozene Zeit gekettet, wie gekreuzigt an einen unentrinnbaren Zustand zwischen Heute und Gestern, ohne Aussicht auf Zukunft, ohne erneuernde Kraft, von Lasten anderer geschwächt ... Die anderen sind doch meine Nächsten – wie soll ich vergessen?

Mit Dimensionen vernetzt, die nicht zu denken sind – zwölf an der Zahl wissenschaftlich berechnet. Der Verstand kommt da nicht mit. Kakophonie unzähliger Stimmen, dazu Bilder. Meine Füße! Wurzeln, abgeschnitten, heimatlos. Etwas Unerträgliches ist der Schnitt. Und nicht sterben. Beängstigend, was ein Mensch aushalten kann. Protestieren will ich, das aber ist verboten, sowie das Anklagen. Das Vierte Gebot ist allgegenwärtig. Gehorsam ohne Gewährsein! Deshalb sterbe ich jetzt. Bis hierher verfolgt mich die Suche nach dem Richtigen, um dem zu entgehen, was mir blühen soll. Heim will ich und finde es nicht, wo ich gehe. Jede beschrittene Strecke bloß eine weitere Sackgasse, an deren Ende ein Schild prangt: Es gibt kein Zurück! ...

Wohin? Keine nationale Größe legitimiert mein Schwächeln, keine politi-

sche Flucht, kein berühmter Exodus, kein Holocaust, damit ich irgendwo dazugehöre, um an einer verwandten Schulter zu weinen. Eine Exilantin bin ich, im eigenen Nest, im eigenen Land, ohne nennenswerten Befund. Der Brustkrebs reiht mich nun zu jenen Frauen, die daran erkrankt sind, jede achte laut Statistik. Alles andere muss schweigen. Dass ich ein Opfer bin, das Kind der Schuld, das Kind mit dem Erbe, dafür steht keine Schulter bereit. Schuld braucht einen Erben oder Einsicht und Reue. Deshalb sitzt die Schuld auf mir, ob ich will oder nicht. Denn sie verdampft nicht wie Wasser, da mag die Sonne noch so schön scheinen ...

Sonnenschein! Vor dem Küchenfenster grüne Hinterhofgartenidylle, die mich auch in zwei Jahrzehnten nicht heilte. Wenngleich wie zum Trost an leuchtenden Tagen glückliches Gezwitscher von draußen durch das offene Fenster herein weht und mir dann für den Moment Vergessen schenkt. Kein Straßenlärm, die geschlossene Küchentür ist die Grenze zu Verkehrsgetöse und Feinstaub. Yin und Yang regieren die Wohnung, die sich in zwei Klimazonen teilt: Licht und Schatten. Einer eigenwilligen Logik folgen Lichtverhältnisse und Ausblick. Beim Sonnenlicht ist alles grau, die Straße von hohen Häusern gesäumt. Beim Schatten aber strotzt es grün vor lauter Natur. Der Arbeitstisch auf der sonnenbeschienenen, grauen Seite ist oft unbesetzt, weil jedes Mal, wenn die Sinne danach verlangen, ich zum Küchentisch umsiedle, um dort das Grün zu inhalieren – wenigstens lebe ich! Dankbar um das Gedachte, das sich wegbahnend über Arm, Hand, Stift zweidimensional ins Tagebuch schiebt, froh um die Buchstaben, die mich für Momente rauschig heben. Nicht Entgegenstemmen mildert meine Not. Die bescheidene Tröstung des Schreibens macht mich weich, so dass ich, obwohl die Tragik eindringlich schmeckend, aus dem Schlamassel herausgehoben, zum hohen Flug aufschwinge. Die alten Gifte neutralisieren sich zu kundigen Fährtenlesern, die mich in ferne Zeiten führen, lange bevor ich geboren wurde. Ein weites Areal überfliege ich mit Vogelaugen und entziffere bruchstückhaft die Ordnung im Geflecht aus Ursachen und Folgen. Ausgebreitet liegen die Dinge unter mir und in den Höhen deutlich der Ruf: Irgendwann wirst du geheilt sein, von der Vergangenheit frei, ohne zu vergessen! Ich erinnere mich, die Atemzüge kos-

tend: Wenigstens lebe ich. Und verstehe soviel. Doch irgendwann, allzu rasch, stürzt der Vogel zu Boden, und in meine Zeit geworfen, stehe ich bis zum Hals im Sumpf. Ich erinnere mich, wie wenn ein eigener Gedanke nie aus sich selbst entstünde, vielmehr Ergebnis von bereits Gedachtem, von einem Kopf zum nächsten, von gestern nach heute, von heute nach morgen getragen, ohne je den Kern zu schmelzen. Ich erinnere die Leichtigkeit des Fließens, geführt gezogen von unsichtbaren Fäden, Helles in meine Augen streuend. Solche Bilder sind es, jede Absicht verschleiernd, die mich in die Labyrinth locken, das Eigene zu suchen, um plötzlich konfrontiert, das Fürchten zu lernen und dann auszuhalten ...

Hell und fröhlich. Schnee! Gleißendes Licht. Heute fahren wir nicht Ski, wir wollen mit Schlitten den kurvigen Weg von der Alm ins Dorf hinunter rodeln. Chris sitzt hinter mir auf dem Schlitten, er ist in mich verknallt, ich nicht. Er ist mir zu jung, erst dreizehn, ein Jahr jünger als ich. Gabri fährt bei Tom mit. Die Zwillingbrüder gleichen sich verblüffend. Ich kann sie lediglich unterscheiden, weil sie inwendig so verschieden sind. Gabri und ich sehen uns überhaupt nicht ähnlich, sie ist dreieinhalb Jahre jünger. Dass wir Schwestern sind, verrät unsere Stimme.

Alles weiß. Oben, unten, zu allen Seiten hin eine Welt aus Watte. Wir lassen uns Zeit. Bei der verschneiten Almhütte sitzen wir auf Baumstämmen und rauchen eine verbotene Zigarette. Kaum sind wir dann losgefahren, passiert es schon. Geschwindigkeit und Zufall verhaken sich in einer Konjunktion und verdrehen mir den linken Fuß. Unachtsamkeit, Übermut, Leichtsinn! Zum Rodeln trägt man keine Skistiefel, die sind wie ein Klotz am Bein. Rutschfeste Schuhe jedoch besitze ich nicht. Unfähig aufzustehen, liege ich im Schnee, übel vor Schmerz versagt der Kreislauf. Was tun? Zwei Dreizehnjährige und eine Elfjährige beraten, ich die Vierzehnjährige halb ohnmächtig am Boden.

Unweit entfernt die Almwirtschaft, davor ein kleiner Transporter mit dicken Schneeketten und ein Mann, der dort hantiert. Klar, nimmt er die Verletzte mit, nachher, jetzt hat er noch zu tun. Tom und Gabri fahren mit den Schlitten ins Tal, sie will beim Ferienhaus ihre Ski holen, um Vater auf den Pisten zu suchen. Mutter ist mit Babsi spazieren, irgendwo am See. Tom sucht seinen

Vater, der Arzt ist und helfen wird. Chris bleibt bei mir und wird mich in die Pension bringen, wo er mit seiner Familie wohnt. Er kümmert sich rührend, fast hätte ich mich doch noch in ihn verliebt. Die ganze Zeit hält er mich im Arm, auch als wir auf der Vorderbank des Transporters sitzen neben dem bärtigen Fahrer. Es geht nur langsam voran, der Schnee ist hoch, darunter Eis. In der letzten Kurve vor dem Dorf ein Blick zum Ferienhaus. Niemand ist zu sehen, verständlich, tagsüber sind alle ausgeflogen. Tom läuft uns von der Hauptstraße entgegen, sein Vater warte bereits im Zimmer auf uns.

Eine böse Sehnenzerrung, sagt der Arzt ohne Vorwurf. Fachmännisch verarztet mit einem festen Klebeverband, dazu eine Pille gegen Entzündung und Schmerzen, werde ich freundlich entlassen. Den verletzten Fuß solle ich schonen, mindestens zwei Wochen lang, am besten gar nicht auftreten, und einen heißen Tee trinken. Die Söhne erhalten den Auftrag, mich heimzubringen und bei mir zu bleiben. Ich deute darin den Ernst meiner Verfassung.

Fröhlich sind wir, als die Zwillinge mich wie ein kleines Kind auf dem Schlitten durchs Dorf ziehen. Die Schmerzen wohltätig vertrieben vom Medikament, lache ich und genieße die Fürsorge. Wie von einem Schrecken verfolgt, kommt uns Gabri atemlos entgegen. Ist Vater etwas zugestoßen? »Nein,« keucht Gabri, dem Weinen nahe, »er war sauer und hat gesagt, du kannst selber schauen, wie du zurecht kommst.«

Eine Sekunde lang klamme Stille. Schockgefroren starren wir uns an. Ich weiß nicht, wie dann wieder Bewegung aufkam. Gabri sagte, dass niemand zu Hause sei, auch nicht die Müllers und die Schmidts. Wir Kinder haben keine Schlüssel. Der Himmel nun aufgeklart, leuchtet edelstein-blau auf den frühen Abend zu, es wird bald dunkel sein. »Wenn wir nicht ins Haus können, warten wir eben beim Wurzelwirt!« Keine Frage, draußen ist es zu kalt, wenn man bloß herumsteht. Chris zieht mich auf dem Schlitten bis vor die Gasthof-tür. Dort nehmen mich die Zwillinge unter den Arm, so humple ich zu einem der Tische. Man kennt uns, die Wirtschaft ist das Nachbarhaus, es geht familiär zu im Dorf. Das Großväterchen vom Wirt kommt auf uns zu und mustert uns skeptisch, »Ihr schaut mir ja ganz verfroren aus – was ist denn los?« Vier Stimmen reden gleichzeitig, alles will raus, der Unfall, Vater, der sich nicht

kümmert, die unauffindbare Mutter, das verschlossene Ferienhaus. Der Alte schüttelt unentwegt den Kopf. In seinen Augen lese ich, dass er Katastrophen kennt, die der Natur und die der Menschen.

»Sepp, bring mal den Beeren aus dem Küchenschrank!« ruft er dem Sohn an der Theke zu, der kurz darauf die Flasche Selbstgebrannten und eine Kanne Tee auf den Tisch stellt. »Das setzt euch den Kopf wieder richtig auf!« lacht Großväterchen, gießt in jede Tasse einen Spritzer und schlurft mit der Flasche zurück in die Küche. Nach ein paar Schlucken schon spült die Wirkung wohltuend durch meinen Körper, tunkt die Sinne in Sicherheit. Erst da realisierend, wie sehr mich der Unfall gestresst hat. Und wie eine diffuse Angst in der Nähe, hinter mir im Rücken, in mir, bedrohlich lauert. Nur vage empfunden, wird sie wohl deshalb vom Verstand verbannt. Großväterchens Schnaps zaubert uns unbekümmert, wir reden, prosten, trinken, umher geworfen von Wogen aus Späßen. Der Kopf befreit vom Hals der Angst, im Ohr quirlender Lärm, der allen gehört. Die Stube, verqualmt und warm wie ein Indianerzelt, kennt die Laute durch alle Oktaven, auch das Schweigen nach einem Begräbnis.

Das blaue Leuchten vor den Fensterscheiben dunkelt sich schwarz. Gedankenblitze, warum die Eltern noch nicht daheim sind. Gabri hat eben nachgeschaut und unterwegs die Müllers getroffen, denen hat sie bescheid gesagt. »Merkwürdig!« murmelt sie zurück am Tisch und schnitzt ihr Gesicht zur Grimasse, so wie es ihre Art ist in Krisenmomenten. Wer versteht schon die Eltern? Die unvereinbare Kluft zwischen Eltern und Kindern ist uns ein naturgegebener Umstand. Noch ein Hauch von Spuk, dann fängt das Lachen uns wieder ein und wirft uns durch die Luft. Der Arm von Chris, sein treuer Blick, er weicht nicht von meiner Seite. Zwei Jahrzehnte später wird er davon nichts mehr wissen. Zufällig laufen wir uns über den Weg und er erinnert sich nicht an mich. Staunend liest er seine Liebesbriefe, die er mir täglich schrieb. Die Zeit vor seinem achtzehnten Lebensjahr sei komplett aus seinem Gedächtnis gelöscht, erklärt er achselzuckend. Mich fröstelt, jetzt, wo ich daran denke ...

Großväterchen bringt einen Holzteller mit Brot und Speck. Wir stürzen uns darauf wie Pioniere nach einer anstrengenden Expedition durch die Ark-

tis und mampfen glücklich mit glühenden Gesichter. Die Stube dampft gemütlich, über den Tischen wanken die Leuchter von den fröhlich klirrenden Tönen. Bis auf einmal Gabris Gesicht vor Schreck gefriert – mir gegenüber hat sie den Blick zur Tür. Ein irres Bild von Mutter knallt mich an – dass sie mit Babsi so lang spazieren geht? Nanosekundenschnell inszeniert sich die Schreckensmeldung: Eine Mutter mit ihrem kleinen Kind im Eis eingebrochen ... Da schon im Rücken Vaters Stimme, ein Wolf, der von hinten angreift. Das Herz setzt einen Schlag aus, um dann umso wilder in die Brust zu hämmern. Taubheit lähmt die Füße, walzt sich die Beine entlang nach oben. Ich drehe mich um. Vater trägt sein Wutkostüm. Ich ahne, was nun folgen wird. Im Bann seiner Dämonen wie verhext, weiß er nicht, was er tut.

»Hier amüsiert dich also und wir machen uns Sorgen!« Seine Stimme verrät, wie es um ihn steht. »Ich kann nicht gehen!« erkläre ich zitternd. Die Angst kann ich nicht denken. »Dein Theater interessiert mich nicht!«, er glüht vor Rage, wird gleich explodieren. Mit scheußlichem Geschimpfe greift er nach mir, zerrt und zieht, was er nur erwischen kann. Ich will ihm ja folgen, weiß aus Erfahrung, was mir in jedem Fall blüht, kann aber nur das rechte Bein belasten. Auch ich bin verhext, hoffend, das Schlimmste zu verhindern, indem ich mich ohne Widerstand dem Gehorsam beuge. Man sieht ihm die Anstrengung an, sich im Lokal als Gerechter zu präsentieren und seine Hölle in Mund und Händen zu verstecken. Der Instinkt scheint ihn zu warnen, wie schlecht der Eindruck wäre, vor aller Augen herumbrüllend, auf seine verletzte Tochter einzuschlagen. Es muss ihm bewusst sein, sonst würde er es tun. Demnach weiß er, dass nicht recht ist, was er vorhat. Dass er es draußen tun wird, ist das Rätsel des Erbes. Auch er trägt ein Erbe. Ob er seine Schuld dem Pfarrer beichtend gesteht oder erst beim Jüngsten Gericht?

Gabri und die Zwillingbrüder starren nur, angstdurchbohrt unfähig zu einer Regung. Die Gäste augenblicklich verstummt, wenden verdattert die Köpfe um. Ich nehme das plötzliche Gefrieren wahr. Und die Stille wie nach einer Beerdigung. Niemand springt auf, den Vater zu stoppen. Sein Zorn wirkt hypnotisierend, macht aus den Leuten Entmündigte. Der Wütende ist der Herrscher. Die Tochter hat es verdient! steht in die Luft geschmiert. Alle Augen

sehen, wie das Mädchen auf einem Bein humpelnd, unter dem Gezerre zu Boden stürzt, dann vom Vater wie eine Verbrecherin an den Haaren zum Ausgang gezogen und hinaus aus der warmen Stube gestoßen wird. Wie der Herrscher gleich draußen vor der Tür seinem Zorn freien Lauf lässt, sehen sie nicht. Stolpernd falle ich orientierungslos durch den Schnee. Vater stets zur Stelle reißt mich hoch, schlägt und schubst mich beschimpfend den Hang hinunter dem Ferienhaus zu. Seine geübten Hände boykottieren jeden meiner Versuche, wieder in die Höhe zu kommen. Aufrappeln, Luft holen, in Deckung gehen, fallen, aufrappeln. Eisiger Schnee, knietief ohne Leuchten, der Himmel schwarz. Ständig nach Luft schnappen und von neuem scheitern, mich zu rechtfertigen. Ich heule und schreie, weil Vater jede Aufklärung verweigert und mir den Mund verbietet. Fakten interessieren ihn nicht, seinen Hass muss er loswerden, indem er auf mich eindrischt und mich demütigt.

»Wer krank ist, liegt zuhause im Bett!« brüllt er zwischen den Hieben, im Gesicht wirres Geblick. Das Ungeheuer hat ihn voll in Besitz. Riskant zu fragen, wie es denn zu bewerkstelligen sei, im Bett des zugesperrten Hauses zu liegen, von dem wir keine Schlüssel haben. Meine Verteidigung samt Wut muss ich hinunterwürgen, sonst bringt er mich um. Noch gebe ich nicht auf, meine Lage zu erklären, auch wenn der nächste Schlag mein Gesicht in kaltes Pulver drückt und jeden Laut erstickt. Doch bald bin auch ich in solcher Wut, dass mich kein Risiko mehr schreckt, und werfe ihm die Wahrheit hin. Der hohe Schnee erschwert den Kampf, ihm schwinden sichtlich die Kräfte. An den Haaren hinter ihm her geschleift wie zur Sklavenzeit, so ruckartig, dass ich laufend hineinfalle in das eisige Pulver, dann auf den Knien rutschend, mal auf dem Bauch, verzweifelt bemüht, auf die Füße zu kommen. Mein Aufschreien macht ihn rasend, meine Schmerzen hält er für Theater.

»Was sollen bloß die Leute denken? Da hast du einen Grund zum Schreien!« Mein Mund füllt sich mit Schnee, ich huste, spucke, bis ich wieder fähig bin zu schreien. Noch eins gibt er mir drauf und wieder fliegt mein Gesicht in den Schnee, füllt sich der Mund mit eiskaltem Pulver. Husten, spucken, bis ich erneut Luft holen und schreien kann. Ich weiß, dass mir niemand zu Hilfe kommen wird, doch das Schreien stärkt den Lebenswillen. Die

Wut besiegt die Angst, sich der Wut des Vaters entgegenzustellen. Die Dunkelheit gaukelt ihm vor, das Drama entginge fremden Augen. Ich wünsche mir zahlreiche Zuschauer, Zeugen sind wichtig, wenngleich ihre Existenz meine Situation nicht verbessert. Niemand kam mir je zu Hilfe, den Gewalttätigen zu bremsen, dem ich seit Kindheit ausgeliefert bin. Das Schweigen der Zeugen bekräftigt seine Tat der Wut. Er wähnt sich im Recht und dröhnt noch lauter, was für eine ungezogene Tochter ich sei, zerrt mich immer grober hinter sich her, bis endlich die Haustür erreicht ist. Nun sind alle da, die Fenster traut erleuchtet. Im Treppenhaus die bang dreinblickende Mutter, die bereits auf uns wartet, obwohl sie gegen das Rasen ihres Mannes ohnehin nichts tun wird. Der Zwang, dem Drama beizuwohnen, ruft sie zur Stelle, um dann die Flucht zu ergreifen, wie um ein Versäumnis verschollener Tage nachzuholen. Sogleich packt sie die vierjährige Babsi, als müsse sie vor großer Gefahr gerettet werden, und will in den Gemeinschaftsraum fliehen. Doch für einen Moment hält die Liebe die Zeit an, damit ich in Babsis erstarrtes Kindergesicht blicken kann. Immer diese erschrockenen Augen, wenn das passiert, Angst und Sorge um die große Schwester. Trösten will ich sie, ihr sagen, keine Angst zu haben, denn ich werde die Wut des Vaters aushalten. Da wird sie von Mutter in Sicherheit gebracht, und ich fortgezerrt von Vaters Händen, geht es die Stufen hinauf, wie hierher gelangt, fallend, kriechend, zuckend unter Schlägen, an Haaren gezogen. Mein Knöchel tobt wie Vaters Zorn. Wir erreichen das Zimmer, das ich mit Gabri teile. Noch ein paar Hiebe, ich lande zwischen Bett und Stuhl. Wie ein Sack angepackt, werde ich auf das Bett geschmissen. Egal, dass mein Kopf den Pfosten trifft, das Untier muss unbedingt eine Zugabe loswerden wegen meines Geschreis – nicht seines.

Wie durch Magie spalte ich mich in zwei, sehe es jetzt aus der Zwischenwelt. Die eine ist die geprügelte Tochter, ihr Körper nur. Die andere, ihr unsichtbarer Zwilling, entschwebt über dem Ort der Gewalt Gefahr und Schmerz bis unter die Decke. Von oben blickt sie herab mit den Augen der Sterne, Haut und Knochen des Peinigers durchdringend, bis in sein Hirn, wo die Schrecken früher Kindertage archiviert sind. Sie sieht genau, wie der tobbende Mann seine Kontrolle verliert, wie der Vater seine Tochter verliert, wie

die Tochter ihren Vater verliert, wie sie sich selbst verloren hat vor langer Zeit, wie auch der Vater sich verloren hat vor viel längerer Zeit. Und das Dilemma durchschauend, begreift sie, dass der Vater sich für einen Heiligen hält, überzeugt von seinem selbstlos korrekten Handeln. Die durch seine Züchtigung gedemütigte Tochter habe kein Recht zu schreien, das Recht sei auf seiner Seite. Er als Vater trage die Verantwortung für ihre Erziehung und müsse für Zucht und Ordnung sorgen. Jeder könne sehen, was für ein schwieriger Teenager die Erstgeborene ist, wie frech und respektlos sie widerspricht, wie sie aus der Reihe tanzt mit ihren selbstgenähten, aufreizenden Fetzen, die sie Kleidung nennt. Man muss sich ja schämen vor den Nachbarn! Ihre bloße Erscheinung sei eine Beleidigung für einen anständigen Menschen – ausgerechnet seine Tochter! Wie er sich drohend am Fußende aufbaut, seine Armbanduhr wichtig fixierend, und mit der Stimme eines Henkers verkündet: »Ich gebe dir exakt zehn Minuten. Bis dahin kannst du dir eine ordentliche Entschuldigung überlegen, ansonsten zwei Monate kein Taschengeld, Ausgangssperre, Telefonverbot, Nähverbot, Backverbot ...«

Vaters Erziehungsstrategie ist bedauernswert kontraproduktiv, die immer gleiche Bestrafungsliste kenne ich auswendig. Mit jedem sinnlosen Verbot verspielt er meinen Respekt, als bezwecke er, dass ich ihn hasse. Die Mutter einer Freundin war fassungslos angesichts meines Nähverbots, »Du liebe Güte, ist das möglich! Wie froh wäre ich, meine Tochter würde nähen.«

Ist die Liste der angedrohten Verbote vollständig, drückt er auf ein Knöpfchen seiner Armbanduhr. »Die Zeit läuft!« sagt er dann mit der Schärfe eines Generals und verlässt das Zimmer. Ich glotze ihm nach, dem steifen Nacken zwischen den hängenden Schultern. Schwere Lasten schleppt er auf seinem Buckel. Stumm werfe ich ihm meinen Spott hinterher, wünschend, die Macht des Verfluchens zu beherrschen, damit er noch schwerer trägt. Ich verfluche ihn, auch ohne die Macht, doch mit allen Sinnen grausamster Imaginationen. So sitze ich auf dem Bett mit dem tobenden Fuß. Zum Heulen ist mir gar nicht mehr, die Wut hat jede Träne erstickt. Niemals werde ich schwach sein! schwöre ich mir ewige Treue.

Theresa huscht herein, hat mitgehört an der Tür. Den Vater kümmert es

wenig, sollen sie alle sehen, was für eine Autorität er ist. Ihm entgeht, in welcher Verfassung er mich zurücklässt, ein Wust aus Schmerz und Hass, brütend über dem Rätsel, wie so gar kein Funke schlechten Gewissens ihn erhellt. »Der spinnt!« zischt Theresa, »Er hat dich doch verprügelt – wieso noch Verbote? Und überhaupt eine Entschuldigung? Weil du verletzt bist?« Verstört starrt sie mich an, schluckt etwas, das nicht essbar ist. Ihre Hände zittern. »Sag doch einfach, was er hören will, dass dir alles leid tut. Überleg mal, kein Taschengeld, Ausgangssperre ... In der Theatergruppe spielst du doch auch jede Rolle so überzeugend. Wozu stolz sein? Du bestrafst dich nur selbst.«

Sie bearbeitet mich und schwimmt sich nach oben. Klein begeben soll ich, mich selbst betrügen, doppelt gedemütigt, scheinheilig Entschuldigungen faseln. Warum und wofür solche Schande noch fördern? Es tut weh, so oder so. Die Ungerechtigkeit hinunterwürgen oder die Konsequenzen als Preis bezahlen für die Verweigerung des Schluckens. Wie lange noch schlucken? Schlucken und dennoch leiden. Es ist wider jeder Natur, gewaltsame Unterdrückung protestlos einzustecken. Eine große Wunde klafft in mir, permanent von neuer Wut aufgerissen und entzündet, kann sie nicht heilen.

Ob wegen Therasas Zureden oder der Aussichtslosigkeit, dass sich meine Kräfte erschöpfen, nicht Ohnmacht, der Wunsch, das Feuer zu löschen. Die Wut bleibt mir glimmend treu, weist rigoros auf den Ausnahmezustand und in zukünftige Zeiten der Befreiung mit dem Schwur, mich niemals zu verleugnen. Noch ist der Zeitpunkt fern. Bis dahin zählt einzig Selbstschutz und Schadenbegrenzung. Mir bleibt keine Wahl, als die Disziplin der scheinbaren Selbstverleugnung aufzubringen. Den aussichtslosen Kampf gegen Vater auf Eis legen und ihm vorerst geben, was er will – was er braucht! Ich balle die Fäuste und nicke entschlossen: Diesen Wahnsinn werde ich aushalten! An alle Rachegeister appellierend, mir beizustehen, da ich mich eines Tages rächen werde. Leiden soll er wie ich! Das lindert zunächst. Wie sonst die Demütigung hinnehmen, ohne die Würde zu opfern? Mich rächen wollen, mobilisiert immense Kräfte. Vielleicht sind sie zu stark gewesen, weil ich jetzt hier ausgeschaltet liege. Hat sich die Rache gegen mich gewendet? Nicht anderen, sondern mir verursacht sie Qual, die mich langsam mordet. Bevor meine

Existenz zu Ende ist, will ich alles wissen. Wohl deshalb holt die Vergangenheit meine Augen, um ihnen das Versteck der Krankheit zu zeigen.

Schnee, alles weiß, Winterferien und dann der Unfall mit seinen Folgen: Die Wut des Vaters und die Wut der Tochter. Dort bin ich zwei, die an der Decke und die auf dem Bett. Meine Emotionen spalten sich in oben und unten. Die Augen beobachten aus zwei Perspektiven. Wie die Tür aufspringt nach exakt zehn Minuten, wie der Diktator das Zimmer betritt und Eindruck schindend vor der Angeklagten steht: »Nun, ich höre?« Prompt ist mir speiübel. Wie die Kotze unten halten? Schlucken, schlucken, schlucken! Schlucken, damit ich nichts versaue, das Bettlaken und die Stimmung des Diktators. Er knebelt mich mit Worten, wie in eigener Kindheit erfahren, »Nun, ich höre!?« Der Satz kippt Säure auf meine Wunden, tausendfach gehört, tausendmal hinuntergewürgt, um giftgasend in mir zu brodeln. Jeden Moment droht die Bombe zu explodieren. Ich muss die Rolle der Gedemütigten spielen, ob ich einverstanden bin oder nicht. Ich muss wollen! So steht es im Skript des perversen Stücks, es handelt von Macht und Vergeltung. Die Tochter ist dem Vater etwas schuldig! Der Stärkere unterdrückt den Schwächeren, der lernt zu hassen, sich selbst und den geliebten Menschen.

Zum Hassen vergewaltigt – wie fühlt man da? In mir ein Sturm rasend gegen den Quäler. Noch sei nicht die Zeit, warnt der Hass genauso wie die Rache. Seine Fäuste würden siegen. Die Angst verbeißt sich in meiner Wunde. Angst geh weg! Später werde ich mich wehren. Meine Wut sammeln und dann ... Momentan gelten Konditionen des Notstands, ich bin gezwungen, mich geschlagen zu geben und zu schlucken – noch! Mich der Überlebensstrategie zu fügen.

»Nun, ich höre ...« Seine eiserne Miene soll gefährlich wirken, damit ich mich gehörig fürchte. Und da schreit mir der Spott ins Hirn, ob er denn nicht merkt, welch lächerliche Figur er preisgibt. Enorme Anstrengung verlangt es mir ab, mich ganz auf das Theaterstück zu konzentrieren: Realabsurdes Theater! Vater ist der Intendant. Ich bin nur seine Schauspielerin. Obgleich mir die Rolle zuwider ist, muss ich sie überzeugend spielen. Gallige Reflexe drücke ich hinter neutrale Fassade – eine Meisterleistung! Und leiere mit bit-

terer Zunge die erpresste Entschuldigung an ihn hin.

Reumütig soll das sein! Ich verkörpere lediglich einen Roboter, der tut, wozu man ihn programmiert hat. Den spiele ich gut. Einem Roboter sieht man nicht an, was in ihm vorgeht. Als Roboter kann ich hassen, ohne es zu zeigen. Und kein Atom Reue, das ist meine erbärmliche Rache – vorläufig, und immerhin ohne Angst. Ich werde erpresst! Äußerlich wird er mich in die Knie zwingen, aber niemals innerlich, damit ich fühle, was er will. Meine Gefühle gehören mir! Mag er mich noch so erniedrigen, die Freiheit hinter meiner Fassade ist mein Triumph und universelles Recht: Gefühle und Gedanken sind frei! Reue erfordern und gleichzeitig Respekt verlangen – wie soll das gehen? Keine Ahnung hat er von Gesetzmäßigkeiten. Angst soll ich haben und mich schämen, ihm daher bibbernd gestatten, meinen Willen samt meiner Würde mit Füßen zu treten. Wimmernd soll ich unter seinen Sohlen kriechen und betteln, damit er gnädig sein Urteil fällt, wie viel Strafe mir zusteht. Und dann noch danke sagen! Er habe sich als Junge bei seinem Vater für die Tracht Prügel stets bedankt. Dazu will er auch mich bringen. Weiß er nicht, in welcher Zeit wir leben? Er muss blind sein, da er nicht begreift, wer seine Tochter ist. Der Spott weicht nicht von meiner Seite. Wie ich ihn heimlich verhöhne, ihm stumm meine Verachtung hinterherwerfe, die er mir einbläut mit Gewalt. Dieser dumme Vater lässt nicht locker, mich in seine Hölle zu zerren, und mangels Selbstreflexion ohne jegliches Gespür für das Ausmaß solch kranker Saat. Einem größenwahnsinnigen Diktator gleich ist ihm verborgen, was unter seiner Regie geschieht, welche Dämonenenergie seines eigenen grauenvollen Kinderkerkers ihn antreibt, was nämlich wirklich in ihm wühlt und über ihn herrscht. Grandiosität regiert sein Selbstbild, somit entgeht ihm die Falschheit meines Büßergefasels, geblendet und realitätsfern hinaufgehoben, ganz trunken von der Macht über die Sklaventochter. Pure Einbildung bläht seine Brust, denn Verstand und Wahrnehmung sind betäubt.

Die andere frei an der Decke schwebend mit ihrem Sternenblick, erfasst genau, was sich unter der Verkleidung des Tyrannen verbirgt. Die unten ahnt und will es nicht denken. Zu unheimlich, was sich dahinter vermutet.

Jetzt, mein Körper unter dem Skalpell der Ärzte, sehe ich Vater gläsern.

Wie verzweifelt er mit den Emotionen ringt – ohne zu wissen. Von Kindheitsgrauen und Jugendalptraum geprägt, solches Gemonster zu verstecken, verzerrt einem das Gemüt – umso mehr die halbwüchsige Tochter immer dreister an seiner Festung rüttelt. Ihr bedingungsloser Gehorsam ist sein Schutz, ihr Widerstand pure Bedrohung. Mein Vater und seine lebenslange Blindheit: Sich fügen und selbst betrügen. Niemals wissen, wer man eigentlich ist. Bravheitskulissen, dahinter Trümmerhaufen. Jeder Stein seiner Trutzburg Prinzipien des Drills, so unzugänglich, dass er die Täuschung für echt hält. Sich selbst so gänzlich fremd, wird jedes Tun zur Abwehr. Jede Gefahr einer Entlarvung muss gebannt und jeder in seinem Reich gefügig gemacht werden. Damit er niemals aufwacht aus dem grandiosen Traum.

Mit Sternenaugen schaue ich von der Decke. Mein Doppel da unten auf dem Bett hat nur begrenzten Überblick. Vor dem Vater Demut simulierend, toben hinter der Stirn ganz andere Kräfte. Mit Gewalt genötigt, sich zu verbiegen! Wie unter Folter Vergehen zu gestehen, die keine sind! Die Stimmen meutern lärmend, die Gelenke drängen, fliehend zu rennen, die Muskeln angespannt für den Angriff, jedoch der Verstand befiehlt dem Körper Lähmung. Die Selbstknebelung droht sie zu zerreißen. Sogar dem Mund ist Verteidigung verboten! Sie muss so tun, als sei sie dumm.

Ich denke an meine Zappelfüße, an das Stottern. Es wird nur schlimmer, wenn ich Recht und Unrecht befrage. Sprechen wollen und die Kehle zementieren! Durch Übung funktioniert die Blockade, mit kräftezehrender Überwindung die Spielregeln des Terrors zu befolgen. Viel später erfahre ich aus Filmen und Büchern, was ich längst kenne. In jedem Regime nämlich rangiert Ehrlichkeit als Verbrechen. Ach was, Regime – existieren überhaupt noch andere Regierungsformen? Selbst jene, die sich demokratisch nennen, bestrafen Ehrlichkeit – offiziell oder hinterrücks. Vater wurden die Spielregeln der Macht gründlich eingepflegt. Absolute Unterwerfung und nichts eigenes mehr, jede persönliche Regung bereuen und sich dafür schämen.

Noch unbefriedigt hakt er nach, ob ich wirklich bereue und mich schäme. Zu fragen wofür, wäre fatale Provokation gewesen. Ich kenne die Regeln. Sie verabscheuend, frage ich nicht und nicke mit krampfhaftem Schauspiel. Auf-

richtig schäme ich mich, weil dieser Mensch mein Vater ist. Stummes Entsetzen, das ich nutze, ihn zu täuschen – eine Fähigkeit, die in einem totalitären Regime überlebensnotwendig ist. Man muss sich retten und irgendwie mit der ständigen Verwirrung klarkommen. Als verschafften ihm Verurteilung und Strafe besondere Erregung, wiederholt er die perversen Phrasen, wie unverschämt ich sei, frech, ungezogen, aufmüpfig, wie provozierend mein Benehmen, mein Aussehen, meine Kleidung ... Ich schlucke und würgen die Pamphlete hinunter, wohlwissend, dass ich meine Würde niemals ausscheiden werde. Niemals wird sie in der Kanalisation enden. In meinem Bauch werde ich sie aufbewahren bis zum rechten Zeitpunkt, um sie dann stolz auf der Zunge zu tragen. Noch muss ich Geduld üben, im totalitären Regime ist jeder rechtlos bis auf den Herrscher, das ist Vater. Ich bin jeder. Kein Wort über Fakten und Realitäten: Ein verantwortungsloser Vater geht lieber Skilaufen als sich um die verletzte Tochter zu kümmern! Weder Einsicht noch schlechtes Gewissen wegen unterlassener Hilfeleistung noch vernünftige Gründe für die Bestrafung. Hinunterschlucken und schweigen. Keine Silbe über den Kern des Dramas. Seine Willkür bestimmt die Regeln, die ohne Logik von Fall zu Fall variieren, je nachdem wie sie der Verdrängung dienen und der Illusion, sich allmächtig zu wähnen. Er ahnt nichts von der Kotze, die ich laufend hinunterwürge, damit es mir gelingt, ihn mit Geheuchel zu betrügen. Wohl hat er als Kind das Gleiche getan und dann leider vergessen.

Eine Robotertochter will er, nicht mich. Geradewegs blicke ich ihn an und gebe ihm, was er verlangt, nicht aus Angst, sondern damit er endlich abzieht und ich wieder atmen kann. Mein Seufzen wird er fehlinterpretieren, er hat null Intuition, so dick eingemauert in seiner Festung. Der Kontakt zu sich selbst seit Jahrzehnten abgestorben, das ist mein armer Vater. Ich könnte heulen, so sehr schäme ich mich für ihn. Um meine Verehrung wird er mich vergeblich drillen. Kafka kennt diesen Irrsinn. Lieber stirbt er freiwillig, als dass er sich besiegen lässt. Wie viele arme Väter wie meiner, der sich zufrieden gibt mit Täuschungsmanövern, derart verbogen, dass ihm das Falsche genügt. Nichts hat er mir übrig gelassen, was mich im Geiste wärmt, für seine Schonfrist der Verleugnung meine Liebe verspielt.

Die Zukunft visualisieren, da wird der Wahwitz vorbei sein. Doch ständig taucht die Frage auf, warum niemand eingriff – die Müllers, die Schmidts? Die unter der Decke lacht: Die haben alle das gleiche Problem! Mit Gewalt dem Kind Respekt einbläuen. Das haben auch sie erlebt. Früher hat die Tochter ihn verehrt, das kleine Mädchen den großen Vater angehimmelt. Keinen winzigen Rest davon hat er der Zukunft bewahrt, nur Wut und Hass, und der Zwang, ihn zu verfluchen. Eine kampfbereite Kompanie trampelt lüstern nach Krieg, sich für den Tag der Rache zu rüsten ...

Respekt vor prügelnden Vaterhänden ist pervers! Lange nicht gemerkt und jetzt gewusst, falle ich aus dem Irrtum. Weit weg jene Kindheitshöllen, bald ein halbes Jahrhundert Staub der Zeit darüber geschichtet, in mir aber präsent Emotionen, unauslöschlich ohne Altersringe, ohne Verfallsdatum. Die alten Bilder holen mich, damit ich noch einmal erlebe, was ich doch eigentlich kenne, als wäre da noch etwas, das ich unbedingt aufspüren müsse.

Ohnmächtig unter Chirurgenmessern und nichts mehr tun können. Was gäbe es noch, was nicht längst versucht worden ist? Armer Vater. Kam er sich wirklich nie nahe, wenigstens insgeheim? Ob er so gut schweigt oder bis zuletzt ahnungslos bleibt, was er tat, Schaden stiftend für sich, für mich, für die Familie, ob er es nie fand, nie finden wird, das eigene geängstigte Kind im alternden Männerleib noch immer starr vor Schreck, ob ihm gänzlich entging, wie die Energie seiner Wut sich in der Tochter fortpflanzt und sich für die Fäuste späterer Tage sammelt? Was empfand er unter der prügelnden Hand seines Vaters, wie sah die Liebe zu ihm aus unter dem Druck der Gewaltbestrafung, wie schafft er es, sich zu erinnern ohne zu fühlen? Seinen Vater habe er stets geliebt und geehrt! Ein Standardspruch, damit bloß nie versehentlich Wahres herausrutscht, das weh tut und verboten ist. Wie verbogen muss man sein: Soviel Gewalt und dann noch lieben? Es braucht Mut, sich erinnernd zu spüren. Zensurlose Selbstuntersuchung bedeutet Wagnis. Ihm ist der Mut systematisch ausgetrieben worden durch fortgesetzte Demütigung, die Erziehungsgräuelp der Kindheit und Drittes Reich, dann Krieg und Kriegsgefangenschaft als Jüngling. Wanzen hätte es da gegeben! Damit sie nicht ins Bett krabbelten, hätten sie die Bettfüße in kleine Wassertöpfe gestellt.

Das ist alles, was ich erfahre aus einem amüsierten Gesicht, Vaters Gesicht, das sonst von Strenge gezeichnet ist. Und ich später in Asien und Afrika denke an Vater und seine Kriegsgefangenschaft, wenn Wanzen mir den Schlaf rauben. Nichts sonst hat er verraten vom Grauen des Krieges. Alles totgeschwiegen – damit nicht existiert, was zu schlimm war, um es zu denken?

Gewalt sät Gewalt, auch gegen das eigene Kind. Hinterher ist es nie geschehen! Falls doch, dann ist bloß die Hand ausgerutscht aus berechtigtem Grund. Immer diese ausrutschende Hand! Als hätte die Hand nichts mit der Person zu tun. Diese ausrutschende Hand besticht mich lang, den Unsinn hinzunehmen und gehorsam Vaters Hass auf mich zu laden, der eigentlich Großvater galt. Wer kann mir sagen, warum er gehasst hat? Armer Großvater. Armer Sohn, ein sensibles Kind, musisch begabt und schön. Später kein Mut, seinem Herzen folgend, sich selbst zu entdecken – ihm fehlt er, jedoch mir nicht. Ein kleiner Unterschied trennt zwei Blutsverwandte um Äonen. Irgendwann ist sein Fühlen verschollen, irgendwo ist das Grab. Denn früher war es einmal vorhanden gewesen. Wie kann er die Wunden seiner Tochter ahnen, wenn er seine eigenen nicht kennt?

Hier ist Endstation für den geerbten Hass, der Parasit, der mich auffrisst. Der Hass will raus, egal wie. Hass ist Energie und auf Dauer nicht tragbar, deswegen liege ich hier. Wer hasst, hat einmal geliebt. Ohne große Liebe, kein großer Hass. Niemandem ein Geheimnis. Dennoch geht es weiter so: Verletzte Liebe kehrt sich in Hass um ...

Meine momentane Bewegungslosigkeit intensiviert die Sinne, so dass ich begreifend sehe ohne Schleier. Ein Babylon der Lügen war mein Nest. Schreien will ich und kann es nicht. Man hat mich medizinisch ausgeschaltet, die Körperfunktionen auf ein Minimum reduziert. Aber nicht, was fühlt. Die Lügen offenbaren ihre ganze Tragweite, Unheil, das den gesamten Planeten umgreift. Monströse Gebirge aus Teppichmustern, Schlagsahne, sonntägliche Kirchgänge, heilige Weihnachtsbrimborien, unter prügelnden Händen sich schämen müssen. Das sind die Nester, wo Weltkriege entspringen.

Denke ich jetzt alles schlecht? Ich sehe keine Aufrichtigkeit. Giftiger Inhalt hygienisch verpackt, das ist die Welt. Den täglichen Verleugungsdruck zu

halten, gelingt nur unter Ausschluss des Fühlens. Das macht dieser Kraftakt mit uns: Lieber blind als sehend! Lieber taub als hörend! Und dann Liebe spielen. Unter dem Dogma des Drills darf sich weder Wissen noch Wahrnehmung äußern, kein Laut, was innerlich los ist. Das Land ist bevölkert von Robotern der Erbsünden, die trotz verheerender Folgen nicht anhalten, um sich zu besinnen. Armes Robotervolk! An einer todbringenden Hybris leidend, krönt es sich zum Kaiser der Schöpfung. Es ist das bedauernswerteste aller Wesen – welches sonst verleugnet so vehement seine Seele?

Es weht mich zurück zum Verlauf der Demütigung. Die eine schwebt an der Decke, die andere sitzt leibhaftig auf dem Bett, daneben Theresa, am Fußende Vater. Siegesicher und offensichtlich befriedigt, marschiert er nach Anhörung der lausigen Entschuldigung ab, eine stolze Miene davontragend, als habe er Großartiges geleistet. Etwa eine Schlacht gewonnen? Welche Schlacht ficht er aus auf meiner Haut, was hat sein Krieg mit mir zu tun? Er hat mich gezeugt, ich trage sein halbes Erbgut. Sein steifer Nacken verrät das Korsett, in das er gezwängt ist. Ich bin zerrissen. Leid tut er mir, weil ihm meine falsche Hülle genügt. Gleichzeitig verhöhnt der Hass das Mitleid. So weit auseinander getriftet, trotz allem Vater und Tochter. Es tut weh und ich darf es nicht fühlen, um meine Würde zu retten. Ich lache. Seine strenge Miene stempelt ihn zum Idioten. Verarscht habe ich ihn und er merkt es nicht. Die Tochter hat bloß Theater gespielt, die Freundin war ihr Publikum. Ihre Anwesenheit ermutigt mich, wohl fiel das Falschsein deshalb etwas leichter. Für den Augenblick heraustreten, den Wahnsinn in seiner komischen Absurdität sehen: Ein makabres Schauspiel. Niemand erklärt mir wofür. Ein Irrenhaus, meine Familie. Und ich muss so tun, als sei sie normal und ich irr.

Kaum hat sich die Tür hinter ihm geschlossen, brechen wir in Gelächter aus, vorsichtig leise noch, man kann nie wissen. Dass eventuell die Tür aufspringt zur Überprüfung, ob die Robotertochter sich auch ja schämt im Büßerkleid. Ein Zeuge in der Stunde des Wahnsinns ist Seltenheit. Und weitere Zeugen stellen sich am nächsten Tag ein. Im Gesicht der Zwillingbrüder der Schock von gestern. Sie haben zugeschaut, zuerst durchs Fenster, dann hinter der Hecke vor dem Wurzelwirt. Eingreifen wollten sie, aber Angst hätte sie

gelähmt, gestehen sie völlig konfus. »Der ist verrückt ...« stammeln sie verstört und wissen nicht, wie das Erlebte einzuordnen. Gabri war mit ihnen Zuschauerin gewesen. Sie genießt Narrenfreiheit. An ihr zielt die Wut des Vaters vorbei, als sei sie unsichtbar. In ihrer Miene Gewissheit, die Gewohnheit hat sie gelehrt. Viel später an jenem Prügelabend trödelt sie heim, unbeachtet vom Diktator, der nur mich im Fokus hat. Sie weiß um den Schutz, in meiner Nähe droht ihr keine Gefahr. Aus ihren Augen blitzt mich etwas an, das mich irritiert. Auch mich hat die Gewohnheit geimpft. So nehmen wir ihn beide nicht wahr, den Triumph, der ihren ahnungslosen Blick verfärbt.

Da, wo ich jetzt bin, gibt es keine Pausen. Von einer Zeit zur nächsten fließt es mich weiter. Noch eben im Schnee mit verletztem Knöchel, schon Herzrasen vor dem geschmückten Tannenbaum. Warum ist Weihnachten solch ein Problem? Horror im Glitzerkostüm. Die Heilige Nacht verschlingt unschuldige Kinder! Vor sechs Jahren wurde mein Ungeborenes ein Weihnachtsoffer. Diesen Schmerz lasse ich mir von niemandem klein reden. »Weinen Sie?« erstaunte sich der Arzt, als er unsere Tränen bei seiner Visite erblickte, »Nehmen Sie es nicht tragisch, in den ersten drei Monaten sind Abgänge die Regel, die meisten Frauen merken es nur nicht.« Es schaudert mich, wie er redet. Es schaudert mich jetzt wie damals. Es schaudert mich ...

Ein verschmitztes Augenpaar schiebt das Düstere beiseite, eine Frau lacht mich an. In der Luft schrilles Sonnenlicht. Es ist Liz, die korpulente Rentnerin aus England. »Schauen Sie, hier sind noch mehr!«, sie meint die Ameisen im Sand – am Strand einer Koralleninsel im indischen Ozean. Ja, da fliege ich jetzt hin, ein halbes Jahr zurück, ich ganz allein in der Bucht selbstvergessen spielend wie ein Kind. Auf allen Vieren robbend im weißen Sand, filme ich große Ameisen, wie sie sich die Mulden hinauf kämpfen, den Halt verlieren, ins Tal kullern, wie sie zickzack rennend einen Ausweg suchen, ein flacher Hang, ein Schlupfloch zwischen den Hügeln. Ulkig sieht es aus. Es ist tragisch. Irgendwann schaffen es alle hinauf und weiter in den nächsten Graben. Da geht es von neuem los, aber keine bleibt sterbend in der Grube zurück. Wer sechzig Millionen Jahre Erdgeschichte schadlos übersteht, ist zäh. Unermüdlich sind sie, kaum hinuntergepurzelt, schon wieder aufgerappelt

und ein neuer Versuch. Vielleicht stammt Sisyphus von den Ameisen ab, ein mythischer Ameisenheld ...

»Was ist denn da?«, auf einmal die Stimme neben mir. Überrascht blicke ich hoch. Da steht Liz mit Badetuch und Buch unterm Arm. So sind wir uns begegnet. Zum Lesen wird sie nicht kommen. Was ich da mache, findet sie keineswegs kindisch, im Gegenteil beteiligt sie sich gleich, auf eine Gruppe Strampler zu ihren Füßen deutend. Dann zieht ein Magnet an unseren Zungen, als seien sich zwei altbekannte Seelen wieder begegnet. Ich weiß nicht, wie wir so schnell zum Thema gelangen: Unsere verlorenen Kinder! Und sie macht keinen Unterschied, dass ihr Sohn mit neunzehn Jahren starb und meine ungeborene Tochter mit drei Monaten im Bauch. Sie macht keinen Unterschied zwischen einem ausgewachsenen Sohn und einem Fötus – es sind unsere Kinder! Altersmäßig könnte sie meine Mutter sein. Wir reden und reden. Wie wird eine Frau mit diesem Schicksalsschlag fertig? Wir hören zu, wir sind verwandt. Lebhaft schildert sie ihren jahrelangen Irrtum durch die Mühlen der Psychotherapie, bis ihr klar war: »Diesen Schmerz lasse ich mir von niemandem klein reden! Er ist ein Teil von mir.« Als sie das sagt, leuchten ihre Augen und ich verstehe genau. Wer hat hier die Fäden gezogen, damit wir uns treffen? Am nächsten Tag schon reist sie ab, wir tauschen keine Adressen aus. Sie wird nie nach Deutschland kommen, ich werde nie nach England reisen, da war ich schon und muss nicht mehr hin. Wir werden uns nie wieder sehen. Dieses Wissen macht sich beim Abschied mit einem Zwicken in der Magengrube bemerkbar.

In einem Dokumentarfilm sprechen Frauen über ihren Verlust, den sie nicht verwiden: Ihr ungeborenes Kind! Manche verloren es bereits zwei Jahrzehnte zuvor. Ihre zeitlose Trauer bestätigt, dass mein Schmerz kein Hirngespinnst ist, sondern ein Recht hat zu sein. Zu jenem Zeitpunkt ist mir noch nicht bewusst, wie sehr dieser Schmerz an viel älteres gekoppelt ist.

Ein langsam wachsender Krebs sei das, meint der Arzt, sechs Jahre nach dem Ungeborenentod das Ultraschallbild meiner linken Brust studierend, »Vor etwa sechs Jahren ist der Tumor entstanden.« Ich bin elektrisiert, muss nicht nachrechnen, wie alt mein Töchterchen wäre, weiß in jedem Moment,

wie lange es her ist, das Drama in jener heiligen Nacht – und will mir jetzt auch mein Leben nehmen? »Vor sechs Jahren hatte ich einen Abgang!« sage ich atemlos, und als ich es ausspreche, wird mir das ganze Desaster klar. »Nein, nein,« entgegnet der Arzt routiniert, »es gibt keine Ursache für Krebs. Nur Zufall, Sie hatten Pech.« Seine schulmedizinische Belehrung lässt mich unberührt. Ich schweige, meine Überzeugung zählt hier nicht. Er hat Medizin studiert, nicht ich. Der innere Aufruhr zeigt mir eindringlich den Bezug zwischen dem Leid und den Folgen. Ob wissenschaftlich bewiesen oder nicht, dieses Gefühl hat recht, denn ich weiß am besten, was dieser Verlust bedeutet. Der Arzt hat Schwangerschaft vom Papier gelernt. Er ist ein Mann, ich bin eine Frau, die Schwangerschaft am eigenen Leib erfuhr. Und das vorzeitige Ende. Die Qual jener unglückseligen Nacht weckte ein Trauma der Kindheit auf, ein altes Leid, das mich überschwemmte und in übermächtige Not riss: Erster Horror im weihnachtlichen Lichterglanz! Von dort pulst das Leid bis hierher, wo mein Körper ausgeschaltet auf dem Operationstisch liegt. Zu gewaltig, was damals geschehen war, deshalb kann es mich jetzt umbringen.

Weihnachten! Am Anfang sind die Bilder schön, erstes Weihnachtsfest in meiner Erinnerung. Aufgeregt warten vor der verschlossenen Tür zur Stube bei den Großeltern auf dem Land. Ich bin klein, vielleicht zwei. Noch gibt es keine Geschwister, ich bin das einzige Kind. Die Welt ist vollkommen, eine paradiesische Ordnung. Großvater neben mir flüstert. Ich verstehe, warum: Hinter der Tür vollzieht sich ein Mysterium. Das Christkind kommt! Zu mir! Ich höre sein bezauberndes Glöckchen, klingeling, das machen die Engel mit ihren gläsernen Fingern. Dann endlich öffnet sich die Tür. Was für ein Anblick. Mein Herz fließt über vor Glück. Jedes Licht am Tannenbaum ist ein Wunder, und es sind so viele. Die Stube ist ein heiliger Ort wie die bescheidene Krippe von Maria und Joseph mit dem nackten Jesuskind. Vor Staunen kein Wort, nur Laute des Entzückens. Friedliche Stille, verklärtes Glitzern in der geheizten Stube. Gebannt stehe ich da mit meinem kleinen Herzschlag ...

Die Erinnerung belebt das Kind von einst. Ich bin es. Unendliche Liebe dort. Alles ist gut! Geschenke erinnere ich nicht. Das Familienalbum dokumentiert, was das Kind unter dem Tannenbaum vorfand: Eine Puppe, ein

Puppenwagen, Bauklötze ... Die Fotos bilden keine Wunder ab, meine Gefühle haben sie konserviert, Lichter für die Zukunft. Sprach ich jemals davon?

Mit fortschreitendem Alter sperrt mein Mund. Englein, Lichtlein, Liebe, klingeling! Die Scham macht mich stumm, Scham für verratenes Kindheitswunder. Eine Wunde bedeckt das Wunder. Meine Prägung ist kein Einzelfall, ich sehe viele daran leiden. Nicht Freude, sondern Hysterie, wenn es weihnachtet, und Erwachsene ihre Eltern kopierend, den verlorenen Kindheitszauber krampfhaft beschwören oder aber sich abwenden wie ich. Das Resultat ist hier wie da verblüffend ähnlich, die Sinne schweigen, das Wunder wiederholt sich nicht. Stattdessen steigt Scham hoch wie ein fremdes Gemüt, Scham für soviel Gefühlsgewicht, für soviel Verwundbarkeit, für soviel Freude, für soviel Hingabe und Glaube an das Wunder, das verraten wurde. Panzerwände trennen uns von der Kraft des Rituals, dessen Bedeutung uns verloren ging. Die Feier des Lichts! Neugeborenes Licht, Leben, Liebe. Die Panzer schützen vor der Furcht, was zu finden wäre, fühlten wir hin. Eine Stimme schreit: Ich leide und will zum Wunder zurück, zu den Quellen der Freude ...

Die Zeit springt. Ich bin ein Staubkorn im Äther. Undurchschaubare Logik zirkelt mich durch die eingeatmeten Tage zu einem exakten Zeitpunkt, um mich genau dort hineinzustoßen. Ich soll sie schauen wie träumen, die Klio, die Ursprungsorten von Fühlen und Glauben wieder begegnet. Huschend streifen mich Schatten wie Blitze, ich falle durch ein Wurmloch in vergangene Tage ... Grün! Nachmittag. Sonne im Garten. Mein erster Frühling als gescheiterte Mutter. Der Schmerz ist mir Trost, weil dann das Kind, das von mir ging, ganz nah ist. Diesen Schmerz werde ich niemals hergeben. Alles andere aber, das Alte und Hässliche, von diesem neuen Schmerz so radikal aktiviert, will ich abstreifen, wünschte, es ließe sich trennen, das Gute und das Schlechte. Ich weiß, Polarität ist Grundlage der Existenz: einatmen, ausatmen. Sowohl als auch, kein entweder oder. Mal fürchte ich, vor Auflehnung zu ersticken, mal ergebe ich mich, mal bestärkt mich schwindelerregend Zuversicht, eines Tages wäre der Dämon besiegt, mal füge ich mich dem Schicksal, dies sei unwiderruflich mein Los für den Rest meines Daseins ...

Grün ist mein Traum. Ich liege im Sonnenschein. Kein Hinweis, heute

könnte sich etwas Besonderes ereignen. Ich lese. Ein Buch von Louis Borges. Nach einem Absatz schon abschweifen und in den Himmel denken, nur die Augenlider heben und in die Unendlichkeit schweben. Wenn ich glaubte, was ich sehe, wüsste ich nichts. Blau ist die Farbe der Ewigkeit. Bei Tag von der Erde aus betrachtet, ergibt unendlich von Raum und Zeit gleich blau. Jeder weiß, dort oben befindet sich das Weltall. Durch dieses blaue Dach will ich stoßen bis zu den Galaxien. Doch Tageslicht und Entfernung machen mich blind. Neben mir sichtbar Frühling: Grün. Oben das Blau, die schützende Hülle des Planeten. Anders der Anblick draußen vom All. Warum kommen mir jedes Mal Tränen, wenn ich ein Foto der Erde sehe? Einsam schwebt der blaue Planet im schwarzen Nichts. Hier unten scheitert die Vorstellung vom All an der grünen Illusion. Es ist das Licht. Weiterlesen. Abschweifen. Das labyrinthische Denken des Louis Borges animiert zum Innehalten. Nur ein Lidschlag und meine Augen fallen in den Himmel. Vertikal den Atem holen, im großen Rechteck des blauen Kosmos versinken. Begrenzt von hohen Häusern, ist der Himmel über der Stadt zerstückelt. Die Fantasie macht ihn ganz.

Einmal tritt die alte Nachbarin im dritten Stock auf den Balkon, ihr Staubtuch auszuschütteln. Sie ruft keinen Gruß hinunter wie sonst oder »Soll ich uns einen Kaffee kochen?« Ich bin unerreichbar, die Augen fern, lesen am Himmel weiter. Gedanken jagen mich ohne zu hetzen, spielen Fangen mit mir. Ein kindlicher Zauber wirft alle Skrupel hinauf, wo sie zwischen den Wolken tollten und fortziehen mit ihnen, vom Wind getrieben. Louis Borges' Ideen fliehen in die Freiheit, zeigen mir Fliegen und Schweben. Den tollkühnen Saltos zuschauen und irgendwann, dieser Zeitpunkt ist nicht plausibel, kehrt die Aufmerksamkeit zu den Buchseiten zurück. Sattes Grün neben mir wie im Dschungel. Ein kleines Fleckchen Wiese umwachsen von Bäumen und Büschen, der Garten, den ich so lange kenne. Jedes Jahr staunen wie zum ersten Mal über die neuerwachende Blütenpracht. Der Frühling hat wieder alles lebendig gemacht, neugeborenes Leben ist erregend. Oft klagen über die Erdgeschosswohnung, dunkel, laut, im Winter kalt. Eigentlich sollte ich zufrieden sein, der Garten hinter dem Haus wird während der warmen Monate zur Oase. Ich hatte Glück und weiß es oft nicht. Wenn ich dann mitten im

Grünen sitze, weiß ich wieder. Ein städtisches Dschungelrevier aus mehreren Hinterhofgärten, kein Staccato und Forte des Verkehrslärms dringt hier ein. Vogelstimmen und Hummelsang verrühren die Stille, bisweilen durchsägt von Kindergeschrei. Nachmittags kommen sie von der Schule heim. Die Luft wühlt sich dann auf mit ihrem Lärm, mal fröhlich, mal zänkisch. An warmen Tagen, wenn Fenster und Türen offen stehen, fallen unschöne Laute aus den Wohnungen in die sonnig grüne Idylle. Und wie im falschen Moment, dass ein dramatisches Hörspiel mich alarmiert. Die feinen Härchen stellen sich auf, kräuseln schauernd über die Haut. Ohne Absicht höre ich mit, ganz hypnotisiert. Erstaunlich, wie der Herzschlag gleich polternd reagiert und innerlich Aufruhr sät. Familienkrieg heißen die Stücke, Mann gegen Frau oder umgekehrt, Eltern gegen Kinder und so weiter, auch Kinder gegen Kinder.

Einmal brüllt im Hinterhof des Nachbarhauses ein Vater seine Tochter an. Die verbale Erniedrigung vervielfältigt sich akustisch durch den Schlund der Tiefgarage. Gebannt lausche ich, nein, ich werde gelauscht, verhext in ein riesenhaftes Ohr. Reflexe aufzuspringen, gleichzeitig von Bleigewichten zu Boden gedrückt, denken: Wenn dieser Vater seine Tochter schlägt, renne ich hinüber! Doch, könnte ich die Lähmung überwinden? Warnung aus nebulösen Urzeiten, in solchem Fall stillzuhalten. Nicht Feigheit, nicht Ignoranz sind die Gründe, mich tatenlos zu empfinden. Eine fremde Macht stülpt sich über mich. Erlebnisse, die nicht die meinen sind, gesichtslos eingepflanzt und nichts erklärend, belagern mich mit schwerem Gewicht. Das Vater-Tochter-Geschrei nebenan ist purer Stress. Abstoßende Szenen bevölkern mein Hirn. Der herumbrüllende Vater schlägt die Tochter, ich schlüpfe durch den Zaun, um dem Schlagenden Einhalt zu gebieten und das Kind zu beschützen. Mit Erfolg, der Vater, dem es peinlich ist, beendet sogleich das Toben. Am nächsten Tag steht in der Zeitung, er habe später in der Wohnung sein Kind umgebracht ... Solche Bilderstürme überfallen mich, aus dunklen Kellern aufgestiegen, schweißtreibende Fantasien aus Gefahr und Totschlag, die sich meiner Steuerung entziehen.

An diesem Nachmittag bleibt es ruhig im Nachbarhof. Und wie so oft an anderen Tagen, wenn der Großstadtdschungel mir gehört, greift die Stille

sanft nach mir, mit warmen Fingern meine Sinne aus der Enge des Körpers zu schälen. Der Ausflug ist ein Geheimnis. Erinnerungslos kehre ich zurück mit großem Empfinden. Grenzen zerfließen. Und der Verstand irritiert, ob das Erleben träumen oder erwachen ist. Dann weiterlesen und bald wieder abschweifen aus Louis Borges' Labyrinth. Diesmal zielen die Augen nicht zum Himmel. Neben der Liege im Gras wie magisch angezogen von einem winzigen Kleeblatt, das sich bewegt. Windstille und regungslos jeder Halm, nur das Kleeblatt wiegt sich hin und her. Fasziniert schaue ich zu. Tumult vor Staunen, wie es möglich ist. Woher die Bewegung rührt, wenn doch kein Lüftchen weht? Es sieht aus, als winke es mit seinen drei Blättchen. Das Winken gilt mir! Erkennst du mich nicht? Ich bin es. Ein tief versunkenes Auge erkennt das zarte Wesen. Verzücktes Lächeln. Der Blick unter Wasser, Unschärfe und Taumeln. Ein erster Tropfen quillt über den Damm und löst eine Flut aus. Verflüssigter Schmerz stürzt über den Rand des Lids, dann über Wange und Mund bis unters Kinn. Salz auf den Lippen wie immer, wenn ich daran denke: Mein totes Kind. Die Hand greift nach dem Kleeblatt, berühren, streicheln – wundersames Ding. Lange zwischen den Fingern das zerbrechliche Wesen. Irgendwann gepflückt, liegt es in meiner Hand. Es winkt nicht mehr, es ist bei mir, dreiblättrig schön.

Solcher Zauber ereignet sich nicht täglich. Kein Zweifel verschwendet sich grübelnd, ob so zu denken schicklich ist. Das Kleeblatt hat mir zugewinkt, mich regelrecht verführt, ich solle es nehmen. Unverletzbar jetzt, weil es mich gefunden hat, nun zwischen den Seiten des Buches schlafend. Eines Tages werde ich erfahren, was hier geschehen ist, fern des Begreifens. Gelächter hinter mir. Verständnislos eine Klio, streut mir Argwohn ins Haar, weil ich so fühle. Ich bleibe dem Kleeblattwunder treu. Und dann zurück in Louis Borges' Labyrinth dauert es nicht lang, bis ein Satz mich trifft wie ein Pfeil: Die Geschichten trage ich oft jahrzehntelang mit mir herum, bis ich sie schließlich niederschreibe, dann bin ich sie los! Pfefferminze bläst mich an: Dann bin ich sie los! Erregt schmecke ich die Zeilen, die einen Kreis bilden ohne Anfang und Ende. Dann bin ich sie los ...

In ferner Zeit vor meiner Existenz schrieb Louis Borges seine Gedanken

auf. Heute ist er tot, nicht aber sein Denken. Heute lebe ich, und dank seiner Not auf dem Papier ist sein Mund nah an meinem Ohr. Auch ich trage Geschichten mit mir herum, viel zu schwer und viel zu lang. Keine Frage, ich will die Geschichten der Vergangenheit loswerden. Doch kein Mittel hilfreich bisher, die unselige Zeit schadlos zu machen. Da klingt erstmals die Bedeutung meines Namens an: Klio, die Geschichtenerzählerin! Fast alle Bücher einer Matriarchatsforscherin hatte ich gelesen, aber nicht meine Namensschwester erkannt, »Von den neun Musen war es Klio, die Geschichten rezitierte als großartigen Hintergrund zu jedem Fest, Zyklen von Klan-Generationen mit ihren Schicksalen ...«

Über fünf Jahre seit dem Kleeblatt-Tanz bis hierher. Die unselige Zeit lässt sich nicht herauschneiden wie ein Geschwür. Der erbsengroße Krebs in der linken Brust ist der Knoten über meinem Herzen. Kein Messer ist scharf genug, kein Arzt fähig, die kranke Wurzel zu operieren. In Wellen schwappt es über mich, ich wüsste genau, was mich am Vergessen hindert. Der Schmerz ist zeitlos an seinen Anfang gekoppelt, verjährt und altert nicht. Uralte Emotionen, Fühlen und Denken steuernd, sind im Körper gespeichert. Aus dem Schlaf aufgescheucht, einer qualvollen Wachheit ausgesetzt, saugt eine kraftraubende Energie an mir. Erinnerung verseucht mich. Gegen meinen Willen. Und bringt mich jetzt um. Der Wahrheit lässt sich kein Grab schaufeln! Trotzdem suche ich weiter nach einem Versteck. Irgendwo muss sie doch hin, die Wahrheit, die keiner haben will. Weil niemand sie will, fiel sie auf mich bei der Geburt. Damit sie nicht verlorenght, pflanzt sie sich von einer Generation zur nächsten fort, ein Erbe mit mächtigem Potenzial. Nach Anerkennung strebend, das ist die Macht der Wahrheit. Zum Überleben quält sie auch am falschen Ort. Mich hat das Schicksal ausgewählt, diese Erbsünde zu tragen, denn kinderlos kann ich sie nicht weitergeben. Ich bin ihr Mund! Mit ihr sterben werde ich so oder so.

Geerbte Sünde! Jetzt steht die Sünde in neuem Licht. Ist sündig, wenn nicht sein darf, was ist, gewaltsam unterdrückt, was sein soll? Von frühen Jahren an das Gewicht gewöhnt, tut sich die Einsicht schwer. Zuerst weder der Last noch des Fremden bewusst, vermutete ich mich kompliziert, deutete

all das Verwirrende als angeborene Unfähigkeit, hoffend, das Unerwünschte ließe sich stumm disziplinieren. Bis sich nach rastlosem Irren das Fremde in mir zu erkennen gibt. Erblast verhält sich wie Radioaktivität. Man sieht sie und ihre Gefährlichkeit nicht. Ist das Fühlen erstickt, deformiert sich Denken und Sehen. Was für ein braves Kind! Dann in der Pubertät bricht die Rebellion wie ein wunderliches Phantom über den Familienfrieden her. Niemand weiß, was los ist. Zusammenhänge zu erfassen, ist abtrainiert. Das jugendliche Aufbegehren verhärtet die Fronten, Widerstand, Streit, innen wie außen, chronisch fern von Verständigung und Aussicht auf Lösung. Die festgezurrten Dogmen knebeln die Sinne der Eltern, tarnen den Druck mit Abwehr, die sich in radioaktivem Schweigen verheimlicht. Was wirklich drückt, bleibt verborgen und folglich unangreifbar, so pflegen sie ihre Unschuld. Ungeübt, Ursache und Wirkung in Verbindung zu knüpfen, winden sie sich ratlos: Was hat denn die widerborstige Tochter mit uns zu tun? Der immer gleich lautende Vorwurf zementiert die Gewohnheit und hält ihnen die Schuld vom Leib, »Du bist streitsüchtig! Permanent stiftest du Unfrieden! Kannst du nicht endlich damit aufhören, ständig die alten Kamellen hervorzukramen?!«

Alte Kamellen! So wird mein Trauma genannt. Einfach zertrampelt meine Not. Ignorieren soll ich, was quält. Ich leiste Gehorsam, fühle mich schuldig. Schuld, die mich in eine zweite Haut schnürt. Eine fremde Schuld ist meine Mörderin. Die Blutsverwandten überlegen nicht, warum ich so bin. Für sie gibt es nur eine Erklärung: ungezogen und missraten. Die leidgeprüften Eltern mutmaßen Erziehungsfehler, reumütig taktierend, nicht streng genug gewesen zu sein. Dass sie die zwei jüngeren Geschwister umso nachsichtiger behandeln, zeugt von ihrer Verbiegung. Ich beneide Mutter und Vater um ihre Blindheit, schlaue Einbildung als Bollwerk ihrer Ängste, um abseits meines Kummers ein ungetrübtes Dasein zu führen. Meine lästige Neigung, alte Kamellen hervorzukramen, macht mich zum Störenfried und Nestbeschmutzer. Sie schlafen gut, andernfalls helfen zuverlässig Pillen. So gelingt ihnen die Abschiebung der Vergangenheit. Wohl fiel ihnen ein besseres Los zu als mir, die Dämonen verfolgen sie nicht. Die Eine in mir widerspricht, man müsse der Wahrheit dienen. Die Andere wischt mich abfällig um, wozu sich plagen,

wenn es ebenso leichter ginge. Die Stimmen geraten ins Gefecht, ich werfe mich dazwischen. Warum ich für andere büßen müsse und nicht entkam wie Eltern und Geschwister, warum meine Mühen der Tod bestraft, warum ich?

Selbstmitleid ist unzeitgemäß, vor allem in Schriftform. Doch wer je mit echter Not konfrontiert war, kennt die zermürenden Phasen des Selbstbedauerns. Ich zähle nicht zu jenen Krebserkrankten, die tapfer schweigen, um gänzlich auf das Geschütz moderner Behandlungsmethoden fixiert zu hoffen, dem Ungeheuer ein Schnippchen zu schlagen. Abgeschaltet bis auf das pumpende Herz liegt mein Körper da, aber das, was ich ohne ihn bin, mein liches Wesen, ist mobil und durchforstet die gelebten Tage, die längst die Lebensmitte durchschritten, reine Energie übrig ließen. Vielleicht muss sie sich nun materialisieren, da das Limit erreicht ist. Ende oder Neugeburt?

Seit dem Tod des Kindes fühle ich den Fluch. Zu artikulieren, was wahr ist, wagte ich nicht. Man hätte mich für verrückt erklärt, nannte mich für weit weniger bereits gestört. Mutter hatte ihr festes Bild von mir, ich sei überspannt und besäße zuviel Fantasie. Ihr Unbehagen schiebt sie meiner Fantasie hin, damit die Geister ihrer eigenen Geschichte sie bloß nicht plagen. Ein Fluch in der heutigen Zeit? Das gibt es nur in Mythen und Märchen und in den Legenden primitiver Kulturen! Die Krebsdiagnose hat die Hemmschwelle gesprengt. Beim Hausarzt, den ich vor der Operation wegen der Untersuchungen von Herz, Blut, Kreislauf konsultiere, platzt es aus mir heraus, ohne das Wagnis zu bedenken: »Den Krebs bekam ich wegen eines alten Traumas!« Den Fluch verschweige ich noch. Der Hausarzt bekommt einen wirren Blick und flieht sogleich zu seinen medizinischen Utensilien.

Ob zeitgemäß oder nicht, den Fluch lernte ich kennen. Stück für Stück offenbarte er sich. Ich muss mit ihm leben. Wegen der Aussicht auf Befreiung hörte ich ihm zu, machte es, wie Psychologen bei Ängsten raten, die zeitgemäßer sind. Fluch komm her, ich will dich sehen! Zeig dich mir! Da steht er dann vor mir, so hünenhaft, dass ich ihn nicht überschauere, aber seine Ausdünstung verklebt mir Hals und Nase. Ich ringe um Atem. Er ist da, hockt in jeder Körperzelle. Sein Gesicht gibt er nicht preis, lediglich die Energie seiner Anwesenheit und aus welcher Richtung das Verhängnis mir zuströmt. Das

Erbe ist nicht stofflich, erst bei mir in der Sackgasse manifestiert es sich physisch. Wie groß sich das Ausmaß gestaltet, ob es mein Ende bewirkt, oder falls ich überlebe, was ich finden werde, wenn ich suche, wie weit der Schrecken in der Ahnenreihe zurückreicht, wo der Fluch seinen Anfang hat, frage ich ins Leere und stelle mir seine Reise vor, eine Odyssee durch Generationen von Körper zu Körper bis er zu mir gelangt. Nach welcher Methode er vorgeht, ob er nach Unsterblichkeit strebt wie der Krebs, ob gar die Ahnen mich riefen, weil ihre Seelen noch nicht in Frieden ruhen, sie mich hierherholten, damit ich den Fluch bis zuletzt erkunde, um dann begreifend zurückzukehren und im Kreis der Lebenden an seiner Erlösung zu wirken ...

Ob er nach Unsterblichkeit strebt wie der Krebs? Ich sehe ihn und seinen Hunger nach Augen. Er will gesehen werden! Der Krebs ist seine Deformierung, eine verzweifelte Grimasse. Bevor ich gezeugt wurde, war er schon alt. Der Fluch ist der rote Faden der Geschichte meiner Wurzeln bis zu meinen Fußsohlen hin, der Plot ähnlich wie einst bei Ödipus, der Erste einer neuen Generation, gezeugt von schuldig gewordenen Vorfahren, die ihn mit gebundenen Füßen seinem Schicksal überließen. Die Mythenerzähler wählten unmissverständlich seinen Namen: Einer, der am Fuß verletzt ist. Seine Wurzel war krank, somit jeder seiner Schritte. Weil er davon nichts wusste, hielt er sie für gesund und büßte für die fremde Schuld.

Da ist mir klar: Auf die Erstgeborenen setzt sich der Fluch mit seinem ganzen Gewicht! Das ist nur logisch. Der Fluch ist ein Parasit, der bloß guckt, wo sein Fortbestand gesichert ist. Gesundheit und Lebensdauer seines Wirts kümmern ihn nicht. Er frisst und frisst. Und bei der nächsten Generationsgeburt wechselt er flink das Revier, springt begierig auf den Ersten mit seiner potenzierten Genetik aus tragischem Wust von Verwundungen und angesammeltem Leid vorangegangener Biografien. Endlich ein neues Kind, hurra! Und alle sind verzückt. Wie süß das Kleine, wie niedlich! Kein Mund verrät, was die Augen leuchten: Wir sind gerettet! Ja, den Fluch sind sie los. Was für ein Eifer, das Neugeborene gleich zu kontaminieren, es mit all dem verfemten Eigenen und den angestauten Klan-Giften voll zu gießen vor Liebeshunger, damit das hilflos putzige Ding mit seinen drolligen Äuglein wieder wettmacht,

was einem das schwierige Leben vorenthielt. Die gemeinschaftliche Ekstase bietet nachhaltig Schutz vor dem Ansturm alter Dämonen. Kein nächtlicher Alptraum wird die Bastion des Klans mehr irritieren, der Kluge erinnert sich am Morgen nicht. Damit ist die Frage im Keim erstickt, welche Lebenslücke das neue Erdenkind füllen muss. Das bittere Arsenal ihrer Wunden flößen sie dem süßen Baby mit viel Zucker ein und fühlen sich besser. Vergeblich wird es diese Nahrung verdauen, mit den Irrtümern heranwachsen und schließlich an ihnen scheitern. Hungrig saugt es den fragwürdigen Segen mit der Milch in den jungen Magen, und so das Familienerbe einverleibend, wird es später – oder nie – lernen müssen, Richtiges vom Falschen zu unterscheiden. Die Fähigkeit der Reflexion muss es entwickeln, um dann Eigenes und Fremdes im Verwirrspiel vermeintlicher Liebe zu erkennen. Das Kind nimmt, was es bekommt, es weiß nichts von später.

Das Szenario ist keine Einbildung. Was ein Erstgeborenes auslöst, spielt sich vor meinen Augen ab. Den Ersten der neuen Generation bringt Gabri zur Welt. Die Familie in solche Euphorie versetzt, dass die Notwendigkeit einer längst überfälligen Klärung lautlos im Sande versickert. Und Babsi ganz trunken vom Tantenglück, überlässt fortan mir die Initiative, ob es uns gibt oder nicht. Sie war die Letzte, wo der Faden riss. Die Einigkeit der Mehrheitsgemeinschaft während der folgenden drei Geburten erstickte ohne ein Wort der Bekundung das jahrelange Eigentlich und Müsste wegen unerledigter Konflikte. Bei vier niedlichen, neuen Kindern ist kein Platz für ein anstrengendes Familienmitglied, das die Bewohner der heilen Welt mit Vergangenheitsbewältigung drangsaliert. Die neuen Großeltern fortan überschwänglich beschäftigt mit dem neugeborenen Glück, sind ganz berauscht von ihren vier Enkelkindern. Das Fluch-Symptom, das beim Ersten bald zutage tritt, wird unversehens mit Medikamenten bekämpft.

Die Mühle mahlt mich klein, jede Umdrehung nach Erkenntnis grabend: Auf die Ersten einer neuen Generation lädt sich der unerledigte Ahnenwust! Doch kein Wort davon. Nach jeder Geburt das Putzelchen vergöttern, das nicht widerspricht, und dem verwirrenden Liebesdurst der Großen ausgesetzt, alles mit sich machen lässt. Es schluckt, was man ihm einflößt. Seine

Tränen aber wird niemand deuten, um die eigentliche Ursache zu ahnen.

Mein totes Kind. Das Kleeblatt. Louis Borges. Mein Leid beginnt zu sprechen. Ich laufe ins Haus zum Tagebuch. Was herausquillt, haftet parolenartig an den Fersen. Immer die Erstgeborenen! Auf den Ersten hockt sich der Fluch! Das Schicksal hat auf mich gedeutet und gesagt: Du sollst es nicht so leicht haben wie Eltern, Geschwister, Partner, Freunde! Du bist eine Erstgeborene, deshalb musst du die Last tragen! Bis du einen Ort findest ...

In der Küche blubbert der Kaffee durch die Espresso-Kanne, Louis Borges ist ständig zugegen: Die Geschichten trage ich oft jahrzehntelang mit mir herum, bis ich sie schließlich niederschreibe, dann bin ich sie los. Er steht hinter mir, geht auf und ab, sitzt am Küchentisch und spricht. Mir wachsen Flügel. Herzgepolter wie vor einer großen Reise. Es könnte die Lösung sein. Die Aussicht versetzt mich in Jubel: Dann werde ich frei sein! Ein erster Schritt, ich setze zum Flug an, brenne mit rauschhafter Hoffnung. Fast zu simpel erscheint mir die Therapie, lediglich dem Papier zu geben, was man nicht haben will. Hokuspokus Simsalabim! Eine schnelle, saubere Müllentsorgung, ohne anderen lästig zu werden. Und anschließend den Frieden feiern. Ob es so einfach ist? Wieder in zwei gespalten, das Zögern der Einen bremst den Überschwang der Anderen. Wo ist der Anfang meiner hässlichen Geschichte, die Geburt oder die Vorgeschichte wie bei Ödipus? Wir sind schicksalsverwandt, Ödipus und ich. Als Erstgeborene tragen wir die Bürde unserer Eltern. Durch die Jahrtausende von seiner zu meiner Zeit entfremdet, hielt auch ich seine Geschichte *nur* für antikes Theater, lief mit den Vielen zu berühmten Bühnen, mich mit seiner Tragödie einen Abend lang zu unterhalten, danach auf ein Glas Wein und mit gutem Gewissen heim. Wie angenehm haben wir uns heute kulturell gebildet! Die Zwei in mir zanken. Ob sich der Anfang des Fluchs in meinem Fall gar hinter einigen Generationen verbirgt? Dicke Schichten mehrerer Schicksale wären zu durchkämmen. Nur wie? Schweigen ist das Familientalent. Wenig erzählen die Eltern über Vorfahren, kaum etwas vom Krieg, obwohl sie Teenager waren, als er ausbrach. Ein Krieg bricht aus! Ein Löwe bricht aus! Sogar die Sprache ist vom Unschuldskomplex in Mitleidenschaft gezogen und leidet unter Verbiegung. Die

Menschen machen Krieg! Ein Volk hat den Krieg herbei gejubelt! Wir sind es.

Meine Großmütter. Eher gesprächig, mieden sie dennoch individuelles Empfinden. Die Not befand sich stets draußen im Reich der Allgemeinheit. Das war halt so! Ehemänner und Söhne an der Front, die Frauen daheim von Soldaten vergewaltigt. Großmutter erzählt es wie ein Abenteuer. Sie habe die Eindringlinge betrunken gemacht mit dem Wein aus dem Keller und sei der Schande glimpflich entgangen. Mutter agiert sich ahnungslos, als sei das bloß wieder eine wilde Fantasie von mir. Vergewaltigungen in ihrem Bauernstädtchen? Schrill lacht sie auf, exaltiert wie von ihr nie gehört, »Woher willst denn du das wissen?« – »Die Oma hat es mir erzählt.« – »Na ja, vielleicht kam das vor, ein, zwei Mal ...« Sie tut die Sache spottend ab und schweigt dann wie wegen Unsinn. Mich erschreckt ihre Reaktion, dieses Auflachen will ein Geheimnis vertuschen. Doch näher komme ich ihr nicht.

Großvaters Asthma war Folge zweier Kriege und eine Krankheit, darüber wird geredet. Sein Pech holte ihn viel zu früh aus dem Leben. Die Behinderung des anderen Großvaters war Pech und Glück zugleich, er musste nicht in den Zweiten Weltkrieg. Was immer Weniges aus einem Mund kam, sind lediglich Überschriften, die Tragödien fern wie die des mythischen Ödipus. So war das halt! Niemand hat in die eigene Not geblickt, niemand von außen nach innen gedeutet, niemand seine Wunden gezeigt. Das muss nun ich tun. Joseph Beuys tat es auf seine Art: Zeig deine Wunden! Die verbannte Not will sprechen. Das Dringlichste soll zuerst zu Wort kommen, Emotionen, die seit langem um Gehör pochen. Und schon blockiert die Wucht die Zunge. Mich überwinden zu sprechen. Etwas Mächtiges erpresst das Schweigen. Wachsender Druck einer nebelhaften Furcht vor Strafe. Der Wahnsinn überkäme mich, sollte ich umknicken unter dem Gewicht, das mich zermalmen wird.

Es war einmal ein kleiner Mensch am Anfang seines Lebens ... Im Kopf gleich hektisch Gerenne, den ersten lausigen Satz zerstampfen, für den ich mich schäme. Schon fällt der nächste aufs Papier: Dies ist die Geschichte, die ich für meine Ahnen niederschreibe ... Unsinn! Lüge! Nicht Altruismus, weder bescheiden noch selbstlos: Purer Eigennutz ist mein Tun. Das Vorhaben reiner Egoismus. Altlasten abwerfen, mich befreien. Die anderen, weder

verfolgt noch gequält, fühlen sich belästigt von mir und den verstaubten Fundstücken, durch Bohrungen in alte Tage ans Licht befördert. Was sich ungern erinnert, soll besser im Dunkeln bleiben. Mich aber treibt das Ungeheuerliche, dieses Gift Vergangenheit herauf zu schaufeln, um nie wieder eigene Ressourcen zu plündern. Das ist meine Motivation.

Nun mein Scheitern. Da kann man sich nur beweinen. Zum Teufel mit der Zensur! Selbstmitleid zu schmähen, gilt hier nicht. Hier gibt es keine Trends. Mühselig sprechenlernen, und bevor ich es wirklich könnte, hat das Schicksal meine Abschaltung veranlasst. An Schläuchen künstlich am Leben erhalten, narkotisiert unter Chirurgenmessern, ist die Einsicht laut: Jene vergeudeteten Energien ruinierten den Körper. Von Vergeblichkeit umzingelt, ruft ein neuer Weg nach meinem Willen. Doch Mediziner interessiert kein Status Quo jenseits der Organe, obwohl Mathematiker längst an Beweisen laborierten, wie Energie in großen Mengen Materie erzeugt. Für die beweisführende Formel gab es bereits einen Nobel-Preis. Dass sich die Wissenden nicht zusammenschließen, um die Vielfalt ihrer Entdeckungen auszutauschen, und neugierig geworden, die verschiedenen Richtungen zu erkunden, auch vertikal, scheint dem Gesetz der Eitelkeiten unterworfen. Man geizt wie überall zu kommunizieren, als sei jeder einzelne Kopf ein großes, vermintes Grenzgebiet.

Wenn ich nicht überlebe, wird niemand außer Kalo wissen, woran ich wirklich zugrunde ging. Überlebe ich, wird mir eine schwerwiegende Entscheidung abverlangt: Die Familie oder ich! Und dann die Tat: Abkehr von der Familie und ohne sie weitergehen. Jetzt ist mein nacktes Leben betroffen.

Der Erfolg der Heilung hänge von der Heftigkeit der Erschütterung ab, las ich kürzlich in einem Buch. Die Chancen stehen günstig, denn die Erschütterung ist groß. Und ich hatte gedacht, Sanftmut müsse ich üben. Da aber heißt es, Heilung fordere zu grundsätzlichen Veränderungen alter Lebensmuster heraus. Also keine lauen Affirmationen: Alles ist gut. Wohl ist es deshalb so weit mit mir gekommen, eine noch größere Erschütterung als der Fötustod war nötig, nämlich die Bedrohung des eigenen Lebens. Damit ich es selbst in die Hand nehme, es beschütze ohne Rücksicht auf andere.

Wie wird man Schmerzen los? Vor fünf Jahren mit dem Entschluss in der

Küche sitzen, von Louis Borges inspiriert, etwas auszuprobieren. Das tue ich jetzt, schrieb ich affirmativ hin. Wenn ich fertig bin, wird mich Vergangenes nicht mehr verpesten. Entschlossen wie nie, diesen Dämon zu bezwingen. Dass es um Tod oder Leben geht, weiß ich nicht im ersten Frühling als gescheiterte Mutter. Es steht noch bevor. Die feinen Fäden der Verknüpfungen, das Netz aus Linien, die den Lauf der Dinge skizzierend, mit jedem Punkt in Verbindung stehen, überfordern mein Sehvermögen. Doch ist alles gewusst, der Körper vergisst nicht. Jahre später durch die alarmierende Diagnose wird die Tür aufgestoßen zu einem weiteren Ausschnitt des Ganzen. Das Kleeblatt tanzte mit der Stimme meines Kindes, um mein Leben zu retten. Das Wunder wird von der Schulmedizin belächelt. Mit solchen, wie ich bin, kommuniziert sie nicht. Dass das Kleeblattwunder bewirkt, mich für das Leben zu entscheiden, dämmert mir jetzt. Wohl ging ich zu zaghaft voran, weil ich hier liege ...

Das Lebenwollen wird dich retten! Anfachendes Geflüster, schon überfällt mich Erschöpfung. Woher noch Kraft nehmen, an Rettung zu glauben? Das Lebenwollen hat mich doch in diese Lage getrieben. Etwas ist schief gelaufen. Gescheitert, vorerst. Ob der Tiefschlag hätte verhindert werden können durch eine andere Vorgehensweise? Scheitern in Größe verwandeln! Viele, die in mir kakophonisch reden: Besser sich nicht zergrübeln, lieber verdrängen, was wehtut, beiseite schieben, ignorieren, schau Mutter, Vater, Schwestern an, die sind verschont geblieben. Nicht ganz! Den Vater hat der Krebs mehrfach gestreift. Und die Tante ist daran frühzeitig gestorben, die Schwester von Mutter. Auch sie beide kontaktlos. Es geht immer weiter so, begreifen oder nicht, dennoch überleben oder früh sterben. Die Beliebigkeit ist gruselig. Vielleicht macht das Sterben klug. Was hat die Tante umgebracht? Der Onkel gewalttätig, Tyrann, frommer Kirchgänger, möglicherweise auch er geil gewesen auf seine Tochter, meine Kusine, die sich in der Pubertät umbringen will und von der Oma in letzter Minute gerettet wird. Die Kusine hat es mir anvertraut, nicht aber den Grund. Und ich fragte nicht. Der große Rest des Klans schwieg die Wahrheit an und nennt den Vorfall bis heute Lebensmittelvergiftung. Als sie nach dem frühen Krebstod ihrer Mutter gerichtlich ihren Pflichtteil beim Vater erwirkt, ist man lauthals empört, nur ich verstehe. Und heute

finde ich sie nicht mehr, weil niemand Kontakt zu ihr hat, auch nicht ihre drei Brüder. Es geht immer weiter so ...

Ich habe vorgesorgt. Wenn ich von hier nicht zurückkehre, werden es alle lesen können: Das Trauma, der Fluch, das sind meine Mörder! Der Krebs ist bloß eine Nebenwirkung des verfeimten Familienerbes. In meinen Tagebüchern ist alles niedergeschrieben ... Ach, was für ein Tor ich bin! Nichts werden sie lesen. Mir zuzuhören, ist ihnen bereits unerträglich anstrengend.

Ins Licht denken jetzt, leben wollen! Was es bedeutet, mir abverlangt wird, ahne ich fröstelnd. Schwerstarbeit, die Überzeugung aufzubringen, dass das Leben mich wieder haben will. Draußen im Garten sonnig-grün Zwitschern. Ich am Küchentisch, unwissend, was mir blühen wird, wenn das Lebenwollen misslingt. Die Bedrohung der Krankheit ist jetzt Therapie. Weil ich wirklich leben will und mir kein halbes gelingt wie den anderen, das ist der Grund. Louis Borges führt mir vor, wie man den Geistern ein Gefäß geben kann. Sie existieren. Um gesehen zu werden, brauchen sie einen Mund. Die Lippen sind die Brücke hinüber ans Ufer der Augen. Aufschreiben, was von innen nach außen drängt. Wer soviel aus dem Untergrund zu Papier bringt, sammelt Erkenntnis durch tätige Betrachtung. Warum lässt das Schicksal einen begnadeten Schriftsteller erblinden? Damit er etwa noch besser denkt oder gar ins Schweigen fällt? Nicht vom Baum der Erkenntnis essen! Das Schicksal bestrafen, es verklagen ob solcher Gemeinheit, wenn ich nur könnte. Was wird mich erwarten, Strafe wie von Vater? Was ich liebte, verbot er. Louis Borges hat weitergemacht, und wie laut gedacht. Die Blindheit hinderte ihn nicht, sich hinter die Dinge zu graben, um dann, frisch erlebt und empfunden, der Sekretärin seine Exkursionen zu diktieren. Was hat ihm das Augenlicht geraubt? Ist allzu intensives Schauen ungesund, so dass man an der Wahrheit erblindet? Schlimmes wartet dort: Urschmerz! Ein Wort bloß und fährt in die Eingeweide wie Gedonner, setzt Elemente der Qual frei, von tief unten hochschießend, mich zu versengen. Da meldet sich die Andere wieder, Zweifel wie scharfe Hunde auf den soeben gefassten Entschluss zu hetzen. Ob sich der Schmerz mit wohlgeformten Wortgebilden gefangen nehmen und in den Käfig der Erträglichkeit sperren ließe, schadlos machen, am Ende gar

besiegen, in Ästhetik gewandet schöne Kunst, um sich selbst zu entrinnen ...

Die blutverschmierten Nackten verrenkt von Francis Bacon, wälzen sich winselnd und stöhnend. Was hätte der Künstler ohne die Kunst angestellt, wohin ihn seine Not getrieben, die jeden Pinselstrich führte? Purer Überlebensakt, seine Gräuel der Leinwand zu übergeben. Erstaunlich der Erfolg der teuer gerahmten Not an makellosen Museumswänden. Finden sich darin so viele wieder? Und atmen erleichtert auf: Das ist Kunst! Denn ohne sie, man müsste schreiend rennen, nicht wissend wohin. Von der Not nimmt die Kunst ihre Kraft. Unheimlich Mächtiges wirkt hinter kreativen Schüben, Verbotenes, das um Ausdruck ringt, Unschuld aus Niemandland, Utopie im Nirgendwo. Kunst ist der legitime Ort der Not. Doch Unvorsicht wird bestraft, nicht allein von Diktatoren und Volk, höchste Instanz ist das Schicksal. Man begreift nicht, was es im Schilde führt, begnadete Künstler zu behindern, sie mit Erschwernissen zu beleidigen, so dass der Verdacht auf Bestrafung fällt. Komponisten werden taub, Schriftsteller blind, Pianisten und Sportler gelähmt, gewaltlose Friedenskämpfer ermordet. Was soll der Mensch daraus lernen? Nicht nur Künstler und Aktivist, sondern der Mensch, der schöpferisch tätig ist, sich also ausschöpft, Energien freisetzt, die ihm selbst unheimlich sind, und dann Materie schafft, die jeder sehen und hören kann. Welche Schlüsse daraus ziehen? Dass sinnlos ist, was man tut? Oder bemüht man sich falsch, weil das, was man so innig tun muss, einem genommen wird?

Gezwitscher draußen im Garten konzertiert Zärtlichkeiten. Das Leben ist schön! Vögel im Geblätter, ich denkend am Küchenfenster. Der Schmerz ist ein Teufel. Warum es ihn gibt, will ich wissen, warum er quälen muss. Um zu existieren, verschlingt er das Licht. Nie ist er satt. Stimmen durchpflügen mein Hirn, ich glühe. Draußen die Stimmen der Vögel, Heitergrünweltgesurre. Die Idylle malt jene laue Nacht vor etlichen Jahren an einem fernen Fischerstrand. »Schau die Vögel an, sie kümmern sich nicht um morgen!« sagte James und hielt meine Hand, »Gott sorgt für alle, Tiere und Menschen.« Dann griff er zur Gitarre und sang Lieder für mich, ohne Kenntnis, dass um Mitternacht mein Geburtstag beginnt, mein einunddreißigster, der erste allein. Jemand hat mir diesen Engel namens James geschickt, jemand, der nicht

unter den Lebenden weilt. Gott sorgt für alle! Das Schlichte klingt wie ein Märchen. Es verspottet mich, als ich flehend wünschte, Gott möge für mich und mein Kind sorgen, und er tat es nicht. Da sitze ich mit der Realität am Küchentisch. Gott mag sich um Vögel und andere kümmern, nicht aber um mich. Draußen Vogelstimmen und ich fühle die Sonnenstrahlen nicht.

Spiralen denken bis zum Stillstand, wo der Schmerz durch das Nadelöhr in seine Gestalten wie in neue Kleider schlüpft, die Aufmerksamkeit ködernd, um mitzuspielen im Theaterstück Leben. Beharrlichkeit ist sein Talent, auf tückischen Umwegen sein Ziel zu treffen. Da fängt er an, sich bunt in Szene zu setzen. In den Vordergrund drängelnd, fragt er nicht, ob irgendjemand einverstanden ist, besetzt mit seinem Geltungsdrang das ganze Blickfeld. Vielarmig steht er auf dem Podest und beherrscht die Bühne. Zu seinen Füßen tänzelnd dickbäuchig ein Gnom, seine kurzen Finger funkelnd bestückt. Schlau ist er, hat die Gelegenheit witternd, blitzschnell Optionen für sich ausgetüftelt. Wie der Wolf die sieben Geißlein verführt, Falsches zu glauben, tarnt er die Absicht mit ölicher Stimme: »Das Leben ist schön und alles gut! Du kannst es haben, jetzt sofort! Komm nur, kaufe Erlösung!« Eine Frau stürmt herein mit zausem Haar, Lärm auf den Lippen, Empörung an den Füßen: »Ob Autos, Tampons, Kreditkarten und so fort, der Jargon ist reine Täuschung, die Produkte knallhart kalkuliert, vermarktet von raffinierten Textern. Kon und Sum! Kon verliebt sich in Sum, Sum verliebt sich in Kon, Kon und Sum lieben sich, sumsum! Am besten gleich den Verstand verlieren! Fleißige Bienchen im Sonnenglanz, was für eine marode Welt! Merkt Ihr nischt? Wie seid Ihr angelogen!« Ein Schwarm androgyner Wesen in pastellfarbenen Gewändern nähert sich pirschend wie ferngesteuert. Unruhe alarmiert mich, auch die Frau auf der Bühne. »Sei still, bist wohl nicht bei Sinnen!« zischen sie mit grapschenden Fingern. Weil die Verzweifelte sich schreiend wehrt, wird sie eingekreist und elegant behindert. »Sei vernünftig! Wer wünscht nicht ein sonniges Leben und alles schön?« So säuseln sie, als wären sie gut, und schieben die Widerwillige wie eine Blöde hinter die Bühne. Just folgt der Auftritt schwebender Wesen. Von sphärischen Klängen gehoben, haben sie keinerlei Bodenberührung. Selbsternannte Meister und Heiler, weiß ich

sofort, als sie sanft verklärte Mantras in die Ohren der Kranken züngeln, die sogleich ehrfürchtig erweichen. Und wie um die Performance überzeugend zu stylen, dimmt sich die Beleuchtung heilversprechend schummrig. Die Kranken mit den Schmerzpaketen versinken dankbar in Trance, manche unnatürlich strotzend vor Kraft, Muskeln und Haut so straff, dass kein Fältchen gelebte Zeit bezeugt. Ich frage mich, wo der Haken liegt. Auffallend teuer gekleidet, führen sie stolz die Labels des Dauerglücks vor. »Meine Klienten brauchen mich!« sagt einer der Schweber und summt einen Heilgesang ein. Ich spotte heimlich. Man heißt Klient, ist allemal Kunde, aber niemals Patient! Wer will schon krank sein. Ein Kunde kann auf Knopfdruck haben, was er bezahlt, sowie der Klient, der auf höherer Stufe entsprechende Preise zu be-rappen hat. Die Schulmedizin nennt den Kranken beim Namen mit einer vielstelligen Nummer und kuriert ihn aufwendig und kostspielig zu Tode ...

Auf der Bühne wird es turbulent, der Urschmerz ist Regisseur mit göttlicher Abstammung. Wer erleuchtet ist oder kurz davor, spricht leise. Die Eifri-gen modellieren ihre Stimmen heilig, üben, sie den Meistern anzugleichen, was oft misslingt und geradezu lächerlich klingt. Ich muss lachen, will es ver-kneifen. Da zupft etwas am Ärmel. Ein Zwerg auf dem Nebensitz, er müsse mir Wichtiges sagen. Ich beuge mich vor, mein Ohr dicht an seinem Pup-penmund. »Herr sein über Emotionen! Das will man demonstrieren, was mit sanfter Stimme besonders effektiv rüberkommt.« Sein Piepsen erinnert an Mickey Mouse. Wohl nehme ich ihn deshalb nicht ernst und wende mich wie-der der Bühne zu. Eben danken die Heilsuchenden den Gurus mit treuer Un-terwerfung und Kostbarkeiten, gemeinsam murmelnd sumsummen, nieder-werfen, Füße küssen, verehren, sich ganz verschenken. »Wer will schon den Schmerz als Meister erkennen?« piepst der Zwerg, hat sich jetzt auf den Sitz gestellt und plappert wie ein Wasserfall, »Schnell weg mit dem lästigen Un-behagen! Jeder ist glückseligkeitssüchtig, in allen Branchen von der hohen Geldindustrie samt Politik, die ja sowieso das gleiche ist, bis in die Kindergär-ten hinunter. Wenn uns Menschen eines verbindet, dann dieses Bedürfnis: Hokuspokus Simalabim! Heilewelt durch Zauberei! Wie verlockend. Von ei-gener Mühe entbunden, lässt man sich gern verzaubern. Die höchste Zau-

berkraft besitzen die mächtigen Reichen, andere werden eliminiert. Früher besaß die Kirche das Monopol, Unterwerfungsverweigerer wurden verbrannt. Heute regieren Kon und Sum mit trickreicher Verführung. Hinter raffiniert gestylter Verpackung nur Müll. Wer merkt schon? Allenfalls Einzelne wie die Frau vorhin. Solche räumt man weg, unzurechnungsfähig genannt, und sobald sie handgreiflich werden, gleich terroristisch klassifiziert, um ihre Quälung in Foltermaschinen zu legitimieren. Produziert wird, was verkauft werden soll. Da ist der Schmerz lukrativ gleich einer Ölquelle, die nie versiegt. Alles lässt sich vermarkten, um reichlich Dumme zu finden. Konsumenten wählen das Angenehme: Hokusfokus Simalabim ohne einen Finger zu krümmen für ein bisschen Glück. Die Ambition auf monetäre Belange beschränkt, damit man haben kann, was man haben soll. Ruinös für die Wirtschaft, Heilung zu verordnen. Mit Wahrheit lassen sich keine Gewinne erzielen, ebenso wenig mit mündiger Kundschaft. Das wissen die Streber nach Geld. Niemand mag ihn, den Schmerz. Deshalb wird sein Symptom einfach weggesummt: Hokusfokus Simalabim!« – »Und seine Botschaft verkannt!« werfe ich ein. Nicken eilt der Gnom weiter: »Schau hin! Im Fernsehen verhökert man das Leid wie warme Semmeln zu jeder Tageszeit, Katastrophen und Unglück anderer mit Vorliebe aus fernen Ländern. Da klebt man vor der Glotze und trinkt kühles Bier mit Schaum. Das Leid Einzelner schafft es allerhöchstens als Superspektakel oder im Sammelpaket zum Themenabend.« Ich sage: »Ansonsten ist der Betroffene allein wie ich. Mein Leid besitzt nicht das Aufsehen erregende Potenzial, ist abstoßend, lästig, störend: Weil es jeden betrifft.«

Der Vorhang fällt, Dunkel löscht das Theater aus. Ohne Bilder geht es inwendig weiter. Viel ist ausprobiert, verschiedene Wege oft parallel, bloß keine Chance zu versäumen. Ich konsumiere spärlich, was zunehmend schwierig und wohl bald gänzlich verunmöglicht wird. Seit der Wurm Internet Zutritt hat in jedes Heim, überfluten Besserfühlköder die User. Permanent neues und täglich mehr, rapide mit Tempo gegen jede Natur, machen, was geht. Während des Zuschauens verlangsame ich mich. Zuweilen Funken des Eindrucks, der umtriebige Eifer verrate, andere seien noch schlimmer dran. Oder besser zur Flucht geeignet! Das Phänomen kaum gestreift, in Schach gehalten

ten von vager Angst, und weitergeschweift. Gelegenheiten zwar, Treffen mit Freunden zu langen Vollmondnächten. Seelengeflüster ausloten, sich in Verbindung bringen bis in kosmische Hochgebirge, mehrstellige Dimensionen spinnen, um dann im Dickicht des alltäglichen Abstrampelns einigermaßen klarzukommen, waren ursprünglich die Motive der Zusammenkünfte. Geblieben sind die Treffen und der Vollmond, die Gespräche aber flach geworden, als vermehrte sich mit jedem Jahresring die Scheu vor dem Gerümpel im eigenen Keller. Kein Nachspüren mehr, wie man gemeint ist. Indessen die Zeit, die dem Einzelnen verbleibt, sich ab Geburt stetig reduziert, wird das Ticken erst um die vierzig gehört. Jeder weitere geatmete Tag verringert die Möglichkeit der rechtzeitigen Richtungskorrektur, um auch die Früchte zu genießen. Wenn es zu spät ist, wird man tot sein. Oder dement wie Vaters Schwester, die nach innen verschwand, ihren Körper namenlos zurücklassend. Nicht aber allein wegen der Atemzüge, deren Anzahl stündlich sinkt, rennt man schneller. Das wuchernde Überangebot erzeugt den Stress. Auf Schnäppchenjagd durch Läden schoppen, von einem Seminar zum nächsten Workshop hoppen, sich hineinstürzen in das Getümmel, als warte da oder dort die Verheißung, in buddhistisch-hippen Zirkeln Zuflucht nehmen, Bestseller wie Glücksspeisen verschlingen, Geld wie Heu haben wollen, neue Autos, Partner, reich und schön, chronisch gierig nach frühlingserwachendem Kitzel. Das stete Suchen macht süchtig. Regelmäßig ein Kick, und alles noch toller. In Wirklichkeit aber stapft es einen tiefer ins Moor, der Pfad nach wie vor gesäumt von Untrost und Beschwerden. Weiter, weiter, noch schneller, noch lauter, bloß nie innehalten. Die Bereitschaft hat sich erschöpft, Ursachen zu ergründen. Keine Zeit für Notwendigkeiten, um schließlich den erforderlichen Wandel zu realisieren. Yin und Yang nie einverleibt, lediglich Orientierungshilfe, die Wohnung neu zu stylen. Schnäppchen trösten über vieles hinweg. Und mit zunehmendem Alter fällt es leichter, sich zu arrangieren. Abschreckend die bloße Vorstellung des Aufwands, sich aus zementierten Strukturen zu befreien. Lieber Elegantes denken und jedes Unbehagen über-tönen. Plötzlich fangen die Alternden an, Mutter und Vater wieder Mami und Papi zu nennen, um sich im frühkindlichen Wunschgarten von Paradiesen zu

verkriechen, die nie existierten, außer in schlaflos einsamen Nächten, benebelt von undurchsichtiger Sehnsucht. Der Mund haucht weiche Laute aus, doch in den Augen kein Glanz vom Wunder.

Warum ich hier liege, das frage ich millionenmal. Das Wünschen funktioniert nicht bei mir. Kein Entrinnen, nicht für mich. Allenfalls über die Schwelle ins Jenseits. Bin ich schon dort? Solange die Bilder bei mir sind, soll es mir recht sein. Nicht ich denke so, es denkt. Denn ich will sie loswerden. Aber etwas in mir will sie behalten. An mir vorbei gleitend Gesichter, zufrieden lächelnd und niemals lästig geworden, doch viel zu früh vom Krebs aus dem Leben gestoßen, auch die berühmte Erfinderin der Idee, alle Wünsche beim Kosmos bestellen zu können. Die Gesetzmäßigkeit durchschauen, um sie nutzbar zu machen! Den Krebstoten nach ist Sanftmut keine Lösung, da meist eine Fälschung. Ich suche ein Schlupfloch davonzukommen. Zahlreich die Slogans heilversprechender Suggestionen: Alles ist gut, Schwamm drüber, loslassen, vergessen, positiv denken! Warum nicht auf einen Nachmittagskaffee mit Schlagsahne bei der Familie vergangenheitslos nett plaudern? Das wurde bis vor zwei Jahrzehnten experimentiert, sporadische Sonntagsbesuche und jede Existenz eines Konflikts vorsichtig umschiffen. Danach, heimgekehrt in die eigenen vier Wände, regelmäßig erbrechen. Die Überdosis Scheinheilewelt vertrug der Magen nicht. Der Verstand ließ sich unterwerfen, aber der Körper blieb unbestechlich ehrlich und revoltierte.

Sehnen nach friedlichem Schlummer. Doch der Schmerz besteht auf seinen Hunger, sich gefräßig multiplizierend, nach Aufmerksamkeit zu heischen. Grausige Gottheiten, die mich regieren. Rache, Wut, Verzweiflung, Hass. Mir so überdrüssig. Unbesiegbar vermiesen sie meine Tage. Dem innerlichen Kriegsgeheul sklavisch untertan, ätzender Lärm, der sich spitz hineinbohrt mit grellem Gekicher. Der Familiendämon an mir festgekrallt, bleischwer auf meinen, nicht anderen Schultern, mästet sich, egal ob er am falschen Platz frisst. Fetter und schwerer von einem Wirt zum nächsten ruiniert er diesen. Das ist, was ich kenne. Nicht ich, die Geschichte will mich nicht loslassen! Hat niemanden sonst, der sich ihrer annimmt. Wie ein Parasit braucht sie einen Körper, meinen, durch Geburt zur Ersten bestimmt, die Erinnerung zu hüten. Ich

bin ihr Exil, sie ist ohne Heimat, verstoßen einst, rechtlos bis heute. Die anderen eignen sich nicht als Ort, ihnen gelingt die Flucht. Sie sind es, die man nicht lästig findet. Auch vor mir fliehen sie. Lästig bin ich. Lästig wegen der Last. Last macht lästig! Ich muss vergessen lernen, den Parasit töten. Wenn es nicht zu spät ist. Von wegen Gutheit, die kein Hüter ist, außer man hätte sich aus freiem Willen für den Schmerz entschieden. Wem soll die Marter dienen, ehrlich, wem hat es gedient, dass Jesus sich kreuzigen ließ? Freiwillig leiden? Ich nicht. Ein Märtyrer mag sich der Selbsttreue opfern, ich bin kein solches Format, nur ohnmächtig unter der Fremdlast. Trotzdem schwöre ich nicht ab von dem Plan, eines Tages die Befreiung zu feiern ...

Tagträume entwerfen mich neu, wie ich erinnerungsentleert in eine unbeschwerte Zukunft fliege, dann aus der Ferne zurückblickend, auf Herkunft und Ahnen, auf den verzweigten Wurzelstrang, dem ich entsprang, die Geschichte der Vielen sehe. Dort weit weg erscheint die Tat kinderleicht: Ich drehe mich um und fliege weiter, gleichmütig lächelnd, die Figuren ihrer Zeit überlassend, die sie zudecken wird Schicht für Schicht und begraben. So stelle ich mir Befreiung vor. Ob solches Bestreben die Illusion bestraft, später zu bereuen wäre? Mein Risiko ist der Preis für die Vision. Die lässt sich nicht einreden oder künstlich erzeugen. Visualisieren, damit sie sich verwirklicht. Wenngleich der Druck sich noch verschlimmert, das Gewicht des voll gefressenen Dämons, fahre ich fort, Schicht für Schicht abzutragen, um meine Geschichte richtig zu schichten. Die deutsche Sprache ist genau, das Wort trifft den Kern: Geschichte ist Geschichtetes. In Englisch nur 'His Story'. Trotz zahlreicher Königinnen sollten Frauen wohl nichts zu erzählen haben.

Seit dem Kleeblatt ist mein Kind ganz nah. Das Kleeblatt liegt nun zwischen den Seiten des Tagebuchs, Louis Borges musste ich wieder in der Bücherei abgeben. Manchmal schaue ich das Kleeblatt an und staune. Dann schreiben mit neuem Elan, damit die Geschichte einen Ort hat und ich sie los bin. Der Kopf füllt sich laufend an, regelrecht zum Überquellen gebracht von erwachenden Stimmen. Statt sich zu reduzieren, nimmt das Erinnern zu. Gar nicht so flugs schreiben kann ich, wie heraus will. Bilderstürme so unvermittelt zwischen den Zeilen, als rasten sie lichtgeschwind vom All direkt in mein

Zentrum. Schreiben, Druck ablassen, verhindern, dass ich zerberste. Was sich nicht aussprechen lässt, vielleicht nur vorerst, tanze ich. Die Bewegungen bringen Tränen zum Fließen, die ihre Herkunft verbergen. Ich bin das Gedächtnis der Familie! Das fühle ich. Klio, die Muse des Geschichtenerzählens, beflügelt mich, sie trägt die Geschichten, weil sie Hüterin der Erinnerung ist. Ich bin Klio mit der neuen Sicht auf die Vergangenheit! Die Erbschuld auf den Schultern, die fremde Last, die nicht mir gehört, will sich transformieren.

Ich bin nur die Kleine, das Kind. Die Schuld gehört Mutter, sie hat mich geboren und gar nicht gewollt ... Herzklopfen. Gepolter. Panik. Warum jetzt solcher Aufruhr? Die Geschosse aus dem All sind bedrohlich: Ich bin Teil von Allem! Um in Bewegung zu bleiben, höre ich nicht auf zu fragen: Was trage ich da, wo geht es zur Wurzel des Übels? Ich gerate in Fahrt, gleich morgens nach dem Erwachen ins Tagebuch fallen, das überquellende Chaos abfließen lassen wie Eiter einer Wunde. Schreiben, was in den Sinn drängt, Zensur verboten. Ordnung schaffen kann später erledigt werden. Noch stecke ich im Sumpf der Notwendigkeiten, es wird nicht ewig währen. Nur logisch, dass wer schwer schleppt, sich irgendwie erleichtern muss. Deshalb ist jenes Familienmitglied mit dem Erbe auf den Schultern befähigt, die Geschichte zu erzählen. Wer keine Vergangenheit im Bewusstsein hat, ist für diese Aufgabe ungeeignet. Man fantasiert sich rosarot und scheint durch den Erinnerungsverzicht weder überanstrengt noch an Gewissensbissen zu leiden. Deren Geschichte ist Fiktion mit dem Titel Heile Welt – meine Familie! Niederschreiben wird sie keiner, sie reden schön und merken nicht, wie das Glanzpapier in Wallung gerät und blubbernd Blasen schlägt, weil es von innen drückt.

Schreiben als Heilmittel. Eine fremde Hand führt den Stift. Diktiert von inwendigen Stimmen, Wort an Wort fügen, Zeile für Zeile. Das Abfließen verschafft Erleichterung. Eine Reise, die mir Freiheit verspricht. Noch ahne ich nicht, wie viel Angst vor der eigenen Geschichte zähnefletschend hinter den Sätzen lauert, wie viel sich verheimlicht, was die Lippen nie kreuzte. Kleine Schritte, damit der Schock nicht die Beine bricht. Zaghafte wagen, das ans Licht Geholte bis zum Ende durchzudenken, vor allem zu fühlen. Und dann der Wahrheit ein Grab schaufeln! Das ist die Lösung. Ich gebe nicht auf, ir-

gendwo liegt der Friedhof. Hof des Friedens! Bis dahin schleppe ich das schwere Gepäck, gefesselt in einem Land, das Wahrheit und Lügen deformiert, meine Heimat, mein Planet. Gesetze? Von Menschen, nicht aber zum Wohl der Gemeinschaft verfasst! Lügner verspotten die Unverbogenen, die geradeaus sprechen. Lügen sind die Tricks der Feigen. Abgründe meiden! Lieber blind als sehend! Und im Kleid der Gutheit weiter wüten. Das Recht beugt sich untertänigst den Blinden. Überdrüssig bin ich, tragen, trauern, soviel jammern, anklagen, hassen. Ich werde lernen. Die Würde ist unantastbar! Ich fordere meine zurück. Man hat sie beschädigt. Niemals aufgeben werde ich, diesen Ort zu suchen, wo die Fremdlast hingehört, wo sich der rechtmäßige Besitzer versteckt. Und dann vom Frieden genommen, ungerührt neben den Lügen der Lügner gehen ohne Gefahr einer Verbiegung. Ob es sich verwirklichen lässt, ob mich die Freiheit, die Leichtigkeit findet? Zweifel geh weg! Ganz nah die Aufgeregtheit des Kindes. Ungeduld, wie dieser neue Mensch, der ich dann bin, sein wird, wozu imstande, anders zu handeln, besser, richtig, damit ich wieder im Fluss des Leben schwimme.

Sammeln, was mir zufällt, hinschreiben. Das dressierte Wesen! Das bin ich, ein dressiertes Wesen. Wie Dressur funktioniert? Die Würde rauben, den Willen brechen – ganz einfach: Mit Gewalt. Siehst du, die Mächtigen wissen es seit jeher! Der Zwerg aus dem Theater sitzt soufflierend im Ohr. Der Stift malt Tintenlinien auf Papier, Gedachtes materialisiert sich. Mit Befriedigung verfolge ich, wie sich die zersetzenden Partikel aus meinem Körper schieben, wie der Parasit überlistet, sich nach dem neuen Wirt reckt. Da schau her, was für ein schönes Papier! Na komm, putt-putt-putt ... Das Papier ist passiv, es wehrt sich nicht, nimmt wie ein Neugeborenes, was man ihm gibt. Weil ich bereit bin und die Zeit reif ist, geschieht es. Die Hände als Tor zwischen innen und außen, tun, was getan werden muss. Gewalt ist eine Spirale. Eine Spirale ist schön. Ein winziger Punkt dreht sich kreisend auf bis ganz groß. Das ist eine Spirale. Der Anfangspunkt, irgendwo in der kleinsten Einheit der Gesellschaft, windet sich ins Große, bis alle sehen, nicht aber die Spirale, sondern ein Phantom. Das Unheil beginnt nicht erst bei Waffen, Bombenkriegen, Völkergemetzel, hat nicht den Ursprung erst bei Hitler und seinen Schurken. Wer

spricht Klartext, wer ist fähig, wer sieht die Spirale? Misshandeln, Willen brechen, verbiegen, Würde rauben, Seelen verkrüppeln. Man redet von solchen, die körperlich behindert sind, ein Geburtsfehler oder kriegsversehrt, verwundet, geschändet, entstellt durch Überfall, Folter, Unfall, Krankheit. Was ist mit jenen, deren Behinderung nicht sichtbar ist?

Hupend kreischt ein Auto auf. Unter meiner Hand der Arbeitstisch im Zimmer zur Straße, dort, wo die Sonne ist, und dennoch grau. Links von mir das Fenster, draußen die Welt. Die Hand mit dem Stift auf dem Papier ruht aus. Vor dem Supermarkt auf der gegenüberliegenden Straßenseite spricht eine alte Dame mit Hut zu einem schwanzwedelnden Hund, der neben der Eingangstür angeleint ist. Dass der Hund nicht zur Dame gehört, ist offensichtlich. Ein paar Meter weiter schreit eine junge Mutter ihr Kind an, das trotzig aufstampft und laut plärrt. Hier beginnt Krieg. Die Hand drängt zum Weiterschreiben: Ein Lebewesen wird misshandelt ... Ich stocke. Ich wurde misshandelt! Ich bin ein misshandeltes Lebewesen! Das Herz schlägt Alarm. Ich lausche. Das Herz schreit. Im Kopf Blitze und Funken. Ich sehe, wie ein Hund misshandelt wird und wie gleich alle einig rufen: Der arme Hund! Und von Bestürzung und Mitleid gepackt, kreuz und quer zu Hilfe eilen. Ich sehe wie ein Kind gequält wird und alles verstummt. Wer hat da den Mut zur Empörung und ruft ganz laut: Das arme Kind! Ich sah, wie niemand da ist. Erziehungsmaßnahmen zum Wohle des Kindes! Die Parolen der Entwürdigungsmethoden werden rechtschaffen propagiert. Aber nichts rechtes höre ich, nur autoritäre Order ans kollektive Bewusstsein: Die Grausamkeit nicht merken! So hat man ein gutes Gewissen. Erziehungsmaßnahmen! Auch Vater argumentiert in diesem Jargon. Wer stellt in Frage, was er sagt? Zum Wohle des Kindes! Die Pubertät ermöglicht zu widersprechen. Als einziges Familienmitglied, das solch Ungehöriges tat, muss ich dafür büßen. Im Kleinen wie im Großen, und über allem: Demokratie und Christentum ...

Was ist erreicht mit meinem Selberdenken? Dem Wagnis eigener Schritte? Gewalt scheint niemanden zu betreffen außer mich, ein Fremdling, ausgegrenzt von der Blutsverwandtschaft. Weil ich frage und die anderen nicht. Warum strotzt die Welt noch immer vor Kriegen, warum trampeln die Mächti-

gen nach wie vor Menschenrechte nieder, warum vergiften die Nationen mehr denn je Mutter Erde, warum werden immer noch mehr Waffen produziert, die in der Vergangenheit Millionen Menschenleben auslöschten und in allen Zeiten nichts als Unheil anrichten, warum das alles, statt sich in gemeinnützige Projekte zu investieren, warum kein Einsehen, keine Sinn stiftende Gesinnung nach soviel Zerstörung? Gründe genug, niemals aufzuhören zu fragen: Woher kommt diese Gewalt, wie entstehen Monster?

Wie im Großen so im Kleinen! Häusliche Gewalt und Kindesmissbrauch finden spärlich ans Licht, bis es einen Todesfall gibt. Wie schrecklich! Und holt sich gleich ein Bier aus dem Kühlschrank. Häusliche Gewalt und Kindesmissbrauch sind uns näher als Kriege in fernen Ländern. Mitgefühl aktiviert sich mit Seufzen und dann wie zum Trost: Zum Glück kommt es selten vor. Selten? Weil man von jenen, die die Torturen rein physisch überleben, kaum etwas erfährt. Jahre später erst vereinzelt gespürt, wie sehr man mental beschädigt ist. Der Körper vergisst nicht! Zum Fürchten, was ein Mensch alles aushalten kann, bis er an den Strapazen zugrunde geht. Warum denke ich jetzt an Afrika und nicht an meine Kindheit? Zehn Stunden auf einem Trailer hin und her geschmissen in praller Sonnenglut endloser Savanne. Dürre bis zum Horizont, Staub und Sand in Augen, Nase, Mund, nichts zu trinken, nichts zu essen, Arme und Knie versagend, und dennoch nicht umfallen, eingeklemmt im dichten Gedränge, ständig auf und ab geworfen wegen der Schlaglöcher der Piste. Währenddessen wachsendes Entsetzen, wie viel ich aushalte ohne zu sterben. Todessehnsucht, damit die Tortur vorbei ist ...

Tatsächlich geschieht es selten, dass ein Kind die Erziehungsmethoden zu seinem Wohle nicht überlebt. Dann aber wird die Öffentlichkeit durch alle Medien informiert, als sei ein Meteorit vom Himmel gefallen. Die Sensation zieht Publikum an. Mir klingt ein befremdender Ton an, häusliche Gewalt und Kindesmissbrauch sind in pathologische Begriffe gerutscht. Seit biblischen Epochen verkümmert Empathie, daher reagiert die Allgemeinheit allopathisch: Die Täter sind vom Himmel gefallene Monster! Niemand hat mit der Angelegenheit etwas zu tun, bringt sich damit ebenso wenig in Verbindung wie mit den Gewohnheitskatastrophen im TV. Die Regierung ist schuld, die

Gesellschaft, das asoziale Gesindel. Man schüttelt fassungslos den Kopf und zapft weiter im Programm. Wenige raffen sich auf und denken größer.

Warum die Reaktionen sich so drastisch unterscheiden, frage ich. Beim Hund sei Mitgefühl angstlos frei, beim Menschenkind käme zu viel Eigenes hoch. Einmischen habe sich nie gelohnt! Trotzdem: Einmischen ist notwendig. Einmischen ist Zeichen der Empörung. Jeder ist Kind von Kindern des Krieges, jede Nation hat ihre Leichen, muss damit fertig werden, auf ihre Weise. Überall Millionen von unglückseligen Toten. Einmischen hat sich nie gelohnt? Wir alle Kinder, Enkel, Urenkel von Müttern und Vätern, deren Hände Helfer des Krieges waren. Zuerst Emotionen, die den Händen befehlen, dann Hände, die handeln. Die Hände sind die Täter des Krieges! Es sind die Hände von Menschen. Züchtigung war Normalität. War? Ständig irgendwo auf dem Erdball harte Strafen wegen Zweifel, Kritik, freien Denkens, ob von Familie, Gesellschaft, Staat. Den Vorfahren wäre es schlimm ergangen, hätten sie aufgemuckt gegen den Vater, gegen die Regierung. Einmischen hat sich doch nie gelohnt! Von Freigeistern verfasste Bücher loderten in Flammen. Nicht so der Ratgeber einer Pädagogin, die sich anmaß, genau zu wissen, wie ein Kind zu einem anständigen Mitbürger zu erziehen wäre. Vom NS-Regime propagiert, wanderte ihr Bestseller in jeden Bücherschrank, die Familien in ihrer Blindheit zu stärken. In der millionenfach verkauften Publikation kein Wort vom Anspruch auf Würde für den kleinen Menschen ab dem ersten Atemzug, das Recht eines Jeden. Die kleine und große Gesundheit müssen ausbaden, was nicht gewusst sein soll. Damit einem vom ersten Lebenstag an systematisch Lebendigkeit abtrainiert werden kann, tarnt sich das Grausame mit gängigen Methoden. So ist Dressur durch Gewaltanwendung anhaltend wirksam und führt dank konditionierten Gehorsams zu lebenslänglicher Unterwerfung, zuverlässig bei Hunden wie bei Kindern. Die Störung an einem haftend gleich ungeheilten Wunden, bildet die Grundpfeiler der Gemeinschaft, irreparabel wie eine physische Behinderung, nur unsichtbar ...

Beunruhigung, die sich nicht preisgibt, dann Fluchtimpulse nach Ablenkung. Ein Cappuccino! In der Küche Schutz suchen, die Gedankengeier dicht auf den Fersen. Warum ein Kind hinter den Hund stellen, warum nicht we-

nigstens auf gleiche Ebene? Man soll so nicht fragen! Dem Kind wird es noch gesagt, die Großen strafft man mit Verachtung. Die Vögel sind frei, reißen in Schwärmen kreischend den Himmel auf, es regnet Fragen. Ob nur der Mensch im Gegensatz zum Hund die Gabe der Reflexion besäße? Was weiß man. Menschliche Hybris, ein misshandelter Hund wisse nicht um die Demütigung. Mal wird einer bissig, mal geht einer an der Verwundung ein, das ist an Folgen zu sehen. Mal hat einer Glück und landet mit seiner gestörten Verfassung im Tierheim, wo tierliebe Menschen sich dann erbarmen. Ob Reflexion tierliebe Menschen in menschenliebe Menschen verwandeln könne? Die Antwort ist ein Konjunktiv, wohl gibt es Bedenken. Was sind die Gründe, dass der eine reflektiert, der andere aber nicht? Hitlers Gesicht plakatiert plötzlich die Gedankengänge, in seinen Augen Tränen, jeder Tropfen ein kleines Kind mit erschrecktem Blick. Wie rührt es mich, dass ich es gleich mit Trost umschlingen will. Eingesperrt mit seiner Not im Dunkel, wartend bis heute, dass jemand komme und es rette. Wie viel Energie hat es in ihn gesetzt, es zu suchen. Doch statt nach außen sich nach innen zu richten, vielleicht durch Malerei sich dem Kindheitstrauma anzunähern bis zur Begegnung, dies zu wagen, um dann mit seinem wiedergefundenen Kind zu trauern, trieb ihn eine andere Kraft allzu heftig, die Erinnerung zu verhindern. Denn hätte er sein verlorenes Kind gefunden, wäre dann noch nötig gewesen, die ungesehene Not, die sich in Hass verkehrte, nach außen zu projizieren und etliche Völker zu traumatisieren? Die Vögel kreischen anklagend auf und ritzen mit ihren Schnäbeln dem Himmel Narben ein, die niemand sieht.

Kräftiger als nötig schlage ich die Sojamilch schaumig. Seit dem Knoten in der Brust ist Kuhmilch vom Speiseplan gestrichen. Ich machte mich schlau fernab des schulmedizinischen Lügenlabyrinths und wurde haarsträubend fündig. Bücher von Betroffenen darben mit ihren Geheimnissen in ignorierten Nischen, die verschwiegene Zensur verbietet ihnen den Platz in Bestsellerlisten. Kritik und Beweise, die monetäre Ziele auf dem Thron entlarven, werden überall und in jeder Gegenwart geahndet. Früher hat man Rebellen gevierteilt, geköpft, gehängt, erschossen oder verbrannt. Heute genügt es dank eifriger Medien, wachrüttelnde Stimmen einfach totzuschweigen. Falls dies

nichts nützt, hilft ein lautloser Pistolenschuss aus dem Hinterhalt, ein Unfall oder die unblutige Tötung durch Verleumdung. Ihre Stimmen aber existieren weiter! Wer sie sucht, wird sie finden, abseits des Mediengehorsams. Heute in Europa Bücher zu verbrennen, wäre wirklich unzeitgemäß, heute vollzieht sich Zensur hygienisch. Undurchschaut die Strategien, die Menschen effizient zu Konsumenten zu entmündigen, von der Werbung hirngewaschen, völlig konfus und regelrecht unfähig gemacht, selber zu wählen, selber zu wollen. Verbraucher sollen wollen, was die Bestsellerlisten hinhalten: putt-putt-putt ... Alles andere fällt unter den Büchertisch in ein hermetisches Reich, dem kein Laut entflieht. Und nicht nur Bücher sind Opfer des Schweigens, alles, was keine superlativen Gewinne erzielt oder unbequem ist, harrt im Exil.

Woher stammt die Kraft meiner Verweigerung? Die lapidare Aussage, der Krebs habe mich grundlos erwischt, trifft keine Resonanz in mir. Verstehen wollen, deshalb stoße ich auf Recherchen einer Wissenschaftlerin mit Befund Brustkrebs. Haarsträubend, was sie in verschlossenen Schubladen von Aufsichtsbehörden und Gesundheitsministerien entdeckt: Testergebnisse von Ratten und Mäusen. Kuhmilch ist krebserregend! Besonders anfällig sind Brust und Prostata. Das wird vertuscht. Die Kuh seit Jahrzehnten industrialisiert, wird vollgepumpt mit Wachstumsmedikamenten. Kuhmilch ist ein Hormoncocktail! Und ein antibiotischer Drink. Die forcierte Milchproduktionssteigerung fügt den Eutern chronische Entzündungen zu, die man durch hohe Dosen Antibiotika auf ein erlaubtes Maß senkt. So haarsträubend das alles, dass ich ohne Zögern das gesamte Arsenal an Milchprodukten aus meinem Haushalt verbanne: Milch, Käse, Joghurt, Quark, Kekse, Pudding, ebenso Rind- und Schweinefleisch. Auch Kalo reagiert auf die Fakten mit Ekel. Am haarsträubendsten ist das Schweigen. Damit weiterhin die Kassen klingeln. So ist das halt im Kapitalismus! Wie aus besonderer Klugheit wird die Wahrheit der Produkte skrupellos verschleiert. Keine Menschen, sondern Finanzhaie versorgen uns mit Nahrung. Keine Menschen, sondern Konsumenten essen und trinken, um den Magen zu füllen. Das macht mich wütend. Der Mensch ist, was er isst! Warum reden wir bloß? So ist das halt! Den Satz, jetzt im Präsens, kenne ich von Eltern und Großeltern: So war das halt. Wie

bringt man bloß alle dazu, sich da hinein zu fühlen und zu denken. Gefangenschaft und Zerstörung essen wir! Und das sind wir dann: Gefangene und Zerstörte, die zerstören! Sklaven der Blindheit, sich so unendlich frei wähnend wegen der immensen Auswahl an Gütern und Möglichkeiten, zum Beispiel mit zweihundert Sachen über die Autobahn zu rasen ...

Energischer als nötig schlage ich die Sojamilch zu Schaum, der Schneebesen in der Hand wie mein Leben, das sich im Kreis dreht. Es gibt keine Garantie, keine Gebrauchsanleitung, wie ich richtig lebe. Jeder individuell zusammengebaut, spielen etliche Faktoren eine Rolle, Interaktion von Innen und Außen plus Ahnenerbe, dazu die Fabelhaftigkeiten an jeder Straßenecke. Alle Atome wirken mit. In unseren Händen lediglich Entscheidung und Tat, und diese laut Hirnforschung fraglich. Das Gehirn fällt bereits eine Entscheidung zum Handeln, bevor die Information den Verstand erreicht.

Reflexion! Wenn es so einfach wäre, wie es sich ausspricht. Ich reflektiere und reflektiere – tue ich das etwa nicht? Dauernd denkt es und grübelt. Reflexion ist wie ein Homöopathikum, kein zauberndes Mittel, lediglich ein Weg, sich Richtung Heilung zu tasten. Sollte der richtig sein, ist gar mit einer Erstverschlechterung zu rechnen. Wie groß die Gefahr, bereits da aufzugeben. Beim Reflexionsversuch traumatischer Erlebnisse ist die Angst übermächtig. Auch das weiß die Hirnforschung, wie nämlich Angst das Denkzentrum zuriegelt und Erinnern unzugänglich wird. Verdrängung ist ein Schutzmechanismus, Schlimmes nicht mehr zu wissen und denken zu können.

Heilung, das Wort fröstelt mich. Großes Menschheitsthema, große Hoffnung. Pathetisch! Die Spötter juxen mit Hohngelächter. Lacht nur! Wer krank ist, hofft inständig auf Heilung. Wer von seinem Kranksein nichts weiß, will Glück und Macht und viel haben. Heilung oder Glück ist die Sehnsucht nach Ganz-Sein, Machthunger der Hinweis auf ungeahnte Not von einst.

Erstverschlechterung. Damit konfrontiert lange vor dem Krebs. Ein Homöopath verabreicht mir ein Mittel, das mich einen Tag lang innerlich abtötet. »Ich verstehe nicht.« sagt er nach meiner Zustandsbeschreibung am Telefon. »Ich war wie tot!« erkläre ich, »Gedanken, Gefühle, Sinne, die mich sonst anregen, alles stumm in mir.« Am nächsten Morgen ist der Spuk vorbei. Nachts

träumte ich, wie ich ein grünes Kind gebäre, das bereits alt ist. Grusel und Freude, immerhin rührt sich wieder Leben in mir. Den Traum notieren und Stunden der Deutung, das grüne Kind durchdringend, ob es imstande sei zu reflektieren, und wie es die Dinge widerspiegelt, wie anders als ein Erwachsener, der vom Verstand gepanzert, vorzubeugen weiß, sich zu schonen. Der Verstand ist ein Staudamm. Unter dem Ansturm von zuviel Wasser bricht er zusammen, mag er noch so stabil gebaut sein. Gewalt sät diabolische Kräfte, die raus wollen, unbedingt raus an die Luft, ans Licht, in Materie inkarnieren.

Die Idee braucht das Wort, das Wort die Tat, die Tat den Körper. Unruhe treibt mich zurück ins Zimmer, dort das Tagebuch auf dem Arbeitstisch. Eine Ahnung folgt mir hartnäckig, furchteinflößend lähmend hinter meinem Rücken. In den Händen die Tasse Cappuccino und ich voller Sträuben, der Ahnung, die so mächtig ist, nahezukommen. Im Verbund mit den Gedankengeistern schleichen die Eltern durch die dunklen Gänge, ich aber will nicht ständig an sie denken. Wie finde ich mich? Fragen wie Notwehr. Die Luft soll sich vollsaugen mit meinem Verlangen, soll den Raum ausfüllen, in die Lungen fließen, wenn ich atme. Wieder die Spötter: Hahaha! Wie finde ich mich – wie pathetisch! Sie irritieren mich nicht, ich bin um eine Erfahrung reicher. Wenn es um Leben oder Tod geht, ist dem Spott nicht mehr zum Lachen. Angesichts der eigenen Auflösung wandelt sich Hybris in Furcht und Leere. Ernst ist es mir, dafür schäme ich mich nicht, spotte denen, die nichts kapieren. Mich wieder finden! Irgendwo bin ich versteckt, irgendwo ging ein Teil von mir verloren. Schamanen wissen das, doch kenne ich keinen. In der modernen Welt sind die Echten rar geworden. Oft höre ich, wie es mich ruft. Louis Borges mag ein Schamane sein, ein blinder Schriftsteller zeigt mir einen Weg, ein Fremder, der mir weiterhilft. Am Anfang die Idee! Diese Macht wird zuallererst wirken. Einfach dem Prozess beiwohnen, wie die Worte von der Hand diktiert, sich auf dem Papier materialisieren. Das Begreifen wird kommen. Die Hand schreibt, die Augen sind Zeugen ...

Erneut hat es sich hingeschrieben: Das dressierte Wesen! Wenn nicht schon vorzeitig zugrunde gegangen, ist sein verbogener Geist in Schattenkämpfe verstrickt. Die absurde Suche nach sich selbst von aller Welt fehlin-

terpretiert, wird nicht verstanden. Versäumte Liebe nachholen und gleichzeitig abwehren, weil die Liebe, die man vermeintlich kennt, mit Leid verknüpft ist und in Resonanz steht. Ein kranker Motor stiftet krankes Handeln, Verwirrung, weitere Not, schließlich Zerstörungswut. Liebe ist angsteinflößend, ihre Nähe berührt alte, tiefgefrorene Not. Sich öffnen geht nicht selektiv. Sich dem aussetzen, was vorhanden ist: Die Essenz aller Erfahrungen. Lieben geschieht. Welche Faktoren die Richtung lenken, wohin sich jemand verwickelt, welche Macht den Weg befiehlt? Vielleicht das Schicksal, wie alles endet ...

In der Zeitung ein schauderhafter Bericht. Ein Siebzehnjähriger hat seine Eltern bestialisch getötet. Ort der Tragödie: eine Kleinstadt. »So eine anständige Familie!« stammeln die Nachbarn, »Der Vater ein wenig streng, aber die Mutter, was für eine gute, brave Frau!« Niemand kann sich die grausame Tat erklären. »Wie kaltblütig!«, reihum lauter Bestürzung. Seltsamerweise nirgendwo ein Versuch, den Jungen und die Eltern in Zusammenhang zu bringen. Die Konfrontation mit dem Geschehnis bleibt im Entsetzen stecken, eine kollektive Lähmung verhindert jede weitere Überlegung. Erschütternd die Wirkung der stillen Übereinkunft, den Kern des Dramas zu meiden, des stummen Verbots, das Grauensvolle zu untersuchen. Das gleiche Phänomen bei Hitler: Ein Monster fiel vom Himmel und hat mit uns nichts zu tun!

... hat mit uns nichts zu tun! Die Abwehr benötigt doppelte Kraft, denn wie zunehmend verlautbar wird, bugsierten verschwiegene Mächte im Westen unser Land in Krieg und Verwüstung. Und das hat noch nicht aufgehört – die geheime Strategie sowie die Volksverwirrung ...

Wenige Wochen zuvor ging ein ähnlicher Fall durch die Presse. Ein Achtzehnjähriger, der seine Mutter köpft und seinen Vater des Verbrechens bezichtigt. Alle Welt ist schockiert, blind für die Energie, die solche Taten erzwingt. Wie kann ein Kind so grausam sein? Die armen Eltern. Wie schrecklich. Das Volk hat sich rasch eine Meinung gebildet, es herrscht Einigkeit über die Aufteilung von Sympathie und Verurteilung. Ich hege Mitleid für beide Jungen. Verantwortlich sind sie ohne Frage, ihre Taten jedoch offenbaren das unerträgliche Maß an Verzweiflung. Ich schere mich nicht um den scheinheilen Volkssinn. Mein Zensurboykott erlaubt mir freies Denken. Was denkt,

schreibt die Hand auf Papier: Ich fühle mit den jungen Tätern! Riesenhaft dehnt es mich aus, die Füße auf der Erde ragt der Kopf ins All. Von dort oben wird das Verbrechen gläsern, durchschaubar der immense Urschaden, der soviel Hass erzeugt. Jede grausame Tat erzählt vom Horror eines Kindes: So gewaltig war der Leidensdruck! Unten auf der Erde aber kein Sensor, wo Hassen beginnt, kein Mund, der laut fragt, wo Grausamkeit ihren Ursprung hat. Kaum ein Hirn, das weiß: Mitten unter uns!

Ein Sturm fegt über mich, dieses Thema mit all seinen Gespenstern ins Niemandsland fortzublasen. Mit wem darüber diskutieren? Ein schnelles Urteil wäre gefällt, ich müsse verrückt sein, gestört, weil ich mit Mördern fühle. Mit Hitler zu fühlen, käme einem Staatsverbrechen gleich. Kein Entschuldigen von Gräueltaten, die lediglich die Spitze des Eisbergs sind. Das Leid, das durch sie sichtbar wird, greift tief ins Zentrum finsterner Schächte, wo sich das Tor zur Hölle aufreißt. Wie viel Seelentortur verübt an den Tätern, einstige Opfer, wie viel Tortur an den einstigen Quälern, nun wieder Opfer durch die Hand ihres Kindes? Und so geht es fort. Opfer werden Täter und produzieren neue Opfer, die Täter werden. Zwischen ihnen eine Kluft aus Schweigen. Das Schweigen fälscht die Statistik. Zuweilen sprengt der Druck den Deckel der Anständigkeit und auf brave Leute fällt der Schatten des Teufels. Nicht allein böse Kinder, die ihre Eltern ermorden, die Gesichter des Bösen sind variabel. Neben Eltern auch Priester, Pädagogen und Prominente, die sich an den Geschlechtsteilen von Kindern berauschen. Als ein sexuell missbrauchtes, vierjähriges Kind zur Aussage vor den Richter geführt wird, stammelt es in einem fort, es habe ein Kind getötet. Der Schauer frisst mich, wie klar es sich ausdrückt. Der Richter versteht die Botschaft nicht. Zur kindlichen Fantasterei abgetan, spricht er den Täter frei. Von Lehrern, die schlagen, hört man inzwischen selten, die Prügelstrafe ist in deutschen Schulen seit zwei Jahrzehnten verboten, in anderen Ländern schon länger oder noch gar nicht. Mutter und Vater hingegen dürfen ihr Kind zu Erziehungszwecken weiterhin züchtigen, sie lieben es doch und wollen nur sein Bestes. Erst wenn es dabei physisch umkommt, ist es ein Verbrechen und sie werden verurteilt.

Das Herz schlägt Alarm, wenn ich so denke. Ein dressiertes Wesen weiß

nicht, was es tut. Es kann Grausamkeit nicht fühlen. Die Gewalt hat es verstümmelt. Anstatt ihr zu entfliehen, sucht es genau dort nach Liebe, wo man es zuverlässig demütigt und ihm gibt, was es gewohnt ist: Gewalt. Die Grausamkeit garantiert wiederbelebte Qual, die an Elternliebe dockt. Egal wie alt. Die einstige Not bleibt unbemerkt, indessen das Opfer fortfährt mit seiner pervertierten Bettelei. Es bittelt, das arme Ding! Ein dressiertes Wesen kennt seine Rechte nicht. Die Gewohnheit der schlechten Behandlung konditioniert seine Resonanz. Das Gesetz der Anziehung zieht solche an, die es quälen. Wie ein Süchtiger wird es nach Leid verlangen, glaubend, je mehr es aushalte, umso stärker würde es lieben. Es wird von glücklicher Kindheit schwelgen, und falls erinnert, unschöne Zwischenfälle bagatellisieren. Es geht Beziehungen ein mit neuen Quälern, oder der Kessel kocht eines Tages über und es wird selbst zum Quäler. Wem es gelingt, die hohe Leiter der Allmacht zu erklimmen, wird ganze Nationen terrorisieren. Der Wahnsinn steht deutlich vor aller Augen, die Brutstätte der Perversion aber bleibt dennoch ungesehen. Zu viele leiden an Grandiosität und wissen nicht, wie krank sie sind ...

Eine Szene aus den TV-Nachrichten schießt mir in den Blick, wie Bush am Ground Zero auf einen Feuerwehrmann zugeht mit regelrechten Cowboy-Gesten und ihm fast triumphal die Hand schüttelt – das war am dritten Tag nach dem elften September! Es durchfuhr mich: Etwas geht nicht mit rechten Dingen zu! Die Intuition bewahrheitete sich – viel später ...

Hier liegt mein Körper, betäubt in Narkose, doch das Gedächtnis der Zellen aktiviert sich, als führten sie ein Eigenleben. »Lieben heißt Leiden.« sage ich zu Kalo vor dem ersten Kuss, unwissend, dass Liebe etwas anderes ist. Hier und gleichzeitig dort, nur Geist, von Raum und Zeit befreit, durch eingeatmete Tage schweifend, auch durch die Bücher, in die ich mich hoffnungsvoll schrieb, dem Kopf die schweißtreibenden Verfolgungen zu entreißen. Ein triftiger Grund mag sich darin verbergen, weil das Erinnern nicht aufhört. Das Kind schreit! Im Dunkeln hockt es allein mit seiner Not, die in kein Wort passt. Wimmern und Schreien im schwarzen Loch. Wenigstens die Mutter an seiner Seite! Jedoch keine Mutter, die kommt. Die Finsternis bohrt sich in die Augäpfel, das Augenlicht raubend, im Nacken Geister mit bösem Sinn ...

Großmutter's Badetag! Dort wirft es mich jetzt hin. Als Bäuerin badete sie nur samstags. Ein Heidenspaß für Gabri und mich vor der verschlossenen Badezimmertür. Klein sind wir, Gabri vielleicht drei, demnach ich sechs. Am Boden liegend, lugen wir durch die Belüftungslöcher, die sich zehn Zentimeter über der Schwelle befinden. »Oma, wir sehen dich!« feixen wir. Wir necken sie und sie lässt sich necken. Faktisch sehen wir gar nichts von der badenden Oma. Wer kann schon ums Eck gucken? Lediglich den Sockel von Badewanne und Kloschüssel im Visier tun wir aber so, als würden wir die nackte Oma in der Badewanne sitzen sehen. Nun auf ihre alten Tage zu Späßen mit den Enkelinnen bereit wie nie zuvor mit ihren eigenen zwei Töchtern, beteiligt sie sich zu allem Unfug an der Kinderei, echauffiert sich übertrieben, ohne ernsthaft böse zu sein. »Na so was, lasst mich in Ruhe! Geht weg! Was stellt ihr Bengel da an?« Und wir machen noch ausgelassener weiter, »Oma, wir sehen dich!« Ganz rauschig vor Lustigkeit merken wir nicht, was sich im Rücken anbahnt. Plötzlich ein harter Griff im Nacken, alles weitere mündet im üblichen Drama: Kind ins Kinderzimmer zerren, Tür zuschlagen, Kind ausziehen und splitternackt verprügeln. Gabri entgeht der Strafe, sie ist die Kleine. Ich, die Große, bin allein für unsere Streiche verantwortlich.

... ein Ungeheuer trampelt in wilder Raserei über die Betten, reißt die gerahmten Fotografien glücklicher Tage von den Wänden, zerschlägt sie keuchend auf dem Häuflein Kind, das reflexartig zusammenzuckt. Eine Explosion aus Glassplittern, als der Bilderrahmen an der Bettkante zerberstet. Schwerelos schwebt das Schwarzweißfoto zu Boden, das Lächeln des Kindes im Alter von zehn Wochen. Die Riesenfüße des Ungeheuers stampfen und treten, doch es lächelt unbeirrt zuversichtlich. Der zehn Wochen alte Säugling weiß nichts von der Hölle, die ihm bevorsteht. Seine Unschuld ist dem Tobenden Provokation. Er übt an der Fotografie, was er noch vorhat mit dem leibhaftigen Kind. Das wiederum weiß nicht, warum er so wütend ist. Sie haben doch bloß Spaß gemacht. Die Heftigkeit irritiert es – ist Lustigkeit verboten? Ausser Kontrolle schlägt das Ungeheuer zu. Das Kind starr vor Todesangst. Mutter's Schreien draußen vor der Tür zeigt den Ernst der Lage an: »Um Gotteswillen, bring sie nicht um!« Sie fürchtet um das Leben des Kindes und tut nichts, um

es zu beschützen. Unter den unbändigen Pranken dem Tod entgegenblickend, hört das Kind ihr Flehen. Die Bedrohung hat ein Gesicht: Vater. Der schüttelt den zierlichen Körper, wirft ihn über das Bett an die Wand. Ein dumpfer Schlag nur, der Kinderkopf auf hartem Gestein. In Panik heult es auf, wofür es umgehend härter bestraft wird. Das Opfer hat kein Recht zu schreien, auch nicht vor Schmerzen. Ergeben soll es sich, um Gnade flehen. Oder sterben? Er spricht es nicht aus, es ist unchristlich zu töten. Jede Bewegung aber verrät, welche Triebe ihn steuern. Sein Kind zu züchtigen oder nicht, davon zeugt keine Zeile in den zehn Geboten. Das Kind soll Vater und Mutter ehren, das steht in der Bibel. »Dir werde ich einen Grund geben, so laut zu schreien!« brüllt er, in den Mundwinkeln Schaum. Gewalt ist anstrengend. Er ist der Stärkere, er ist mächtig, er wird in jedem Fall Sieger sein. Deshalb duldet er keinen Widerstand. Das Kind muss lernen, sich zu fügen. »Dir werde ich es beibringen, darauf kannst du dich verlassen!« Hinter der Tür Mutters Verzweiflung, »Um Gotteswillen, bring sie nicht um!« Nichts kann ihr Flehen bewirken, nichts anderes kann sie wagen ...

Das Herz rast mich bang. Aufhören mit dem Erinnern! Es könnte tödlich sein, Todesursache Erinnerung. Zielloos durch die Wohnung laufen. Wenn ich gegen den Takt renne, wird sich der Herzschlag ablenken lassen. Die Bilder verfolgen mich. In der Brust die tobende Faust. Sie wird mich umbringen! Diese tobende Faust wird mich töten. »Um Gotteswillen, bring sie nicht um!«, nur flehen, sonst unternimmt die Mutter nichts für ihr Kind. Meine Mutter! Mich fröstelt. Nie wird es anders sein. Bis zum letzten Hieb. Bis die Siebzehnjährige sich selbst hilft und in Notwehr zurückschlägt. Zwölf Jahre Demütigung, das ist zuviel. Durch jedes Zimmer hetzend, jagen mich die schlagenden Hände. Herzrasen drückt bis in die Kehle, blockiert das Schlucken. Der Kopf schreit, die Zunge ist stumm. Es geht nur so: Wer die Hölle erlebt hat, muss noch einmal hin! Sie überwinden, die Heldentat vollbringen.

Alptraumhaft rücken die alten Szenen mir zu Leibe und verdutzen mich schauernd. Engel der Erkenntnis weisen auf bizarre Skulpturen von tausendmal wiederholten Irrtümern. Liebe und Freundschaft suchte ich und erntete Demütigung, Verrat, Qual. Ich brauchte den Schmerz, um mich geliebt zu

meinen! Schmerzsucht ist Symptom von Verbiegung, Hinweis auf Kindersee-
lenvertreibung, Heimat und Nest dressierter Kinder. An den Busen einer ma-
triarchalen Mutter will ich mich schmiegen und bei ihr weinen. Sie würde wis-
send nicken, besänftigend, damit ich endlich Schlaf finde. In solchem Sehnen
schwelgend, fängt mich die Vernunft ein und umzäunt mich mit Zensur, keine
Widerrede duldend, genauso wie Vater. Ich entwische, indem ich leise wei-
terdenke. Ist Schizophrenie eine physische Krankheit wie Knochenbruch oder
Herzinfarkt? Es denkt ohne zu bremsen. Wer nicht aufpasst, bricht sich die
Knochen! Wer nicht auf sein Herz hört, erleidet einen Herzinfarkt! Wer nicht
... Ich weiß, wer seine Schmerzen nicht merkt, erkrankt an Krebs! Doch wo
hat Schizophrenie ihren Anfang? Störenfriede drängen aufbrausend näher:
Ein dressiertes Wesen! Stille. Ich bin ein dressiertes Wesen. Das muss ge-
sagt werden. Egal wie schockierend, was vor den Augen aufs Papier fließt.
Das Herz schreit. Das Hinschauen erregt mich. Das Herz drückt aus, was
sich ohne mein Wissen empfindet. Gedanken schreien: Ohne Irrtum können
wir nicht leben! Nicht können heißt nicht wollen. Ob auch ich zur Täterin mu-
tiere? Immerzu das Falsche wählen – wann wird der Widersinn durchschaut
sein? Wenn es ihn jemals erkennt, das dressierte Wesen ...

Von weither aus älterer Zeit bringen die Augen den Vergleich, dass die Irr-
tümer geschrumpft sind. Schau hin, heute geht ein Seelenbruder neben dir.
Du solltest sehen, was geschafft ist: Ein Begleiter, der weder demütigt noch
quält. Lieben erlebst du. Das ist Fortschritt, Zeichen der Gesundheit. Anderer
Türen sind es, die sich nicht öffnen. Warum die Finger daran wund klopfen?
Wund klopfen ist das Stichwort, schon schluckt mich das schwarze Loch.
Dort liege ich brennend. Salz ätzt wundgeschlagene Haut, Tränen, die nie-
mand trocknet. Die Dunkelheit trocknet die nicht enden wollende Flut zu einer
salzigen Schicht, die verkrustet Augen, Nase, Mund. Finsternis durchdrungen
von Heulen und Kreischen. Ein Orkan aus Verzweiflung und Panik. Absto-
ßender Lärm. Und da ein Wiedererkennen: Ich bin das Kind! Ich bin zwei,
damals und heute, dazwischen die Zeit. Not damals, Not heute. Von Tränen-
salz und Nacht bedeckt, stülpt sich die Hölle über mich. Rotzverschmiert
blickt das Kind wie irr auf die verschlossene Tür. Ich bin es! Auf der anderen

Seite befindet sich die ersehnte Welt, zu der es nicht mehr gehört. Das Ausgestoßensein bringt es tausendmal um, »Mama! Bitte komm! Ich bin jetzt ganz lieb! Hilf mir doch ...« Dieses 'doch' bleibt garstig im Halse stecken, eigentlich müsste sie 'doch' kommen. Eigentlich, denn hier schreit 'doch' ihr Kind um sein Leben. Die Mutter draußen vor der Tür in der schönen Welt, vielleicht in der Küche oder im Wohnzimmer bei Vater, gemütlich strickend im weichen Sessel. Niemand kommt. Und diese Finsternis bohrend in den Augen. Wo kein Licht ist, lauern Dämonen, im Finstern haust das Böse. Das Christentum hat die Kinder von früh an geimpft: Die Finsternis ist der Ort des Teufels! Der wird es gleich holen. Dem Horror ausgeliefert, von niemandem beschützt, »Hiiiiilfe! Nein! Bitte-bitte ...« Kalte Finger, die nach ihm greifen. Sie werden es mitnehmen in den finstertiefen Schlund, weit weg von Mama und Papa. Weil es böse war, haben sie das Kind verlassen. Niemand, den es fragen kann, was es Schlimmes getan hat. Es weiß nur, dass es böse war und deshalb bestraft werden muss. Wie Mama und Papa sich lieb sein vorstellen, wird es wissen, wenn es groß ist, denn Kinder müssen erst lernen, was gut und böse ist. Mustergültig soll es sein, gehorsam. Was bedeutet muster-gültig? Ich bin doch Klio! Spuren soll ich, unverzüglich. Zur Einschüchterung benutzt Vater ganz bestimmte Wörter. Was heißt Spuren? Damit das Kind spürt, bekommt es die Tracht Prügel. Das Kind lernt anhand der gewaltigen Folgen, dass sein Eigenes schlecht ist. Wenn es vor Angst schreit, steigert sich die Strenge des Vaters, der droht, noch härtere Saiten aufzuziehen. Spuren, parieren, härtere Saiten aufziehen! Das spezielle Vokabular wird nur in Verbindung mit Gewalt oder ihrer Androhung verwendet. »Wenn du nicht spurst ... Wenn du nicht parierst ...«, und stets folgt darauf ein »Dann ...«

Weil das spielende Kind nicht gleich aufspringt, sobald es der Vater befiehlt, passiert ohne Entsprechung, was darauf folgt. Das 'Wenn' steht in keinem Verhältnis zum 'Dann'. Sonnenschein kann schließlich kein solide gebautes Haus zum Schmelzen bringen. Menschen können das. Einer metzelt den anderen nieder wegen Nichtigkeiten. Der Impuls ist ein Trigger. Es gibt etwas, das nichts mit dem Kind zu tun hat, ein lichtscheues Element aus dem Familienfundament, das den Eltern gehört. Kombiniert mit kindlichem Unge-

horsam oder harmlosen Kinderspäßen, erzeugt dieses Geheimnis ein Drama an der sichtbaren Oberfläche. Das Drama ist die Eisbergspitze, das Schweigen die Ursache im Untergrund. Das Drama stiftet Verwirrung, vortäuschend, es sei das Ganze. Der Quellennachweis seiner Entstehung unterliegt der Geheimhaltung, es zu lüften, weckt göttlichen Zorn. Da wagt keiner, nach dem Apfel vom Baum der Erkenntnis zu greifen.

Bettelnd verspricht das Kind, sich zu bessern. Vom Opfer der Würde weiß es nichts. Es strengt sich an, Vorsicht und Schweigen zu üben, um das Leiden zu mildern. Bald wird es gelernt sein, das Eigene zu unterdrücken, gar abzutöten, wenn nötig, um dann dem Willen der Eltern gebeugt, ihnen als Fälschung zu gefallen. Es ist doch ohne Absicht böse gewesen. Wie alles rückgängig machen? Seine kleine Welt soll wieder heil sein. Es nimmt sich fest vor, von nun an ganz brav und mucksmäuschenstill zu sein, bestimmt mustergültig. Parieren solle es, hat der Vater gesagt. Es will folgsam sein, kein Schreien, Toben, Weinen mehr. Die Not hinunterschlucken und verstummen. Für einen Augenblick gelingt es, aber es atmet nicht. Es hält die Luft an: Damit sich nichts Eigenes regt! Die Kehle abgedichtet, auf der Brust ein Steinklotz, schon bricht erneute Panik aus. Alle haben mich verlassen! Kein Quäntchen Trost, damit wenigstens Stummheit gelingt. Abgrund zwischen innen und außen. Von guten Menschen träumt es und leidet dafür.

»Wa-wa-wa ...«, die Engel sind da, summen es warm. Wie gut! Und dennoch schlimmer schluchzend geschüttelt, weil unter der Sanftheit der Engel das Unglück noch krasser erscheint. Die Engel beraten: »Wie kann es aushalten, was ein Kind umbringt?« Der Weinkrampf würgt ihm die Luft ab. Es schnappt nach Atem, röchelt, hustet, verschluckt sich am salzigen Schwall, am Rotz, der nach außen und nach innen quillt, Mund und Nase verstopfend, beide Richtungen blockiert. Die Engel fächeln dem Kind Luft zu, »Warum erbarmt sich niemand?« Der kleine Leib taumelt zitternd, die Sinne schlingern im Chaos. Einst leuchtende Kinderaugen jetzt schockgefroren. Die Unsichtbaren sind Zeugen: Engel, Geister, Dämonen. Wohl auch der Teufel. Das Kind will fliehen. Wohin, wenn überall Nacht ist? Aus dem Mund gellen Druckwellen des Entsetzens. Aufgerissene Augen und alles schwarz, das ist

sein Gefängnis, lebenslänglich Kerker. »Es leidet zu lang, ewig für ein Kind!«, sogar die Dämonen winden sich vor Gram. Das Kind strampelt, boxt um sich, dem zu entkommen, was nicht zu ertragen ist. »Mamaaaa!« – Kreischen, dann bricht die Stimme. Stille ... Niemand kommt. Niemand! Niemand ...

Wer ist Niemand? Der Teufel, die Finsternis, der Apfel, die Mutter? In jede Pore dringt diese schwarze Masse, die alles erdenkliche Elend in sich birgt. Der Körper dreht durch, Kopf, Beine, Arme, Bauch. Das Herz stampft hämmernd das Blut durch die Bahnen, gleich werden sie platzen. Bleischwer vom Grauen ist die Luft nicht zu atmen. In der Stimme des Kindes nichts Menschliches mehr. Gekreische eines wahnsinnigen Zwerges im lichtlosen Schlund sägt sich ins Trommelfell mit Frequenzen aus Furcht und Grusel. Fühlt es, was es hört, oder hört es, was es fühlt? Irr rennt es gegen die Tür. Es will raus hier! Raus aus dem Kerker.

»Wenn niemand es retten kommt, muss es sich selbst retten!«, Geister, Dämonen, Engel überlegen, »Ein Kind hat das universelle Recht auf Würde!«

Mit aller Kraft schmeißt es sich an die Tür, der einzige Ausgang aus der Hölle. Die Tür spottet verschlossen. Klamme Finger zerren im Rücken, es fortzuziehen, noch tiefer hinein in das schwarzewige Loch, wo niemand es trösten wird. Es wehrt sich strampelnd, glaubt zu ersticken, an der Angst zu ertrinken. Heftige Stöße reißen es um, und überschwappt von ungeheuren Schüben des Wahnsinns, schluckt es das Gift, ihm den Verstand zu rauben. Unter der Wahrheit bricht es zusammen: Niemand kommt.

»Es ist doch ein Kind!«, Engel, Geister, Dämonen in Aufruhr. Das Gift sickert in jede junge Zelle. Das giftigste aller Gifte ist Wahrheit zur falschen Zeit. Zu früh für soviel pure Welt. »Armes Kind ...«, Engel, Geister, Dämonen summen. Wie nur das Kind beruhigen? In den Wahnsinn wird es fliehen und dort Schutz finden.

Die Wahrheit füllt das Dunkel mit Alptraum, der allen Sinnen zuführt, was ein Kind niemals aushält: Ich bin verlassen! Die Mutter könnte es retten. Auch der Vater, trotz allem. Aber: Niemand kommt! Niemand kommt zu seiner Rettung. Sie sind draußen in der Welt, zu der das Kind nicht mehr gehört. Es sackt zu Boden unter der Gewissheit, dass Vater und Mutter aufgehört ha-

ben, es zu lieben. Die kleine Welt noch so neu für das Kind, zersplittert tonlos zu Nichts. Eben erst begonnen zu atmen, muss es bereits mit dem Tod ringen. So jung und schon verbannt in den Irrsinn. Die Last zu schwer für zarte Knochen, dreht das kleine Mädchen durch. Wundgerieben an der verriegelten Tür des Kinderzimmers verliert es den Verstand ...

Dem Herzschlag lauschen. Das Herz weiß genau, was geschah. Der Kopf hat vergessen. Jetzt und hier genauso wie dort, wo die Not sich dem Papier beichtet, krallt sich das Grauen unter die Haut. Wie ist ein Wahnsinniger wahnsinnig geworden? Allein das Fragen ist riskant, man könnte verrückt werden. Es verrät, wer nicht vergessen kann. Unerträglich Schlimmes hat dem Wahnsinn die Tür geöffnet. Wie denken, wie sagen, was ich empfinde. Das Kind eingesperrt im mittlerweile alternden Frauenkörper. Den Werdegang kenne ich, doch keinen Ausweg. Da niemand kam, es zu retten, drehte das Kind durch. Statt der Mutter hat der Wahnsinn es tröstend in die Arme genommen. Ein kleiner Wurm in Mädchengestalt ist der ganze Schutz. Ein Wurm hat nichts zu verlieren, er wird auch zerstückelt weiterleben ...

Die Nichtvergesserin faucht. Ob *das* Leben sei, geschwärzt von Grauen, grell durchblitzt von Horrorbildern, die jede Erinnerung grässlich besudeln? Niemand kam! Nicht einmal die Mutter. Das ist eine Wahrheit, die tödlich sein kann. Niemand kommt, nicht einmal die Mutter. Dabei bleibt es bis zum letzten Hieb. Siebzehnjährig endlich alt genug, sich selbst zu helfen, wehrt sich die Tochter und schlägt zurück. Niemand kam seither und hat ihr gratuliert dafür. Um den Mut dieser Tat weiß nur ich, gewiss auch andere Sündenböcke, isoliert auf ihren Familieninseln im verschwiegenen Gesellschaftsozean, jede einzelne Durchschnitt der Nation. Aber: Ich lebe. Noch! ergänzt es zornig. Die Stimmen vergangener Zeiten reden ohne das Wissen von heute. Ich überlebte bis jetzt. Ob ich nach der Operation erwache, werde ich sehen.

Hier ist raum-zeitlos zu denken. Mephisto grinst mich an. Eine Zwillingsschwester entwerfen wir: Was wäre, wenn? Man nehme die gleiche Vergangenheit, lediglich Rezeptur aus Persönlichkeitsstruktur und Zufall ein wenig variiert. Die Zwillingsschwester macht es anders: Sie vergisst. Eines Tages bringt sie aus heiterem Himmel die Eltern um. Ein bestialischer Mord! steht in

der Zeitung. Wie bloß kann so etwas geschehen? Fassungslose Bürger, Kopfschütteln. Niemand versteht die Tat. »So eine nette Mutter! Was für eine vorbildliche Familie!« Die Leute sind entsetzt. Niemand denkt an eigene Gräuel. Die Zwillingsschwester tat, was getan werden muss. Die Tat ist wohl-tätig – vorübergehend. Ebenso Appetit anregend. Ihr Haftaufenthalt währt nicht lange. Weil sie im Gefängnis einen Wärter kastriert und anschließend abschlachtet wie ein Schwein, wird sie ins Irrenhaus überführt. Niemand kann erklären, was los ist mit ihr. Sie soll einige Morde an sich selbst versucht haben, vielleicht ist sie irgendwann erfolgreich damit. Und die Nichtvergesserin? Sie lebt und leidet. Ihre Zwillingsschwester, die vergessen hat, war genervt von der Nichtvergesserin mit ihrem Gebohre in verfemte Zonen lausiger Zeiten mit Todesangst drohend, und hatte den Kontakt abgebrochen.

Erinnerung kann grausam sein, Vergessen noch mehr. Wahrheit kann töten. Ob ich die Operation überlebe? Wer widmet sich freiwillig dem hausgemachten Wahnsinn, der aus dunklen Schächten heraufsteigt? Zwang ist nötig, da man sich groß wünscht und weit weg von sich, weg von den Schampartikeln, die übermächtig im Archiv der Psyche nisten. Unbedeutend, was ein Einzelner fühlt, der glaubt sich umso leichter mit schönen populären Sachen identifiziert, möglichst unnahbar vor Berühmtheit der Namen, die Bewunderungsziele Koryphäen, damit das Schmachten im Kollektiv dem Allgemeinen frönt. Öffentlichkeit schützt vor eigenem Ungemach. Komplizenschaft ist angesagt. Ob der Alltag mit seinen kontinuierlich wachsenden Anforderungen auszuhalten wäre ohne die bunte Gewaltpalette aus Kriegen und Katastrophen, die sich dank der Medienapparaturen direkt ins Wohnzimmer liefern, ob der innere Druck zu halten wäre ohne die Gequälten, Blutenden, Toten, die in stattlicher Anzahl per Knopfdruck im viereckigen Kasten leiden und man selbst dann etwas weniger? Per Knopfdruck die Bilder selektieren, wonach einem gerade der Sinn steht. Das monströse Ausmaß des Grauens im hygienischen Breitwandformat schafft Distanz vom privaten Wust, wo man sich ungern hin fühlt und erinnert. Und braucht es auch nicht: Lieber blind als sehend! Das Eigene ist beschämend. Je weniger davon gewusst ist, desto größer die Ansteckungsgefahr der Nachahmung. Ablenkung durch ferne Ka-

tastrophen fördert die Entspannung. Ein eingekapseltes Trauma ist im Grunde ein Entspannungsproblem. Ist es genug der Horrorbilder von außen, beginnen auch die gewaltigsten Dimensionen zu langweilen. Wie gemütlich lässt es sich dann dösen. Ausschalten oder um in den nächsten Kanal oder andere Zerstreuungen finden, es gibt endlos viele Möglichkeiten. Noch ein Glas Bier oder Wein oder weiter schlummern, ausgehen, was Lustiges suchen und lachen, in einem Lokal mit Freunden Töne machen und Laute austauschen, ins Kino, ins Theater, ein vergnügliches Kabarett, und über den Tag verteilt eine Fülle von Terminen, die Fahrtwind erzeugend, zuverlässig auf Trapp halten, stets im Vorsprung zum Grauen, das unablässig hinter einem her ist. Mir gelingt das Betäuben nicht. Ausgeschlossen aus der unbeschwerten Gemeinschaft des Verdrängens plagen mich Fragen. Warum ich? – Weil du eine Nichtvergesserin bist.

»Blindgänger!« faucht Vater in einem der dunklen Schächte. Dazu der starre Blick, den ich aus der Hölle kenne. Seine Verachtung zielt scharf auf mich. Blindgänger! Weil ich, Mitte zwanzig, noch unverheiratet und kinderlos bin. Beinahe hätte ich gelacht, wäre da nicht dieser Blick gewesen. Familiengründung interessierte mich nicht. Viel später dann in tragische Ironie verkehrt, muss ich mit Kinderlosigkeit weiterleben. Weil ich eine fremde Schuld trage, unschuldig schuldig geworden wie die Protagonisten griechischer Tragödien. Zuerst will sich dort ein Trost vermuten, verliert sich aber dann in hünenhaften Sphären. Die Biografien der Giganten sind lediglich Hinweis auf eine hartnäckige Problematik unter dem Himmel dieses Sonnensystems.

... Eben war ein Loch gewesen! Ich darin entschwunden und zurückgekehrt ohne Bilder. Nur ein Überbleibsel wie ein Geschmack im Mund und dazu die Information: So schmeckt Totsein. Hellgrün ist der Geschmack, wie wenn man in eine säuerliche Frucht beisst ...

Kalo küsst meine schlafende Mütterlichkeit wach wie der Prinz das Dornröschen nach hundert Jahren. Überwältigend spürbar die Verwandlung. Jede Zelle gesegnet, tönt lichterloh: Alles vollbringe ich für dieses neue Leben! Das also ist die urweibliche Fruchtbarkeitsenergie! Das Unbekannte ist so bestärkend, dass keine Hürde hoch genug wäre, mich zu fürchten. Im Gesicht ein

unverbrauchtes Lächeln. Auch Kalo lernt ein neuartiges Glück kennen, ein zärtlicher Vater, der die werdende Mutter umhegt. Vielleicht war es des Guten zuviel? In Kalos ferner Kultur ist man vorsichtig mit dem Benennen von Glück, es könnte den Neid der Götter entflammen. Deshalb hängt man einen stacheligen Kaktus an jeden Neubau, malt Babies schwarze Punkte auf die Wangen, begnügt sich mit Unvollkommenheiten jeder Art, wohlwissend um den Schatten allzu vollkommenen Glücks. Wohl waren wir zu glücklich gewesen. Der Heilige Abend beschert uns weder Christkind noch neugeborenes Licht. In jener Nacht fließt dieses kleine Dritte von uns aus meinem Bauch, nur drei Monate nach der Entstehung. Die Wucht wirft mich vor die Pforten der Hölle, eine ungeahnte Verbindung freischaltend in eine Zeit, die mir abhanden kam. Das Kind, das ich war, floh in ein dunkles Verließ und hockt dort seitdem ungerettet. Zaghafte näherte ich mich dieser Wahrheit, die man sich ungern zumutet: Irgendwo in der Kindheit bin ich mir verloren gegangen.

Davon ist nichts bewusst, als Vater mich Blindgänger schimpft. Ich bin Mitte zwanzig. Verwirrt blicke ich in den Stacheldraht seiner Augen. Wir stehen neben dem Krankenhausbett, in dem Mutter liegt. Draußen lacht schönes Wetter. Durch die offenen Fenster strömt warme Luft herein und bläht die Vorhänge tanzend auf. Warum er jetzt davon anfängt, ist fern jeder Logik. Wir sind hier, um Mutter zu besuchen. Neben uns Gabri und Babsi. Arglos schießen sie Löcher in die Luft, stumm und geduldig abwartend wie üblich, bis Vaters Anfall vorüber ist. Ihnen geschieht nichts, solange es mich gibt. Und solange sie schweigen. Sie schweigen gut. Instinktiv richten sie ihr Verhalten nach Vaters Stimmungspegel aus und scheinen wegen der Verbiegung nichtmal zu leiden. Auch Mutter schweigt geschickt. Nun im Bett liegend, denkt sie wohl: Ich bin doch krank, eigentlich sollten alle nett und fürsorgend sein. Gewiss denkt sie noch, die Große, damit meint sie mich, hat den Vater sicherlich provoziert mit ihrer ungehörigen Art. Ich stehe allein in Vaters Sturm, denn niemand weist ihn zurecht, sagt: Wie redest du mit deiner erwachsenen Tochter! Sie kann selbst entscheiden, wann und ob sie heiraten und Kinder bekommen will. Wie damals passiert es ohne plausiblen Grund, so plötzlich wie ein Meteorit aus heiterem Himmel auf die Erde plumpst. Ge-

sagt habe ich nichts, was seinen Unmut erregt haben könnte. Gabri und Babsi wähnen sich in Sicherheit, der Blindgänger betrifft ausnahmslos mich. Sie sind zu jung, um ein Blindgänger zu sein, Gabri Anfang zwanzig, Babsi ein Backfisch. Vermutlich denken sie, falls sie überhaupt etwas denken, sie werden bestimmt alles besser machen als ich. Meine Rechtfertigung, selbst über mein Leben zu entscheiden, hätte den väterlichen Zorn nur angeheizt. Wenn Vater Druck ablassen muss, schafft er sich Abhilfe bei mir.

»Tritt ihnen doch mal auf die Zehen!« schlug ich Roman vor, der über die Unverbindlichkeit von Freunden klagte. Resigniert entgegnete er, »Ach, weißt du, ich fürchte, die haben gar keine Zehen.« In meiner Familie hat auch niemand Zehen. Überhaupt, scheint Zehenlosigkeit eine verbreitete Veranlagung zu sein. Mutter, Gabri, Babsi geben sich stumm, und in ihrem arglos wandernden Blick lese ich, wie sie inständig hoffen, die Harmoniestörung möge sich rasch wieder legen. Ich zweifle, ob sie wissen, was ein Blindgänger ist. Ich jedenfalls weiß es nicht. Roman, der als Panzerfahrer beim Militär gedient hatte, klärt mich später auf: »Ein Blindgänger ist eine Bombe, die eigentlich explodieren sollte und es aufgrund eines Fehlers nicht tut.«

Was soll ich damit anfangen? Ist das Kind etwa Besitz der Eltern? Erwachsen geht es seinen eigenen Weg – wenn es sich traut. Ob sich Vater hinterher erschrocken besann, wie er seine Tochter nennt? Wie stellt er sich die Früchte vor, die seine Gewalt gesät hat? Wohl erwartet er von der Tochter, dass sie es genauso macht wie er: Jemanden heiraten, den sie nicht liebt, Kinder bekommen trotz des Seelenschlamassels, die Zähne zusammenbeißen, Augen zu und durch, jeden Sonntag mit unbescholtener Maske zur Kirche gehen, gefällig lächelnd, Freundlichkeit auf den Lippen für Fremde, Nachbarn und andere Kirchgänger, draußen in der Welt alles Rumorende mit Disziplin unterdrücken und daheim dem eigenen Kind das Fell abziehen beim kleinsten Mucks. Mein Vater! Der Anblick beschämt mich. Die Enge seiner Gefängniszelle mit Attributen einer heilen Welt geschmückt, die nichts als eine bizarre Verordnung ist. Ihm werde ich niemals nacheifern, nehme mir Kafka als Beispiel. Enttäuschung und Sehnsucht schreibe ich ins Tagebuch und heule vor Wut. Ob Vater wenigstens insgeheim über unser Drama nach-

denkt? Meine Fragen fallen ins Leere. Früher sah ich ihm dabei ins Gesicht. Unbestechlich blieb er verriegelt, seine Zunge mit Dogmen biblischer Phrasen schärfend. »Entweder du hörst endlich auf, in der Vergangenheit zu bohren, oder wir müssen unser Gespräch leider beenden! Ich möchte meinen Lebensabend in Frieden genießen.« Hinter Standardsätzen versteckt er sich. Auch beim letzten Versuch, ihm nahezukommen, ein stundenlanges Spaziergang ohne befriedigendes Resultat. In seinem beherrschten Ton kein Hauch von Gewissen. In seiner Nähe hört das Schaudern nicht auf.

Mit dreiunddreißig resignieren. Bald zwei Jahrzehnte lang ersetzt das Papier meine Familie. Seit dem Kleeblatt muss es zensurlos alles nehmen. Im Widerstreit zerspalten sich die Gefühle, Liebe will nach Vater greifen, Wut will ihn quälen. In jedes Wurmloch krieche ich, die Vielfalt erforschend, staunend, wie viel ich empfinde. Standhaft blockte er ab zu verraten, ob ihm die Hölle im Kopf spukt oder im Traum. Ausnahmslos auf meine Untaten verweisend, erhitzte er sich glühend, als müsse er einen gefährlichen Ansturm auf sein Bewusstsein kriegerisch verteidigen. Ich weiß: Die Einsicht seiner Taten würden ihn maßlos schockieren. Daher verbietet er Erinnerung und predigt Zucht und Ordnung. Ach Vater, körperliche Gewalt ginge spurlos am Kind vorüber, so redest du gescheit. Die Prügelstrafe habe noch niemandem geschadet! Niemand? War er nicht auch einmal Kind, das fühlte, das litt? Irgendwo weiß es sein Körper. Der Körper vergisst nicht! Die Abwehr hat ihm eine Festung gebaut, wo er samt dem Leid in Sicherheitsverwahrung sitzt, lebenslänglich. Armer Vater! Unser Konflikt sei mein Problem, weshalb ich allein damit fertig werden müsse. Und verfahren wie du: Verdrängen, Schwamm drüber, das Gras wachsen lassen. Das unschuldige Gras soll die Hölle überwuchern. Meine Hölle versengt jeden Halm beim Versuch, an Höhe zu gewinnen. Großvater war gewalttätig, dein Vater. Ohne Groll sprichst du von ihm, nennst die Prügel eine Bagatelle. Ich habe die Wut deines Vaters erlebt und deine ...

Großvaters Wut. Ich bin sieben oder acht, spielend im Schrebergarten der Großeltern. Sie sind beschäftigt, Äpfel und Pflaumen ernten, Unkraut jäten und Schnecken töten zwischen den Salatköpfen. Hinter dem Gartenhäuschen steht die Wassertonne, wo das Regenwasser vom Dach aufgefan-

gen wird zum Gießen. Käfer sind hineingefallen und strampeln um ihr Leben. Ich schiebe ihnen kleine Blättchen hin, damit sie auf dem Rettungsfloß zum Ufer gelangen. Manchmal kommt ein Sturm auf und erneut droht ihnen Gefahr zu ertrinken. Aber ich bin da und rette sie. Plötzlich bin ich selbst in Gefahr. Etwas Großes fällt mich von hinten an mit Gebrüll. Großvater, der auf meinen Rücken einschlägt und mit groben Händen an mir zerrt. Als es mir gelingt zu entweichen, renne ich um mein Leben. Opa hat sich in ein brüllendes Tier verwandelt, das mich durch die Schrebergartenanlage jagt. Gaffend stehen die Schrebergärtner an den Zäunen, doch niemand, der sich rührt, den durchgedrehten, alten Mann zu bremsen. Er ist doch viel größer als das Kind. Ich laufe schneller, ich bin jung. Großvater ist behindert. Wie es weiterging, ist vergessen. Ich erinnere nur, dass er mich nicht einfängt. Vermutlich suchte ich Schutz im nahegelegenen Wald, wo angeblich eine Hexe hauste, und harrte dort bibbernd aus bis zum Abend. Opa ist alt, und halbseitig gelähmt, hinkt er. Aber die Wut verleiht ihm schnelle Beine. Eine schwere Krankheit hat seiner rechten Körperhälfte jegliche Empfindung geraubt. Großmutter verzweifelt mit zwei kleinen Kindern und dem kranken Mann, unternahm tagelange Pilgerwanderungen und schwor ein Gelübde, das sie in einer besseren Zukunft einzulösen versprach. Die heilige Maria erhörte ihre Gebete. Ihr Mann kam wieder auf die Beine, doch geheilt wurde er nie.

Sein Angriff im Schrebergarten hat das Kind fundamental erschüttert. Der liebe Opa ist also auch gefährlich. Immerhin begriff ich, dass seine Wut niemals von der Nichtigkeit meiner Planscherei in der Regenwassertonne herührte. Warum er so wütend war, schrieb ich jenen Rätseln zu, die die Erwachsenen schweigend mit sich herumtragen. Was weiß ein Kind von der verstrickten Welt der Großen? Irgendwie geschehe es von selbst mit dem Erwachsenwerden, so stellt sich das Kind vor. Automatisch fühlt und denkt man dann wie Mutter und Vater, Großmutter und Großvater.

Wundersam, wie im wandlosen Raum der Zwischenwelt mir die Erinnerung die Lider aufzieht. Und Stimmen wehen mir zu, ob Vater hört, wie ich denke. Großvater ist der Urheber seines Irrtums, seine Wut in ihn hineingeprügelt, seine verfemten Wunden. Um überhaupt etwas zu spüren, musste er

deshalb seine Kinder quälen, Vater und Tante? Beide haben das Kinderquälen fortgesetzt. Großvater war ein Krüppel – stammt daher seine Wut oder geht sie viel weiter zurück? Als Vorletzter von zwölf Kindern verliert er im frühen Alter die Mutter. Die Geburt des zwölften Kindes nimmt ihr das Leben. Bald darauf stirbt der Vater. Die älteste Schwester übernimmt fortan die Aufzucht ihrer elf Geschwister, es gab keine Alternativen. Als alle groß sind, bleibt ihr nur das Kloster. Großvater, gerade zum Jüngling gesprosst, hungrig auf das große Leben und das andere Geschlecht, fristet seinen kostbaren Frühling als Soldat im Ersten Weltkrieg. Aus dem Grauen zurück, gönnt ihm das Schicksal ein paar bescheiden sonnige Jahre, an seiner Seite bald eine lebenslustige, junge Frau, bald zwei hübsche Kinder, Junge und Mädchen wie Hänsel und Gretel. Was war zuviel gewesen, was aus dem Gleichgewicht geraten, dass ein Schicksalsschlag von solchem Ausmaß notwendig war, ihn aus der Bahn zu werfen? Ein Schlaganfall rafft ihn nieder und speit ihn rechtsseitig gelähmt zurück in den Alltag, wo sich gerade ein Horror anbahnt. Als Sozialdemokrat muss ihm der Nazilärm ziemlich zugesetzt haben, da hat ihn regelrecht der Schlag getroffen! Zum ersten Mal, dass ich es so sehe, seine Krankheit mit der Anbahnung des Dritten Reiches in Verbindung. Rechtsseitig gelähmt jedenfalls war er untauglich für den Heilhitlergruß. Vielleicht träumte ich ihn deshalb kürzlich als Helden, und ich, seine Enkelin, finde nach seinem Tod sein Tagebuch und darin sein Leben verzeichnet. Wie er als Widerständler auf der Flucht vor den Nazis nachts allein über den Rhein ruderte, in seinem Gepäck dieses Tagebuch. Glücklicherweise bin ich im Traum, in meiner Familie jemanden zu haben, auf den ich stolz sein kann.

Im realen Leben führte Großvater kein Tagebuch, seine beiden Hände waren unbrauchbar. Die linke Hand, mit der er noch hätte schaffen können, hatte bereits lange vor dem Schlag Schaden erlitten, ein Arbeitsunfall, den er wie beiläufig zwischen all die anderen Katastrophen fügte. Die Hand sei unter die elektrische Säge gekommen. Der Mittelfinger abgeschnitten und der Zeigefinger verletzt. Im ersten Schock habe er nicht einmal etwas gespürt. Ausschmückungen sparte er für jene Geschichten auf, die er vor den staunend aufgerissenen Mäulern seiner Enkel erfand. Wenn er von der Hexe im Durla-

cher Wald erzählte, die er in seinen Fiktionen fantasie reich ermordete, um die Menschheit von einem großen Übel zu befreien, peppte er jedes Detail dramatisch auf, und beim nächsten Mal fielen ihm noch schauerlichere Versionen ein, damit uns Kindern gehörig der Grusel über die Haut kroch. Und ich so stolz auf meinen Opa, glaubte jedes Wort seiner Heldenmärchen, die ich zum Entsetzen von Mutter eins zu eins weitererzählte, mit Vorliebe der Lehrerin vor versammelter Schulklasse. Mutters Bangen, die Polizei könne Opa verhaften, lachte ich aus: Opa ist doch ein Held!

Unfähig zum Heilhitlergruß sowie zum Schreiben, goss Großvater seine Gruselgeschichten in mein Kinderohr. Damit ich sie weitererzähle und aufschreibe, er somit in mir fortlebte? Ich die schreibende Hand des Großvaters, ich mit den chronisch rechtsseitigen Schmerzen, seine rechte Körperhälfte, die er nicht mehr fühlte, deren Urschmerz ich erbe. Erst als Teenager sehe ich Großvater nicht nur als Opa, sondern als Mensch mit komplexem Befinden, Lücken und Nöten. Für das Kind war er ausschließlich der Opa, von jeher ein alter Mann mit dem Heldenmut des Hexentöters, einzigartig ausgestattet mit einer linken Krüppelhand als Besonderheit. Die kindliche Fantasie fand nach neugieriger Untersuchung zu einer faszinierenden Deutung: Der krumme Finger wäre ein Ableger des Opas. Die anatomische Realität kam mir später. Sehnen und Nerven des Zeigefingers waren verletzt worden, weshalb dieser gekrümmt über der leeren Stelle des fehlenden Mittelfingers lag, steif und unbeweglich, als wolle sich die Wunde verbergen.

Endlos Gebilder birgt der Raum zwischen den Welten. Großvater mit seinen beiden traurigen Händen! Verstümmelt und nutzlos. Und hinderten ihn dennoch nicht, seinen Kindern Gewalt anzutun. Genauso wenig wie Blindheit Louis Borges vom Denken und Formulieren abhalten konnte, genauso wenig wie mich der Krebs, um mein Leben zu ringen. Eingekeist von Erinnerung, versinke ich Stunden in meinem Tagebuch, inständig darauf wartend, irgendwann würde der Erkenntnisblitz mich erhellen und von aller Last befreien.

Wie weit die Gewalt zurückreicht, über wie viele Generationen hinweg, kann ich nur ahnen. Die Urgroßeltern der väterlichen Linie, irgendwo Mitte achtzehnhundert geboren, sind ein halbes Jahrhundert vor meiner Geburt

gestorben. Fünfzig Jahre und die nahen Vorfahren Fremde, die Großeltern meines Vaters, die ich nicht kenne, weder ihre Namen noch ihre Gesichter. Ob im Mittelalter, zu Jesus Zeiten oder in der Eiszeit, überall Ahnen, sonst gäbe es mich nicht. Und alle hatten ihr Schicksal. Wie viele waren verbogen, um Wunden zu verbergen? Eine schauderhafte Anzahl einer Ära verbrannte sinnlos auf Scheiterhaufen, es brauchte nur ein Nachbar auf sie zu deuten und sagen: Das ist ein Ketzer! Wie viele Ur-Ur-Ahnen in ihrem Ende schmorkten? Und später, noch gar nicht lange her, gingen nicht nur Nachbarn sondern auch Verwandte zur Polizei, um ihre Nächsten zu denunzieren. Die haben die Nazis dann in Lager deportiert, um sie dort unmenschlich zu Tode zu schinden. Die Berichte jener Zeit, die ja offiziell vorbei ist, sind ein Alptraum. Meine eigene Familie wäre dazu fähig gewesen! Der Zwang, mich schuldig und bestraft zu sehen, ist die treibende Kraft. Einmal rutscht mir dieser Gedanke über die Lippen vor einem Freund, der mich gleich entrüstet angreift. Wahnsinnig sei ich und ungeheuerlich, was ich da behaupte, so dürfe man weder reden noch denken. Ich frage, warum, das sei doch mein Empfinden, auch meine Erfahrung mit meinen Leuten. Hier endet das Gespräch, ich bin verurteilt wegen solcher Meinung, und seither geht er mir aus dem Weg. Die Heftigkeit verunsichert mich kein bisschen, aber die quadratische Einstellung, die mein Gefühl verbietet, empört mich. Ich bleibe unbeirrt. Jede Generation ist blind für die Gegenwart! Warum sonst all die leidvollen Wiederholungen in neuen Variationen? Das ist ein Fakt, nachzulesen in jedem Geschichtsbuch.

Schwebend durch die Zeiten getragen, vorbei an unzähligen Stationen. Wie schwerfällig ich voranging. Das Aufarbeiten überforderte mich, denn der Täter entzog sich der Verantwortung. Brüstend dramatisierte sich Vater überzeugt, er habe mit unseren Dramen nichts zu tun, deutete mit Grimm auf mich, die alleinige Vergifterin des Familienglücks. Meine Einwände hörte er prinzipiell nicht an, dabei wäre mein Heranwachsen seine Chance gewesen, den vergiftenden Giganten seines Irrtums zu enttarnen, um dann seine Wut wie einen Schatz zu bergen. Sein Schmerz, nicht ich das Kind, ist Grund, dass er sich so elend fühlt und mich zu Unrecht dafür büßen lässt. Das stiftet diese Verwirrung, die uns alle steuert und schadet. Einst Opfer wie ich, wurde

er zum Täter wie sein Vater, sein Großvater, sein Urgroßvater ... Schuld hat eben kein Verfallsdatum, wie man sich einzureden pflegt in der Hoffnung, dann sei endlich Ruhe. Es ahnt in mir, die Wut führt weit zurück. Vielleicht ein Urahn verstoßen, sein Delikt Neugier und Flucht aus der Enge der katholischen Zwangsjacke. Vielleicht eine Urahnin verschmäht, deren Verbrechen die Weigerung war, sich in die Rolle ihrer Zeit zu fügen. Vor hundert Jahren hat es schon genügt, als Frau künstlerische Ambitionen an den Tag zu legen, um von der eigenen Familie entmündigt, in der geschlossenen Anstalt zu landen. Vor zweitausend Jahren und mehr war es gewusst, von fremder Hand beschädigtes Schicksal zeugt Unheil für die Nachkommenschaft. Zersetzend spukt die Energie durch Ahnenreihen, ein Dämon, der dem Intellekt entwischt, daher von Klugheit nicht zu orten ist. Das Ahnen wälzt sich über mich, wohlätig die Ordnung entrollend. Jede neue Generation legt eine weitere Schicht über den Urkeim, jede Schicht nur neues Leid und Verwirrung stiftend, bis in die Gegenwart zu mir, wo ein unübersichtliches Gestrüpp die Wurzel überwuchert. Keine Macht kann Vater bewegen, die Wunden seiner Kindheit anzurühren, gar hinein zu steigen in die Hölle, wo er seiner Not und der geerbten Wut begegnen würde ...

»Wie kannst du wissen, was in ihm vorgeht?« rügt mich Babsi, als Gespräche über den Zustand der Familie mit ihr noch möglich waren.

»Es ist seine Überzeugung, die sich nicht ändert.« erwidere ich, »Aktives Erinnern müsste auch äußerlich erkennbar sein.«

»Du bist anmaßend!« gibt Babsi zurück, »Er kann es halt nicht zeigen.«

»Das wäre noch verwerflicher ...« – ich hätte nicht davon anfangen sollen, das Thema hat uns nie etwas anderes beschert als Frust und Enttäuschung und wiederholt Trennung. Unser Denken findet keine Begegnung.

So lief es mit Babsi. Skepsis gegenüber den lieben Eltern bedrohte die Aufrechterhaltung ihrer heilen Welt. Mit zunehmendem Alter verteidigte sie umso hartnäckiger eine Position, die durch ein Nirgendwo taumelte. Ich bestand auf meine Wunden, die gesehen werden wollten, auch die von Vater als kausalen Ursprung der gesamten Misere. Sie hat die Abgründe gewittert, denn ihre strikte Abwehr verriet die Angst, die lieben Eltern ganzheitlich als

Menschen anzuschauen. Das Hässliche ins Verborgene sperrend, wie kindlich hoffend, die Vermeidung erschaffe eine schöne Realität, schloss sie die Augen: Dann existiert es nicht! Verfuhr wie die Eltern, die jeden Dialogversuch erstickten, indem sie unliebsame Erinnerungen meiner überspannten Fantasie zuwiesen. Genauso wie einst Freud bei seinen Patienten.

Ich irre. Ich irre nicht. Bis heute jedenfalls funktioniert dieses System als Panzer, das Nichtdarandenken zu garantieren. Die Vermeidung hat auch die Geschwister konditioniert, die den nächsten Zweig des Gestrüpps bilden. Und dies viel effizienter als ich, denn sie haben Nachkommenschaft produziert, an die sie die Familienwut blind weiterschieben, sich selbst schonend wie vor ihnen schon Eltern und Großeltern. Die Kinder sollen es genauso machen wie sie und alle anderen Weiterschieber. Mir ist das Weiterschieben verwehrt, ich bin eine Sackgasse, weil ohne Kinder ...

Wieder entschwunden ins Leere. Zurückkehren mit rosahaftem Dämmer. Puderpastellene Eindrücke und die Gewissheit, das sei der Tod gewesen. Diesmal schmeckt er süßlich. Die Angst vor ihm neutralisiert sich, die Zwischenwelt flößt mir Geborgenheit ein. Nur in Gestalt alter Schrecken holt sie mich und frisst an mir. Zuerst werde ich eingefangen mit sonnigen Märchen. Ein fröhliches kleines Mädchen auf den Schultern seines lachenden Vaters zerzaust ihm die Haare. Der Vater ist schön. So sehen Poeten und Musiker aus, zartgliedrig schlanke Männer mit hoher Stirn und schmalen Händen. Nicht männlich geschnitzt wie der Cowboy im Indianerfilm, auch nicht wie ein Indianer, obwohl Vaters Haare pechschwarz sind. Ein androgynes Wesen aus dem Elfenreich, bis über die Lebensmitte hinaus ein verträumter Jüngling. Wer es nicht weiß, hält ihn für den Sohn von Mutter. Die Schulfreunde, die mich besuchen, reagieren verblüfft, »Wusste gar nicht, dass du einen älteren Bruder hast.« Ich schmelze heimlich, es gibt diesen großen Bruder in meinen Träumen, die ich in selten kostbaren Momenten Vater überziehe, jedes Mal, wenn wir über die hohen Dinge philosophieren, Vater und ich, weit weg von Mutter und den kleinen Schwestern mit ihrem Rumgeschrei. Da schwelge ich in wonniger Einbildung, er sei es, mein großer Bruder, der mich liebend beschützt vor allen Gefahren ...

Manchmal knallt es mich geradezu makaber an: Ich sehe Vater ähnlich! Auf den ersten Blick nur, die schlanke Figur, die schmale Nase, die gerade Stirn mit den Geheimratsecken. Beim zweiten Blick wird der Unterschied deutlich, dürrig hängen seine Schultern an ihm, resigniert wie die von Babsi, niedergedrückt von schwerem Gewicht. Meine Schultern dagegen breit und gerade. Ob sie von Mutter stammen, lässt sich nicht sagen. Lebenslang versteckt unter dicker Kummerschicht, scheint sie einer seltenen Gattung anzugehören. Mutter hat keine Knochen! so glaubte das Kind. Sie aber ist es, die ich zu jeder Alterszeit in meinem Gesicht erkenne, wenn ich in den Spiegel blicke. Das ist irritierend. Nach dem Geheimnis forschend, starre ich mich an. Meine Physiognomie nahezu eine Vaterkopie, doch in den Augen sitzt die Mutter und beherrscht das Gesicht. Nichts Lustiges, was dort herausblickt, eine erschöpfte Vermischung aus Trauer und enttäuschter Sehnsucht. Keine Verzweiflung, nicht mal Wut. Sie hat sich vor langem schon zugesperrt. Wann und weshalb? Danach zu fragen, ist zwecklos. Auch sie hat Standardantworten parat wie Vater: Ihr Leben sei immer glücklich gewesen.

Was passiert, wenn nicht keimt, was als Saatgut in einem angelegt ist? Darüber sinnierend, fällt mir Vaters Blindgänger ein. Bin dann verblüfft, wie doch jeder so sagt, was stimmt, ohne zu merken, dass es einen selbst betrifft. Lange ist mir Mutter ein Phänomen der Neutralität. Sie opfert sich auf für Haushalt und Kinder, weint und schimpft in Abwesenheit des Vaters. Wie in Serie hergestellt, funktioniert sie, wenn er da ist. Weg vom Bauernhof auf dem Land und in die Stadt, das hat sie geschafft. Dann zu Weihnachten ein Pelzmantel, zuerst Persianer, dann Nerz, auch ein Perserteppich, ein Wandschrank in Alteiche und die neuesten Küchengeräte. Und auf keinen Fall Probleme. Vielleicht weil ihre Wünsche so kostspielig sind, sie aber im Namen des Familienglücks eine fürsorgliche Mutter darstellen will, entwickelt sie auf allen Ebenen einen unübertroffenen Einfallsreichtum, Geld zu sparen. Den Kindern und sich selbst näht sie Anziehsachen nach gekauften Schnitten, auch Vorhänge, Tischdecken, Topflappen, Servietten. Mit fünf sitze ich neben ihr und fertige mit Nadel und Faden aus Stoffresten eine Schildkappe für meine Puppe Matthis an. Mutter ist wie außerirdisch verdutzt, weil ich ei-

genständig etwas fabriziere, was sie ohne Schnitt von Burda niemals zustande brächte. Ob sie hier erstmals ein beunruhigendes Gefühl der Unheimlichkeit beschleicht, dieses Kind wäre mit besonderer Gabe ausgestattet? Ich kann ihr Staunen nicht teilen – was ist schon dabei? Irgendwer kam mit einer Schildkappe daher, die hatte es mir angetan. Während die Erwachsenen im Wohnzimmer saßen, schlich ich zur Garderobe, die Nähte der Schildkappe zu studieren, wie sie verlaufen, wo sie zusammenstoßen, und tüftelte im Kopf, wie das zu machen wäre mit Stoff, und machte es dann. Um Mutters braven Faltenröcken in dunklen Farben zu entrinnen, kreierte ich mit elf meine Kleidungsstücke selbst – ohne Schnitt. Meine ersten Projekte waren Hosen, die konnte Mutter nicht nähen. Sie beherrschte die Handarbeit, hatte als Teenager, wie es Sitte war, ihre gesamte Aussteuer gefertigt, doch Ideen zu haben und umzusetzen, lag ihr fern. Vater hätte sich künstlerisch entfalten können und tat es nicht. Zweiter Weltkrieg, Armut, die konservative, religiöse Familie und nicht zuletzt sein Sicherheitsbedürfnis waren die Beweggründe, auf eine musische Laufbahn zu verzichten und stattdessen davon zu träumen. Und das geschieht dann, wenn der Keim erstickt wird: Die Kinder sollen nicht verwirklichen, was man sich verwehrt – es könnte Glück sein!

Überdruck braucht ein Ventil! Darüber muss ich nichts lesen, erlebe es selbst täglich. Geknechtete Gefühle drängen nach Vergeltung. Aufmerksamkeit brauchen sie und bekommen sie nicht, weil sie hässlich sind. Eingesperrt und isoliert wie die von Vater, der sich glauben macht, Frau und Kinder wären der Grund für seine Opfer. Leiden sollen sie wie er, vor allem die Erstgeborene mit ihrem Sturm nach Freiheit und Selbstverwirklichung. Die Ehefrau und die jüngeren Töchter verschont er vor seinen zornigen Händen, sie äußern keine Ambitionen. Ihnen gibt er nichts von sich, nur mir: seine Wut. Ein Objekt genügt, sich abzureagieren. Im Übrigen ist es ungeziemend, in einer christlichen Akademikerfamilie schlägt der Mann seine Frau nicht. Das wäre asozial, eine Schande, doch nur praktiziert von ungebildeten Arbeitern und Alkoholikern, nicht aber von einem vorbildlichen Bürger wie er einer ist. Das Tochterprügeln ist etwas anderes, fällt unter die Rubrik Kindererziehung.

Was Vater zu geben hat, sind Täuschung und Familienfluch, den bekom-

me ich. Die anderen bekommen die Täuschung, schön eingewickelt, obligatorische Geschenke zu Weihnachten und Geburtstag, fachkundig verziert von fremden Händen, den Verkäufern jener Läden, wo er die Täuschung einkauft. Unerkannt lebt Großvaters Wut in Vater fort! Wo die Wut entspringt, bei Großvater oder viel früher? Ich sinke in sein Leben. Die besten Jahre vom Schicksal verkrüppelt, zuerst ein bisschen mit dem krummen Finger, später richtig. Lange deute ich das Erbe nicht, die Schmerzen in meiner rechten Körperhälfte. Fühle! schreien sie. Ich fühle und leide. Eine Energie erzwingt die Wiederholung. Da muss noch etwas sein, was mir entging. Besinne dich, erinnere dein Befinden! Ich fühle und komme nicht weiter, ende hier mit noch gewaltigerem Schicksalsschlag: Krebs. Und ahne: Angst, Wut, Tod.

Es scharrt im Hirn: Was einmal gesehen ist, kann endlich in Frieden ruhen! Und ich könnte endlich entspannen. Chronisch hungrig nach Neuem, fehlt der Gegenwart die Zeit zur Besinnung, Altes zu erfahren. Nervig, wer an gestern festhängt wie ich. Schweigen lernen und unterdrücken, was reden will, so leide ich allein an meiner rechten Körperhälfte. Innerlich redet es in einem fort. Etwas ist noch ungesehen. Auf ein Rad gebunden, drehen sie sich um mich, die Rätsel in schreienden Bildern. Fängt die Wut bei Großvater an? Dessen rechte Körperhälfte, die rationale Seite, taub bis zum Tod. Keinen Gegenstand kann seine rechte Hand halten. Tasse, Messer, Gabel gleiten ihm aus jener Hand ohne Gespür. Auf der linken, emotionalen Seite ist die Empfindung da, aber die Hand verkrüppelt, mit der fasst er alles an. Welche Macht hat ihn auf die Hälfte reduziert, somit gezwungen, alles Tun auf die linke Seite zu beschränken? Wie sinnlos die Krankheit an ihm war, vergeudet, was sie ihn lehren wollte. Der Schicksalsschlag hat ihn nicht vergrößert. Bewunderung erfasst mich jedes Mal, wenn ich erfahre, Krankheit sei jemandem ein Gewinn gewesen. Ich denke an Stephen Hawkins ...

»Merkst du wirklich nichts?« fragt das Kind und staunt den Opa an, der keine Miene verzieht, wenn es ihn in den rechten Arm zwickt. Rein äußerlich ist dem Arm die Taubheit nicht anzusehen. Stolz ist die Enkelin, denn keiner ihrer Spielgefährten hat einen solch ungewöhnlichen Großvater. Kindheitstage rosaroter Illusionen, unsere gemeinsame Zeit ist kurz. Die wenigen Jahre

bis zur Pubertät rauben mir die Illusion und ihm den Verstand. Da erst sehe ich, dass in seiner Nähe keinem eine Handvoll Glück vergönnt war. Großmutter's fortgewehten Blick vergesse ich nie. Sie resignierte bei vollem Bewusstsein. Um ihr Leid wissend, wartete sie auf den Tod, sie zu erlösen.

Zeit hat keinen Zutritt hier. Die Zwischenwelt öffnet Sekunden zu Jahren, die mein Leben vorführen mit traurigen Szenen. Und endlos wiederholen sich die Fragen. Warum sieht es der Vater nicht, warum nicht die Mutter, warum nicht die Schwestern, warum nur ich? Liege ich deshalb hier mit dem Krebsgeschwür, der Knoten über meinem Herzen? Ob dieser Zustand meine letzte Stunde als Mensch auf der Erde ist, die Einsicht, die ich hinübertrage in jenes berühmte Jenseits, die Empfindung, die ich mitnehme in die Ewigkeit, mein Schmerz, den ich dann als unseliger Geist über die Lebenden ausstreue und damit den Äther verseuche ...

Bewegungslos im Zentrum die Augen auf das Rad gebannt. Es dreht sich schnell, Bilder fallen heraus. Vater, der die Entfaltung der Tochter verhindern will, Großvater, der Vaters Wesen erstickte. Kein mutiges Wort der Einsicht, nur Zucht und Ordnung. Insgeheim aber vom Wunsch nach Freisein behext. Einfach davonlaufen! Nicht mit der Ehefrau, die auch weglaufen will von Heim und Herd. Mit einer anderen will er weg, mit ihr und seiner Leidenschaft. Endlich ausleben, was er so tapfer geheim hält. Erst als alternder Mann bricht er aus und folgt dem Feuer, gerade noch rechtzeitig bevor es verglimmt.

Ich krieche in Vater hinein, durchwinde sein enges Gehäuse, mich mit seinen Augen zu betrachten. Es setzt ihm zu, wie sich die Erstgeborene entwickelt, bald anfängt, sich mit unkeuschen Mitteln auszudrücken, nichts wissen will vom mustergültigen Kind, sich über Zucht und Ordnung lustig macht, von einem Tag auf den nächsten die klassischen Konzerte abschaltet und neumodischen Lärm aufdreht, das sie Musik nennt. Das Leben in vollen Zügen genießen, dem Herzen folgen, nicht dir! Was fällt ihr ein, kennt sie keinen Respekt vor ihrem Vater? Ja, das regt dich auf, weil ich tue, was du versäumt hast! Was fällt ihr ein, man sollte – »Als Klofrau wirst du noch enden oder in der Gosse! Wirst schon sehen und an deinen Vater denken, wenn es zu spät ist!« Wie sie sich austobt ohne Manieren, Vernunft und Anstand spottet. Jun-

gen Menschen stehe das zu, kontert sie frech. Was für aufreizende Fetzen sie sich näht und zu aller Schande öffentlich zur Schau trägt. In einer Rockband grölt sie schrill hinter dem Rücken der Eltern. Womit haben wir das verdient? Singen soll das sein. Wie sie ihr langblondes Haar mit Henna karottenorange färbt, um dann mit gekräuselter Mähne aus dem Haus zu gehen. Schämen muss man sich! In wilden Maskeraden geht sie auf Rockkonzerte und Parties zum Tanzen. Wer weiß, was sie noch alles treibt, man liest ja genug in der Zeitung. Ihre unzähligen Verehrer und Freunde, die pausenlos anrufen – wer soll sich da noch auskennen? Die größte Frechheit aber ist, wenn sie vor einem steht und sagt: Das bin ich! Und dann lacht, als sei sie irr.

Armer Vater. Mein Lebenshunger war dir ein Dorn. Wie viel Energie vergeudet, mich und meinen Spaß zu bekämpfen. Wegen deiner verdorrten Träume soll sich die Tochter ebenso wenig freuen. Mein Freigeist hat dich neidisch gemacht, anstatt inspiriert, dich selbst zu erforschen und zu entdecken. Deinen Kern meidest du aus gutem Grund, kannst daher nichts wissen von den Abgründen hinter der bunten Fassade deiner Tochter, schwärzer als die Bilder, die sie als Teenager malt, wo Todessehnsucht nach ihr schnappt. Tagelang von solcher Trauer überschwemmt, dass sie nicht begreift, was los ist mit ihr. Die anderen weinen nicht wie sie, nicht so ausdauernd und heftig. Vergeblich nach einer Tür ins Helle tastend, hält sie die anderen für unverwundet. Nur ihr habe das Schicksal derart zugesetzt, nur sie sei so schlecht behandelt worden, nur sie müsse so leiden. Nichts davon weißt du ...

Das Krebsgeschwür stemmt mir die Augen auf. Man hat mich ausgeschaltet, auf ein einziges Organ geschrumpft: Das pumpende Herz ist die irdische Verbindung. Existiere ich noch? Bin ich noch Mensch, noch Klio? Allein bin ich nicht mit diesem Los, allein nur, weil ich nicht vergesse. Ob andere Patienten unter den Messern der Ärzte Ähnliches erleben und auch ihre Augen durch die gelebten Tage reisen? Irrwege hoffnungsvoll rennend, bis das Sehen beginnt. Ein Riesengewebe aus verbanntem Leid, meine Familie. Hinter den Glücksfassaden köcheln die alten Dramen weiter, wenn eine neue Generation in den Teufelskreis springt, jeder Einzelne in seine Rolle gezwungen, das Muster eingestanzte wie ein Brandmal, der Erbfurch, dem keiner ent-

rinnt. Die Oberflächen der heilen Welt verheimlichen das innerliche Ringen, sogar vor einem selbst. Doch führt ein Weg in die Freiheit. Helden gehen ihn, völlig auf sich allein gestellt. Für Heldenreisen gibt es keine Landkarten. Großvaters Heldentum, eine fantasierte Hexe zu töten, hat das Grauen auf die Enkel umgeleitet, damit er sich amüsieren konnte ...

Wie viel Tragik ist nötig, bis die Schleier fallen, wie oft nie, trotz aller Tragik? Treffer sicher wähle ich Gefährten, die sich tiefer in die Wunden nagen. Meine Leidensfähigkeit brauchen sie wie Vater. Solang der Schmerz regiert, bleibe ich ungeboren wie sie. Größer als die Angst, dem Schmerz zu begegnen, schreit jetzt die Angst zu sterben, bevor ich richtig lebte. Die Anstrengung, mich täglich gegen das Falsche zu stemmen, verbarg sich hinter trauer Gewohnheit, mir Energie zu stehlen. In den Monaten des Zögerns sagte der Heiler, anhaltend emotionaler Stress mache krank. Der Knoten in meiner Brust, der plötzlich da war, hat mich zu ihm geführt. Danach verschwand der Knoten nicht, blieb einfach da ohne zu wachsen. Etwas anderes wuchs heran, die Erkenntnis, was emotionaler Stress bedeutet: Vier Jahrzehnte lieber blind als sehend, sich täglich verbiegen. In Schach gehalten vom Fluch, der anderen gehört, von anderen verursacht, von Ahnen geerbt, fremde Last balancierend mäandern, um nirgendwo anzukommen, immerzu Schuld schleppen, die auf mir gelandet war, weil ich das erste Kind meiner Eltern bin.

Blindgänger! Das war ich. Jetzt bin ich explodiert. Mein Kern hat sich ins Freie katapultiert und meine alte Form zerrissen. Ungewiss, ob ich überlebe, ob mir die Neugeburt gelingt, welche Chancen sich bieten, welche ich sehe. Durch meine Metamorphosen gleitend, Stationen des Werdens, lese ich auf einer Seite: Familienglück! Prompt meldet sich Angst. Familienglück heißt der Alptraum, je mehr ich in mein Geschlecht hinein reife. Familienglück ist nicht mein Ding! Ich lache erhaben, habe erlebt, was Familienglück bedeutet. Dann verwickelt mich Schicksal in neuer Konstellation aus meinen Wurzeln und denen des Partners mit schwindelerregendem Geschlinge, das mich und uns, mein Mann, unser Kind, mit drei Monaten ungeboren gestorben, und mein inneres Kind, fünfjährig verloren, mit zahllosen Ahnen verbindet, mit ihren versagten Träumen und Hoffnungen, mit ihren Schmerzen und Nöten, mit

all ihren unerfüllten Sehnsüchten, wie sie ursprünglich gemeint waren ...

Alptraumhaftes zwischen Kindheitslichtern, die weit weg von Mutter und Vater leuchten. Der Alptraum setzt sich fort, indem ich ihn weiterlebe und gleichzeitig wünsche, ihn abzuschütteln. Blindgänger, das war ich wie viele, unwissend, was Liebe bedeutet. Die große Menschenmasse ist von Blindgängern bevölkert, die explodieren sollten, weshalb sie auf Umwegen echte Bomben und Kanonen in realen Kriegen zünden. Unzählige Singles, gescheiterte Beziehungen zunehmend wie Kriege und Brutalitäten in globalem Ausmaß, chronisch wund durch die Welt geisternd, weil Krieg in jedem Einzelnen schlummert. Eigentlich sollten sie ihrer Bestimmung folgen, die innere Stimme hören und sich entfalten, um gewaltlos für die Freiheit ihrer Seele zu wirken. Eigentlich! Die Individuen sterben aus, die Heldinnen und Helden, die verkannten Mutigen, die das Scheitern nicht abhält als Risiko eigener Schritte. Solche, die sich fühlend erforschen und selber denken, verkehren in anonymen Nischen. Die Überzahl bilden schicke Figuren, neu programmiert mit alten Mängeln, nun unter zeitgemäßen Mitteln zensiert und verbogen. Auch Gehorsam folgt den Moden, um in jeder Zeit der Verfügungsgewalt regierender Eliten zu dienen. Frei wähnt sich die Moderne, und ermöglicht dennoch gehorsam wie einst, den Mächtigen grenzenlose Freiheit, heute maßloser und raffinierter gierend denn je. Die Sucht nach Übermacht ist Symptom verfeimter Wut, unheilvoll weitergereicht an die nächste Generation, um alten Schmerz zu meiden, Mutter und Vater zu schonen, das eigene Nest nicht zu beschmutzen. Sich ein wenig Sinn für das Dasein fantasierend, wird im Namen der Gemeinschaft die Liebesverwundung pervertiert nach außen projiziert, sich derweil sonnend in Heilewelt und Familienglück, fern von blutigen Schlachtfeldern. Das gesamte System ist kontaminiert, durchdrungen von der Macht der Verwundung, daher spielen alle mit. Ein Sündenbock ist rasch gefunden im Kreis von Schwachen und Minderheiten, um ihm dann aufzuladen, was man nicht haben will. Die Wohltätigkeit der Schmerzverschiebung, sich an anderen abzureagieren, schweißt das Kollektiv zusammen. Ist damit erst begonnen, verselbständigt sich in riesenhafter Verzerrung die Zerstörungswut enttäuschter Liebe, die in Hass verkehrt, gefährliche Bomben zündet.

Wie Ironie mutet es an und ist nur logisch. Die Gemüter praller gefüllt mit Sehnsucht nach Liebe, mit Hunger auf Leben und Freiheit wie nie zuvor, ist Dauerfrust heute die Regel – trotz endloser Möglichkeiten sich zu verwirklichen, ohne dafür sterben zu müssen. Frust hält das kranke System am Laufen, die Konten der Eliten zu füllen. So reden die Stimmen. Wie oben so unten! Das Kind, das nach verbogenem Vorbild von Mutter und Vater heranwächst, und ohne das Schädliche zu merken, später regiert wird. Mutter und Vater, die unterdrücken, manipulieren, lügen, betrügen nach gleichem Muster wie die Großen. Wenn einzelne aufsprängen, Politiker, Präsidenten, Mächtige, von plötzlicher Einsicht bestrahlt, und laut riefen: »Hier nimmt das Falsche seine Kraft!« Dann wäre ein großer Schritt zum Sinn erwirkt.

Blindgänger! Weihnachten! Familienglück! Harmonie! Gongschläge donnen mir Botschaften ein im Rhythmus des Herzschlags. Jetzt ist alles da: Liebe, Hass, Harmonie, Streit, Weihnachten, Lügen, Christentum, Blindgänger, Familienglück ... In ihren Strudel genommen, denkt mich jedes Schlagwort in seinem Takt. Familienglück: Was ist das? Eine scheinheile Familie von der Qualität einer Bombe, die nichts anderes tun sollte als explodieren und es nicht tut. Die eingebildete schöne Welt ist ein Blindgänger. Ein Blindgänger ist eine Bombe der Untauglichkeit, eine Bombe, die aufgrund eines Fehlers nie oder zu spät losgeht. Vaters Blindgänger zielte in Wirklichkeit auf das Falsche, es zu zerstören wie der kosmische Tänzer Shiva, der Zerstörung tanzt, wenn etwas zuviel geworden ist, um somit einen neuen Zyklus einzuleiten. Vater delegiert seinen Blindgänger an mich. Sein Leben ist ihm unerträglich, was er weder sagen noch denken kann. Stolz wäre ich, würde er es wagen. Und ich wäre so gern stolz auf meinen Vater ...

Familienglück! Das Wort ist Gift. Und rast mich durch wilde Szenen, schnelle Wechsel, dunkel, hell, ein harter Aufprall, Stille ... Die Luft riecht nach Sterben – nicht nach Tod. Rauch über Ruinen, Staub auf Trümmern, fassungslos die Augen in fahlen Gesichtern, neblige Schwaden als Zeugen über ermordeten Straßen. Das Sterben ist Dauerzustand. In unserem Land ist die Bombe etliche Male im Kollektiv explodiert. Die Detonationen raubten Millionen das Leben und dem Rest Würde und Hoffnung, Liebe und Vernunft

könnten jemals siegen. Bangen und Hoffen in meinen Zellen unterscheiden sich kaum von jenen, verzweifelt in Trümmerzeiten. Ihnen ganz nah, höre ich sie stöhnend ihre Not beklagen, die ich mit ihnen teile.

Endlich Gras drüber wachsen lassen, mit den alten Kamellen aufhören! Vaters Standardverordnung, sobald ich unsere private Schlacht berühre. Ja, den kleinen, familiären Krieg sowie den großen, nationalen unangetastet in Frieden lassen. Den Krieg in Frieden lassen! Das geht so: Niemals das Warum dahinter befragen, nie zurückblicken und gar dem Elend begegnen, um dann erschüttert daniederzuliegen, nie wissenwollen, was sich hinter der Tragik verbirgt, unbegriffen der Sinn schmerzlicher Entwicklungsprozesse, die in eine freie Zukunft führten. Zu viele, die sich verstummt verstecken, sogar vor sich selbst schweigend. Diesem Diktat verweigere ich meinen Gehorsam. Fragen, zurückblicken, sammeln, was ich von Mutter und Vater erfahre, über den Krieg, ihre Ängste, Gefühle. Eine karge Sammlung, mein Familienschatz drei Sätze, die ich zusammen kriege, stets gleich die Auskunft wie auswendig gelernt, als gäbe es nichts zu erzählen. Wie ein Donner kommt es mir jetzt: Diese auswendig gelernte Leier ist die Bastion gegen die Scham der Not!

Was köchelt gegenwärtig im kollektiven Topf leise blubbernd reifend heran? In dieser wunderblitzblanken Glitzerzeit fernab blutiger Schlachten für unser schönes, bequemes Leben. Hässlich scheppert der Deckel auf dem Geblubber, hebt sich wie von Geisterhand, noch keinen Takt der Absicht preisgebend – oder doch? Ich bin auf alles gefasst. Wenn ich die Operation überlebe, werde ich kaum staunen. Wüsste ich, dort drüben im Jenseits wäre es möglich, dem Verlauf der Geschichte beizuwohnen, bräuchte ich nicht zurückzukehren. Gleich hinüberfliegen und dem Herz Adieu sagen. Danke, du kannst aufhören zu pumpen! Ich bin neugierig, wie es weitergeht, die nächsten Jahrzehnte, Jahrhunderte, Jahrtausende. Wird sich die Menschheit selbst eliminieren? Oder wird am Ende das Gute siegen, die Göttin der Liebe die Welt regieren? Neugier wäre mein Motiv, ein ewiges Leben zu wünschen. Wenn das Drüben Augen hätte, ginge ich gern und leicht hinüber ...

Es wird nichts geben! Ewig gigantisches Nichts. Das lehrt mich der Lebensfeind Krebs eindrücklich in den neun Monaten meiner Todeskampfkrise.

Die OP ist die finale Schlacht, hier wird die Entscheidung fallen. So weit bin ich jetzt: Da draußen existieren weder Gott noch Göttin noch gerechte Geister hier auf dem blauen Planeten. Wenn ich gehe, verschwinde ich im Nichts.

Der schwarze Schlund spuckt mich aus in Sonnenschein. So schön ist es hier, dass ich gar nicht weiß, wo ich bin. Harmonisch soll es sein! Ein Raunen aus dem Off – manchen Anweisungen tut Lautheit nicht gut. Das muss die heile Welt sein. Es gibt sie! Zumindest für solche, die an sie glauben. Es liegt allein am Glauben! sagte ein alter Schamane in Indien zu mir. Ich glaube nicht an sie, da hilft auch das Wünschen nichts. Ich glaube nicht, dass sie kontinuierlich funktioniert ein Leben lang: Deckel drauf, Gras drüber wachsen lassen, vierundzwanzig Stunden Familienglück an dreihundertfünfundsechzig Tagen im Jahr. Pausenlos Sonnenschein auf der Erde ist astrophysikalisch unmöglich, es muss auch Nacht sein, ebenso regnen und stürmen. Da wähnt der Verstand sich fortwährend harmonisch, die Stürme im verbotenen Untergrund leugnend, vorhanden sind sie dennoch. Harmonie mag für Zeitspannen glücken, niemals ununterbrochen. Leben ist Bewegung, einatmen, ausatmen, jeder Atemzug Wandel. Irgendwann kocht die Verdrängungssuppe über und versaut die ganze Umgebung. Ein Mathematiker könnte die Zusammenwirkung von Energie und ihrer Materialisation in Formeln darlegend, plausibel erklären. Doch hier kann ich keinen fragen, hier ist die heile Welt, wo niemand zweifelt. Daher falle ich unter Harmoniefanatikern sofort auf, mein Fragen und Zweifeln stellen mich bloß. Ob sie ein Geheimnis kennen, das mir nützlich wäre? Vielleicht lässt sie sich backen wie einen feinen Kuchen! Zutaten zusammenrühren und ab in den Ofen. Eine halbe Stunde später ist der Harmoniekuchen fertig. Mh, wie köstlich! soll dann jeder loben. Das Harmoniekonzept stützt wie ein Mantra das Glauben: Mh, wie köstlich! In mir kommt trotz köstlichen Kuchens und guten Willens keine entsprechende Stimmung auf. Meine Zunge boykottiert die Verheißung. Widerstreit. Die eine dort unter der Harmoniediktatur, die andere hier schauen dem Familienstück zu. Eine Dritte blickt auf Monitore, die zeitgleich Außen- und Innenansichten abbilden wie in der Schaltzentrale eines Fernsehsenders. Jede der drei Figuren weiß, dass es die anderen gibt, die passive Beobachterin, die Tochter bei den El-

tern auf Sonntagsbesuch, die Dritte in der Schaltzentrale. Auf einem der Monitore spielt sich das inwendige Aufbegehren der Sonntagstochter ab: Man muss sich die Nase zuhalten, um den Gestank unter dem feingedeckten Tisch auszuhalten. Sie nickt und lächelt gequält Eltern und Geschwister an. Die Anstrengung, damit ihr Mund »Mh, wie lecker!« sagt, bleibt unbemerkt. Der Harmoniezwang hat auch sie geknebelt. Dennoch will sich keine Überzeugung aufrufen. Ganz schwindlig von der Diskrepanz zwischen außen und innen, hält sie sich am duftenden Harmoniekuchen fest, am strahlenden Persilweiß der Tischdecke. Indessen stülpt sich der Magen um, im Kopf Turbulenzen. Wie die Mutter backt und kocht, der gesamten Nation zu demonstrieren, wohl am meisten sich selbst beweisend, was für eine vorbildliche Mutter und Hausfrau sie ist, wie aufopfernd sie sich kümmert und vor allem auf ihr eigenes Leben verzichtet. Was für eine heile Familie wir sind!

Ich bin zwei, ich bin drei, ich bin vier – wie viele bin ich? Die Eine blickt mit zeitlosen Augen, die Andere sitzt am weißgedeckten Tisch in der Sonntagszwangsjacke, sich mühselig in die Rolle fügend. Bloß keinen Unfrieden stiften! Es ist Sonntag. Nur wenige Stunden, dann bin ich wieder weg. Warum sich also wegen des mütterlichen Back- und Kocheifers erbozen? Angesichts des kulinarischen Aufgebots kann man sich doch guten Willens zusammenreißen beim seltenen Sonntagsbesuch. Niemand hat eine Vorstellung, wie viel Disziplin es ihr abringt, den Unrat unter der weißen Tischdecke zu überspielen. Stinkender Müll schwelt da unten unbeseitigt, ihre Sinne verbieten partout die Täuschung. Ihr Mund schweigt, während Teufelchen freche Gedankenfratzen turnen. Ja, iss nur brav, was dir die Mutter vorsetzt, mehr bekommst du nicht. Das ist dein ganzes Familienglück. Ist es je anders gewesen? Möchtest du noch eine Scheibe Schinken in Brotteig? Schau, wie viel Arbeit sie sich macht, sich aufopfert ein Leben lang, damit du ein braves Kind bist. Mit vollem Mund spricht man nicht! Du sollst artig dasitzen und essen und vom schönen Wetter sprechen. Merkst du nicht, wie sie dich mundtot bemuttert, indem sie noch ein Stück Kuchen mit Schlagsahne auf deinen Teller legt, ohne zu fragen. Froh gelaunt will sie dich, also nicht den Müll unterm Tisch erwähnen oder gar das Wort Schlagsahne philosophisch zerpfücken ...

Die Teufelchen haben Recht, es stimmt, was sie der Tochter soufflieren. Die Wahrheit regiert trotz des Selbstdiktats, für ein paar Stunden Blindheit zu imitieren. Erschreckend klar rückt ins Blickfeld, was vor sich geht. Hier sitzt eine deutsche Familie. Meine Familie! Eine ganz normale Durchschnittsfamilie an einem heimelig gedeckten Tisch, jeder kostümiert mit der Bereitschaft, die Bombe unter dem Tisch zu ignorieren für das inszenierte Familienglück. Die Tochter ist regelrecht verteufelt, bedrängt vom Grusel da unten, unfähig, sich abzulenken vom verfemten Kriegsgebiet bei ihren Füßen. Ja, friss nur den scheinheilen Frieden! Tu schön dumm, als ahntest du nichts von der übel riechenden Unterseite der blendend weißen Tischdecke, die zudeckt, was ist. Die Teufelchen heizen ihr gehörig ein, lechzen nach Zank, gierig zu sehen, wie die Wahrheit zutage tritt, wie sie sich auswirkt im Familienglück. Die weiße Tischdecke ist schuld, dass die feinen Sachen darauf so scheußliche Fratzen ziehen. Da schau, wie man dich erzieht! So verhöhnen sie die Sonntagstochter, die jetzt – obwohl unter dem Stern der Rebellion geboren – schweigen muss. Der süße Happen des versunkenen Apfelkuchens, garniert mit einem Klacks Schlagsahne, bleibt im Hals stecken. Ist der Hals nicht Ort der Angst? Mutters Harmoniekuchen will nicht mehr flott hinunter flutschen in die dunkle Höhle des Magens, nun bevölkert von tollenden Teufeln, die einen Verdauungsstreik anzetteln, jede Zelle mit dem Teufelsschmaus infizierend. Trotz weißer Tischdecke lässt sich das Apfelkuchen-Paradies nicht einverleiben, existiert nicht wirklich außer in den Fantasien der bereitwillig Naiven. Die Augen essen wenige Happen, bis der Magen rebelliert und Übles aus dem Mund stößt. Die Revolution muss sie stumm führen, egal wie sehr die Zwangsrolle ihr zusetzt. Dass die Harmoniesucht mit allen Mitteln unterdrückt, was innerlich gärt, will niemand wissen. Die Kontaktarmut macht ihr zu schaffen, rufen will sie: Hey, wacht auf, merkt ihr nicht! Für wen spielen wir eigentlich dieses Theater? Jeder Sonntagsbesuch die gleiche Tortur, von neuem Ekel. Eine Faust greift ins Herz und schüttelt es. Wildes Poltern, kaum rückt bei Ankunft die schmucke Elternhaus-Fassade ins Blickfeld. Ein Fremdling vor der friedensbekränzten Eingangstür, zu jedem Feiertag stets passend dekoriert. Das bohrende Wissen lässt sich nicht weg empfinden, dass dort

hinter dieser braven Tür die unsichtbaren Partikel in der Luft mit schmorendem Bombenpulver aufgeladen sind ...

Vaters Tränen! Assoziationen werfen die Augen in fernere Zeiten, wo vieles fortgewischt unter Schichten unzähliger Momente schläft. Ein beliebiger Blick wirbelt die Schichten auf wie Staub, Vergessenes tritt zum Vorschein. Der Tisch! Derselbe seit frühen Tagen. Die Tischdecke! Das Geschirr! Aber kein Sonntag. Ich neun Jahre alt, die Mutter hochschwanger mit Babsi. Noch weiß man nicht, was es wird. Mich rührt die helle Freude nach dem neuen Menschenkind, das Geschwisterchen im Mutterbauch. Ungeduldig suche ich Namen aus, für ein Brüderchen, für ein Schwesterchen, wünsche mir ein Brüderchen, das Matthis heißen soll wie meine Puppe. Den Eltern kommt mein Eifer gelegen, sie quälen andere Sorgen, als einen Namen für ihr drittes Kind zu finden. Vater ist krank. Operation, langer Krankenhausaufenthalt, danach drei Wochen Kur und anschließend einen Monat Trübsal daheim.

Vaters Tränen sind eindringlich konserviert, um sich Jahrzehnte später zu erklären. Niemand ist ehrlich. Die Neunjährige am gedeckten Tisch, vorsichtig die Eltern fixierend, die Schultern krumm von der erdrückend schweren Stimmung. Mittagessen an einem Wochentag, gerade kam ich von der Schule heim. Mutters Gesicht aus Stein wie für die Ewigkeit gemeißelt. Wortlos verteilt sie das Essen. Vater in seinem gestreiften Frottee-Bademantel kauend auf dem Stuhl, ein Häuflein Elend. Tränen rinnen aus seinen matten Augen über fahle Wangen. Ein graues Tuch senkt sich über uns mit Grabesstille. Mich fröstelt. Gabri lümmelt arglos auf ihrem Sitz, zu klein für große Probleme, gerade sechs. Ich bin ja da, die empfindet, was wichtig ist. Wir sind früh aufeinander eingespielt, ich übernehme das Sorgen und Kümmern, sie kann sich entspannt auf mich verlassen, vor allem darauf, dass ihr in meiner Nähe keine Gefahr droht. Vaters Tränen sind monumental ins Gedächtnis gebrannt. Neunjährig aufgewühlt, ohne Basis der Logik sich zuständig fühlen, ohnmächtig verantwortlich. Niemand erklärt, warum Vater weint. Wegen der Krankheit, vermutet das Kind und bangt um Vaters Leben. Mutter tränenlos, im Gesicht kalte Wut. Verwirrend, Vater ist traurig und Mutter wütend.

Wer denkt schon an das Kind? Den Erwachsenen entschwand das Kind,

ein ferner Duft verflüchtigt samt dem Gefühl, wie intensiv es die Welt atmet, wie pur, wie verwundbar es ist. Die Eltern nehmen nicht wahr, was es durchmacht. Muss Vater sterben? Niemand spricht. Detektivisch deutet es Zeichen, Gesten und Mimik, um hinter die Fassaden zu sehen, Vaters Tränen, Mutters Wut zu verstehen. Es weiß, Menschen sterben, besonders die Alten und Kranken. Der Opa vom Land starb, als es fünf war. Lediglich diffuse Schatten eines sonderbaren Traums ist erhalten. Gesichtslos schweben Eltern und Verwandte knapp über dem Boden im Wohnzimmer der alten Wohnung. Das Kind im Schlafzimmer auf dem Bett schaut durch die offene Tür dem Vorbeischweben zu. Ein Telegramm hat das Schweben verursacht: Opa ist tot. Lichtlose Schatten und stummes Schweben, das hat Großvater hinterlassen. Die vertrauten Menschen plötzlich verwandelt, fremd und stimmlos.

Vaters Tränen! Das Mädchen forscht nach beruhigenden Splittern, versucht einzuschätzen, was die Luft vergiftet. Vater und Mutter sitzen sich gegenüber, schweigsam essend. Das Familienglück ist bedroht. Und morgens sieht es hilflos zu, wie die schwangere Mutter vor der Kloschüssel kniet und sich biegend stöhnend erbricht. Muss auch Mutter sterben? Panik zerrt es in schwindelerregende Filme, am schlimmsten ist es nach dem Zubettgehen. Indessen Gabri selig schläft, liegt es wach bis Mitternacht mit endlosen Gebeten: Lieber Gott, liebe heilige Maria ... Manchmal flackert die Glühbirne im Korridor, dann weiß es um den himmlischen Beistand und glaubt sich erhört.

Vaters Tränen! Zurück am Tisch wenige Wochen vor Babsis Geburt, bleierne Tücher über unseren Köpfen. Ich grabe mich in die Elterngesichter: Mutters stumme Wut, Vaters traurige Apathie. Jedes Detail verlangt meine Andacht. Die Oberfläche gehört dem Alltag, dahinter lauern die Abgründe. Ich höre, wie das Unheil scharrt vor Ungeduld. Es wartet auf uns und flüstert mir zu, ich sei die einzige, die weiß, welche Gefahr uns droht. Todesangst wegen des kranken Vaters. Todesangst! Warum sehe ich nicht, was ich fühle? Morgen, Mittag, Abend gehorchen dem Plan der Ordnung. Der feste Ablauf dirigiert die Figuren, nicht aber mich, ich misstraue dem Schein. Todesangst nistet in jedem Zimmer, verpestet die Wohnung, lauert hinter Blumenvasen, unter gestickten Deckchen in Wohnzimmer und Diele. In Küche und Kinder-

zimmer gibt es weder gestickte Deckchen noch Blumenvasen. Nachts versammeln sich die Todesängste direkt neben mir im Spalt zwischen Bett und Wand. Ein Knistern, dann huscht schwarzes Geschleier auf wie Rauch. Es löst sich auf, sobald ich hinschaue. Jedes Mal stürzt das Herz in Galopp und ich weiß, dass etwas gewesen ist. Aufpassen, keinesfalls einschlafen, sonst könnte die Todesangst sich an mir vergreifen. Weder nachts im Bett noch am Tag bin ich sicher. Wenn ich den Klodeckel hebe, sind sie da, der Tod und die Angst, um im nächsten Augenblick zu verschwinden. Ich starre in die Kloschüssel, kaum fähig zu atmen, und mich vom Schreck erholend, alarmiert mich im Rücken ein Luftzug. Hinter mir verstecken sie sich! Niemand sagt, was los ist. Ich muss die Familie beschützen, die Todesangst in allen Ecken und Winkeln aufspüren und fortjagen ...

Wie um das Trübsalpulver in den häuslichen Räumen zu bekämpfen, backt die Mutter besonders fleißig Harmoniekuchen für Sonntag. Der Duft zaubert betörendes Schlaraffenland in die Nase, und nicht nur dem Kind, jeder scheint zeitlochartig narkotisiert. Kein leiser Verdacht, dass die traute Verführung das Falsche kaschiert. Die Eltern sind Heilige, unfähig zur Sünde, unfähig zu streiten, jeden Sonntag gemeinsamer Kirchgang mit den Kindern. Dass der Vater das Kind verprügelt, rechtfertigt die Notwendigkeit der Erziehung, auch dass die Wut der Mutter schreiend aus ihrem Gesicht bricht, wenn der Vater bei der Arbeit ist, hat seine Berechtigung. Ist ja wirklich viel Arbeit, Haushalt und Kinder, und das Leben eigentlich gar nicht lustig. So habe sie es sich nicht vorgestellt, Verheiratet sein und Kinderhaben. Wie ein Harmonieautomat funktioniert das Kind und fühlt sich schuldig, überzeugt, den Eltern das Dasein zu verderben mit seiner Existenz ...

Vaters Tränen. Gegen die Bedrohung wehrt sich Mutter vorsorglich leise hinter verschlossener Schlafzimmertür: Du verlässt mich nicht, jetzt mit dem dritten Kind im Bauch! Kinder, Nachbarn, Großeltern sollen nicht mitbekommen, was los ist. Der Vater wird gesund und verlässt die Mutter nicht. Und jeden Sonntag geht man in die Kirche. Das Kind dankt betend dem lieben Gott und der heiligen Maria, weil der Vater nicht gestorben ist, verspricht noch inniger, fortan noch braver zu sein, und bestimmt ganz mustergültig.

Jahre später denken: Warum war das Schicksal kein bisschen gütig und schenkte Vater einen Sohn? Babsi, die Burschikose von uns dreien, hätte ein Junge werden sollen. Auch ich wünschte mir einen Bruder. Babsi redet kaum und zieht sich zurück. Fast könnte man meinen, sie besäße die Gabe, sich mit Unsichtbarkeit zu tarnen. Wir grübeln oft, wem sie eigentlich ähnlich sieht. Ganz anders ich als junger Mensch, nur mich verlieben im Sinn. Und reisen, weit weg von Deutschland, dieses Heimatland, das ich nicht spüren kann.

In meiner späten Teenagerzeit erkrankt Vater wieder schwer, ein bösartiger Apfel im Bauch bedroht sein Leben. Den Besorgnis erregenden Befund eröffnen die Ärzte nur Mutter, die tapfer ihren Mann anschweigt. Der weiß nicht, wie böse es um ihn steht. Auch wir Kinder erfahren nichts. Operation und wochenlang Klinik mit anschließender Kur, wo ein zweites Mal passiert, was sich treffend Kurschatten nennt. Wir besuchen ihn an einem Sonntag, Mutter, Gabri, Babsi, ich. Jemand vom Personal hält Mutter für die Oma und mich für die Frau von Vater, der fühlt sich geschmeichelt, anstatt zu stutzen. Wie damals schweigen die Eltern standhaft die väterliche Verliebtheit tot. Im Anschluss demonstrieren sie den Töchtern in alter Manier das heile Idyll mit sonntäglichem Harmoniekuchen und Kirchengang. Ein Jahrzehnt später erkrankt Vater erneut. Das Böse ist in seine Lunge gekrochen. Warum? wird er die Ärzte gefragt haben, ich habe doch nie eine Zigarette angerührt. Da erfährt er vom bösartigen Apfel zehn Jahre zuvor und zürnt der Mutter, weil sie ihm die Wahrheit verheimlicht hat. Und Mutter weint beleidigt, denn sie habe ihn doch bloß schonen wollen. Mutters Tränen sind alltäglich. Etwas will heraus aus ihr, eigentlich aus dem Mund. Doch die Lippen riegeln ihn zu, schon ganz dünn vom Zusammenpressen. Die Augen sind machtlos, aus ihnen fließt, was drängt und drückt, trotz des Kraftakts sie zu schließen.

Vaters Tränen! Das Schweigen überwindet die Jahre im Zehnerschritt, bis der Grund seiner Not ans Licht kommt. Die Wahrheit wächst nicht langsam ins Helle, springt entgegen jeder Absicht über Nacht ins Sichtbare, weil es wieder passiert. Mit Ende sechzig verliebt sich Vater in eine Jüngere und verlässt Mutter. Da ist es raus: Damals, als Mutter hochschwanger war, hatte er sich während des Kuraufenthalts verliebt! Er schwebte nicht in Lebensgefahr,

er wollte weg, uns alle im Stich lassen! Deswegen die Tränen. Zuerst packt mich Zorn. Das Kind wurde um seine Sorge betrogen. Von wegen todkrank, verliebt war er und wollte davon. Bis ich tiefer in die Zeit hinein steige und begreife. Kein Unterschied, ob Vater gestorben oder zu seiner Geliebten gegangen wäre. Als mich das Geschaute bannt, fährt die Zensur in Ruhezustand und es bleibt ungefragt, ob man so denken darf. Fast siebzigjährig sprengt die Bombe seine Panzerung. Eine Sensation! Die Umwelt reagiert mit greller Bestürzung. Wie es möglich sei, eine glückliche Ehe nach vierzig Jahren über Nacht zerbrochen. Vor allem schockiert der banale Grund, als sei der besonders verwerflich für einen so vorbildlich braven Kirchgänger.

»Endlich kommt die Wahrheit zutage!« sage ich erleichtert, als Babsi die Neuigkeit verkündet, die mich heiter sprudelt wie Minze. Entgeistert starrt sie mich an. Aufgelöst, empört, verständnislos, was da passiert ist, so plötzlich und unerwartet – die Eltern seien doch so glücklich gewesen. Ich widerspreche entschieden. Sie ist schockiert. Ihr Dilemma ist nachvollziehbar. Zehn Jahre jünger kennt sie von Anbeginn ihres Daseins, ja bereits als Fötus, nichts als Spannungen und Schweigen, durchsetzt vom Lärm der Dramen im Namen von Erziehung. Ihre Kinderaugen haben zugeschaut, als der Vater die Kontrolle verlor und die große Schwester wie ein Untier unter seine Pranken nahm. Das Gebrüll ist scharf in ihre Kinderohren gedrungen, Vaters Androhung, Klio umzubringen, Mutters Flehen, sie nicht umzubringen, und dann bald das Revoltieren der großen Schwester, die schlimme Sachen schrie. Ihr Kinderverstand hat begriffen, was Eltern mit Kindern tun, die die Schweigemauer zu durchbrechen versuchen, hat ihr die Strategie der Tarnkappe beigebracht als einzige Überlebensform. Das Großwerden war eine Frage des Überlebens. Nest bedeutet nicht automatisch Geborgenheit. Babsi kennt nichts anderes als das nervenaufreibende Schauspiel, das Mama und Papa Familienglück nennen. Heute auch Gabri. Ich nenne es Horror. Ich bin in der Minderzahl. Warum sollte man mich ernst nehmen? Die Masse hat recht!

Lange irre ich wie viele, Babsi habe nichts mitbekommen. Denn: Kleine Kinder merken nichts! Das Merken misst sich am ersten Erinnern, das bekanntlich spät beginnt und spärlich ausfällt. Ob die Lichter am Weihnachts-

baum mit drei oder das Fahrrad zum vierten Geburtstag, ob eine tote Maus in den Ferien mit fünf, ob Mumps und Windpocken mit sechs, der erste Schultag mit sieben. Babsis früheste Erinnerungen sind die Dramen zwischen dem Vater und der pubertierenden, großen Schwester, die widerspricht und deshalb Prügel bezieht. Von Anfang an hat ihre Wahrnehmung Unterdrückung als Friedensbedingung abgespeichert und somit all ihre Verhaltensmaßnahmen entsprechend koordiniert. Am Beispiel der großen Schwester hat sie den Preis erkannt, eine eigene Meinung zu haben und sie auszusprechen. Früh hat ihr Mut sich dahingehend konditioniert, Offenheit als sinnlos zu vermuten, sowie die Notwendigkeit, sich ehrlich auseinanderzusetzen.

Lange beneidete ich Babsi. Von Vaters Gewalt verschont, zudem mit allen erdenklichen Mitteln verwöhnt, nahm ich an, sie habe keine Hölle erlebt, sei also frei von Traumen und führte daher ein unbeschwertes Leben. Wie sehr ich irrte, offenbart die Trennung der Eltern. Völlig aus der Bahn geworfen, bleibt ihr die Richtigkeit verborgen. Wie auch könnte ihre verbogene Wahrnehmung Realität und Logik erfassen? Das gewohnte Familiendrama laut oder stumm Tag aus Tag ein trug stets den Titel Heilewelt, das einzige, was sie träumen darf in ihrem Schlummer. Als sie neun ist und ich das Elternhaus verlasse, bleibt das Schweigen übrig. Der Lärm bricht nur in Zusammenhang mit mir aus. Ob sie dann alle erleichtert waren? Endlich mal wieder Dampf ablassen! Wer hätte mir das sagen können?

Babsi ahnte, dass sie unter dem Schweigen litt, aber sie wusste es nicht zu denken. Als Teenager besuchte sie mich gelegentlich und blieb über Nacht, manchmal eine ganze Woche lang. Um wieder Leben zu tanken, wie sie sich ausdrückte. Daheim, kaum von der Schule zurück, überfalle sie solch lähmende Müdigkeit, dass sie nur schlafe bis zum Abend, sich lediglich aufraffe zum Abendessen und dann wieder zu Bett ginge. Von hier aus betrachtet, sehe ich ihre Tage bei mir auf reine Symptomlinderung beschränkt, sehe sie unter der Bastion des Elternidylls nachhaltig eingeknickt, anstatt sich bei mir nachhaltig anzuregen, sehe, wie sich die Bastion betonierte durch eigenes Kinderglück neben dem passenden Partner mit dessen Bastion von Elternregime über Heileweltfamilienglück. Brave Kinder leiden unter dem Druck, ohne

zu merken. Heilewelt verbietet individuelles Fühlen. Babsi bleibt den Regeln treu. An den chronischen Energieverlust gewöhnt, geht sie der Ursache des andauernden Kräfteraubs vorsichtshalber wie klug aus dem Weg.

Es wirft mich im Zickzack durch die Zeiten bis heute. Die Eltern zersplittern in zwei Teile. Endlich, und äußerst unerwartet, ist Vater ehrlich. Noch verurteilt Babsi mich nicht, weil ich die Dinge anders sehe. Die Fakten verunsichern sie. Noch stärkt sie ein unterirdisches Vertrauen zu mir, ihrer großen Schwester. Die Elternteilung macht sie bedürftig. Sie nimmt die arme Mutter in Schutz, die doch so unschuldig sei, klagt den gemeinen, bösen Vater an und spricht haarsträubende Verwünschungen aus, bedrängt von dem Verlangen, ihn ermorden zu wollen. Wir sind eine ganz normale deutsche Familie! Das weiß ich erst seit kurzem. Hatte uns bisher für eine traurige Ausnahme gehalten ... Nachdem es nun nichts mehr zu kaschieren gibt, wird Mutter in ihrer Not geständig. So erfahre ich die Wahrheit hinter Vaters Tränen von einst. Schon zwei Mal habe sie um ihren Mann kämpfen müssen. Dass sie ihn beim dritten Mal verlor, solle nicht Grund sein durchzudrehen. »Deswegen werde ich mich nicht umbringen!« sagt sie zu Babsi und weint über den Scherbenhaufen. Mein erster Impuls eilt ihr zu Hilfe, sie trösten, ihr die Chancen zeigen. Abwägend, was richtig wäre, für mich, für sie, verharre ich in diesem Bild. Mein Elternkontakt ist Jahre zuvor abgebrochen. Was erwarte ich von ihr, wenn ich ihr beistehe? Von einer Asienreise schicke ich ihr eine Postkarte aus dem Paradies und lege alle Magie in meine Worte, damit ein kleiner Funke sie zu einem Neubeginn inspirieren möge, sie ist doch erst Ende sechzig. Keine Antwort von ihr. Mein Mitgefühl überrascht mich sehr.

Babsi informiert mich über den weiteren Verlauf, noch braucht sie die Gespräche mit mir. Ein paar Jahre später wird sie mich schnippisch zurechtweisen, dass sie keine Lust mehr habe, meine Informantin zu sein. In den folgenden Jahren wird mir Mutter bei einem meiner erwartungsvollen Anrufe gestehen, dass Babsi sowie Gabri ihr verboten hätten, von mir zu sprechen. Ich, die Ausgestoßene, bin die einzige, mit der Mutter über alles reden kann.

Neue Wellen der Hoffnung löst die Elterntrennung aus. Ich schreibe an Mutter, von meiner Not, der Sehnsucht nach Versöhnung. Ihre Krise verhext

mich mit der fixen Idee, ihr Unglück könne uns gar ein glückliches Ende bescheren. Nachdem die Bombe ihrer Ehe geplatzt ist, müsste doch auch sie das Falsche erkennen. Keine Mühe scheue ich, dieses verheißende Ziel anzusteuern. Doch statt einer schrittweisen Annäherung, sperrt sie sich noch hartnäckiger, Erinnerungen mit mir zu teilen. Schlimmes erinnert sie nicht, schafft es sogar, meine ersten vierzehn Jahre aus ihrem Gedächtnis zu streichen – bis auf die schönen Momente natürlich. Was für ein braves Kind ich gewesen sei, das bravste von ihren drei Mädchen, und wie begabt. Was für eine glückliche Familie wir waren! Ihre Lieblingsanekdote erzählt von jenem Tag, als ich sechsjährig aus dem Kindergarten floh, um mit meinen großen Kinderaugen tränenüberströmt und schluchzend vor ihr zu stehen: »Mama, ich hab gar nicht mehr gewusst, wie du aussiehst!« Vage erinnere ich jene ferne Verzweiflung, die meine unendliche Liebe zu Mutter bezeugte. Es muss ihr ein großer Moment gewesen sein: So sehr wird sie geliebt! Heute ist sie überzeugt, Schläge seien erst vorgekommen, als ich pubertierte, und über Nacht um hundertachtzig Grad umgedreht, ein schwieriger Teenager wurde. Vorher habe es 'Sowas' nicht gegeben, »Das wäre ja schlimm, wenn das wahr wäre!« Dann lacht sie wie über eine dreiste Behauptung. Ich falle ins Leere. Meine Mutter fängt mich nicht. Das Schlimme kann sie sehen, doch ohne Verbindung zu ihrer eigenen Person. Das Schlimme betrifft sie nicht. Sie hat die Vergangenheit neuentworfen und schwebt in rosaroten Unschuldsträumen, ihre Heilewelt zu beschützen – trotz allem. Die Ehekrise hat Mutter nicht zum Umdenken geweckt. Stolz und Beharrlichkeit sind ihre Stärken. Sie hält die Unschuld fest, als drohe ihr Unheil, wenn sie losließe.

Keine Zeugen, keine Täter, keine Opfer! Wie verkraftet ein Mensch, von der eigenen Mutter fallengelassen, solche Ignoranz? Ich stürze ins Tagebuch, sonst werde ich verrückt. Ich lamentiere, ich muss, ergieße mich in sumpfige Tiefen. Selbstmitleid wärmt eine Zeitlang, gerade stärkend, damit ich nicht umknicke wie ein Halm im Sturm. So tröste ich mich, es tut keine Mutter. Außen sieht es ordentlich aus, meine schreibende Hand, das Tagebuch mein Du. Innerlich hocke ich alleingelassen mit der Not im Erinnerungssumpf. Ich werde sentimental. Finsternis mit jeder Pore eingeatmet, endlos, ewig. Keine

Zeugen, keine Täter. Vielleicht irgendwo im Universum? Das All füllt mein Gedächtnis. Zeugen und Täter wollen nichts wissen vom Opfer, vom Rutsch nach unten in einer Gemeinschaft, wo die Großen so schlecht abschneiden. Ich bin nur die Kleine. Aus dem Staube machen sie sich. »Du liebe Zeit, was du da sagst, das ist doch alles gar nicht wahr!« – Mutter. Einbilden würde ich mir solche Sachen mit meiner regen Fantasie, und ständig Unfrieden stiften, weil ich keine Ruhe geben könne. Das Medikament Vergessen hilft ihnen, nicht mir. Glauben kann ich nur dem Kind. Das muss ich suchen, den Ort, wo es sich abgespaltet hat von mir, unbedingt finden, damit ich wieder ganz bin – heil! Wie weit ich zurück muss, die originale Klio aufzuspüren, wie weit, um zu erfahren, was mein Kind vertrieb, wie weit, wohin es geflohen ist ...

Vergessen ist ein Palliativ. Vor meiner Geburt wohltätiges Mittel, das Un-erträgliche nicht mehr zu wissen. Die Volksmedizin gegen scheussliche Nachwirkungen vom Krieg war international. Traumatisiert an sämtlichen Fronten jeder Einzelne der Nation. Die Rettung hieß: Vergessen. Und nie wieder zurückblicken! Die Geister der Vergangenheit mit Schweigen töten, und als hätten sie nie existiert, stramm in die Zukunft marschieren, eins-zwei-eins-zwei! Symptombekämpfung, um weiterzuleben. Und diszipliniert von schönen Sachen träumen, damit alles wieder gut wird ...

Vergessen macht blind. Auch für jede gegenwärtige Stunde. Die Angst steht Wache. Ihr die Verhüllung wegreißen: Was will sich verbergen? Erkenntnis tut weh. Danach verschafft sie Wohltat. Bis dahin muss man sich geduldig mühen und stark sein. Gewichte fallen, ich erleichtere mich. Die Mühe wird sich lohnen. Bald freisein. Aufatmen und Fliegen. Mein Lächeln spiegelt sich im Gesicht der Frau, die ich bin. Die ich war! Sie weiß noch nicht, was sie erwarten wird. Dort sitzt sie am Tisch über dem Tagebuch und sinniert sich Befreiung, taumelnd im Wirbel toller Geister. Die Seiten füllen sich mit alternder Zeit und junger Einsicht. Das Tagebuch hört zu bis zum letzten Blatt, ein nächstes beginnt. Altes lesen, Neues schreiben. Befinden suchen, das verloren ging auf dem Weg von Tag null bis Jetzt. Jetzt ist immer jetzt! Das Jetzt wird anders sein, wenn Jetzt vergangen und ein neues Jetzt im Licht ist. Emotionen schütteln mich beharrlich heftig durch die Stunden.

Noch. Suchen, fragen, Zeichen entziffern, Symptome deuten. Zuweilen Lichtblicke, als geschehe ein Wunder. Ein sonnig glitzernder Tag ohne Schatten, endlich zurücklehnen, ein wenig ausruhen. Genießen. Jetzt ist Glück.

Dann der Rückfall. Aus dem Nichts walzt eine dunkelgraue Masse über das Glück, rasende Düsenjägerschwader aus Hass, frisch aufgetankt im Reservoir Gedächtnis. Gefangen! Eingesperrt! Finsternis! Die Tür verriegelt! Niemand kommt! Das Höllenkarussell beschleunigt, Drehwurmfragen und nie enden wollendes Gejammer wirbeln auf. Schreien. Wie lange noch unter diesem Joch eingespannt? Gibt es eine Zauberformel? Denn warum können die anderen vergessen und ich nicht, was muss ich lernen, woran mangelt es mir? Ich bin nicht dumm. Üben und nicht weiterkommen. Dennoch, dauerte es auch lebenslang, ich würde mich ein Leben lang dagegenstemmen.

Jeder Moment kann das Ende bedeuten. Eine Wunde, unüberwunden dauernd blutend, deswegen bin ich hier. Ein Vater dagegen schlägt sein Kind und überlebt jede todverkündende Krankheit. Logisch, dass nichts logisch ist. Ich, die Kinderlose, sterbe unter Chirurgenmessern, meine Brüste zerschnipselt wie in Clockwork Orange. Ich werde geschlachtet! In einem Report sah ich das moderne Schweinetöten für unsere Teller. Wohltätig verabreicht man den panischen Viechern eine Vollnarkose und schwups bei lebendigem Leib aufgeschlitzt. Bevor die Narkose nachlässt, liegen sie mundgerecht zerteilt in der Verpackung mit Preisschild, finden sich bald unter malmenden Menschenzähnen wieder, die sich die Reste der Betäubung arglos einverleiben. Heute wird human getötet. Wie brutal war man doch früher, messerstechend durch matschige Hinterhöfe jagen! Markerschütterndes Quieken braucht heute kein Ohr mehr quälen. Zeitgemäße Schlachtung vollzieht sich in maschineller Routine, fast meditativ das Klacken und Surren der Mordinstrumente. Vollnarkose schont die massenproduzierten Tiere. Sie schlafen tief und wissen nicht, dass sie gerade zu Wurst verarbeitet werden. Der hygienische Knopfdruck wirkt hypnotisch. Es sind nicht wir! Unsere Hände betätigen lediglich Knöpfe und Schalter von Maschinen, die übernehmen jetzt das Morden.

Keine Zeugen, keine Täter, keine Opfer. Mit dem Messer werde ich aufgeschlitzt. Nicht von Metzgern, sondern von Medizinern. Keine Heiler. Sie

beseitigen Symptome, nicht Wurzeln der Krankheit. Eines weiß ich: Wenn ich das Messer überlebe, muss ich mich selbst um meine Heilung kümmern.

Keine Zeugen, keine Täter, keine Opfer. Mutter klammert sich an die Unschuld, ich halte mich am Tagebuch fest. Denken ist Freiheit. Der Stift treibt über die Seiten, ich folge glühend. Die Schwierigkeit wohl ahnend, sonst hätte ich nicht so lange gezögert. Irgendwann wird es genug sein.

Keine Zeugen, keine Täter, keine Opfer. Wie den Schaden begrenzen? Fragmente aufklauben, die das Kind unterstützen. Warum hat niemand den Vater zur Besinnung gebracht? Die Nachbarn müssen es doch gehört haben, das Gepolter und Geschrei, eigentlich. Die Hand schreibt: Das Land ist bewohnt von einem Volk, das Niemand heißt. Niemand hat den Vater wegen seiner Taten zurechtgewiesen, niemand den Mut, ihn verantwortlich zu sehen. Gewalt gegen fremde Kinder wäre ein krimineller Akt gewesen, der Täter vor Gericht zur Rechenschaft gezogen, je nach Schwere des Vergehens hinter Gittern gelandet. Beim eigenen Kind gilt Sonderrecht. Es wird vorausgesetzt, dass die Eltern es lieben und in diesem Sinne zum Besten handeln. Es wird vorausgesetzt, aber nicht weitergedacht. Was nämlich, wenn die Mutter-Vater-Liebe beschädigt ist, traumatisiert von Schrecklichkeiten alter Tage, wenn es Liebesgestörte sind, die Liebe definieren und entsprechende Maßstäbe setzen, Beschädigte, die von der Kanzel predigen, das Land regieren, in hohen Ämtern als verlängerte Arme und Hände einer liebesgestörten Staatsgewalt – allein das Wort! – über richtig und falsch verfügen ...

Wo anfangen? Liebe muss erkennbar sein. Mitgefühl! Sich in die Lage des Kindes versetzen. Mitten im Schlag hätte der Vater innegehalten, seine Not erinnernd, als er selbst noch klein sich in ähnlicher Lage befand. Die Not seines leiblichen Kindes panisch hinter der Kinderzimmertür wäre ihm nahegegangen. Solch Elend zu fühlen, hätte ihn unweigerlich in die eigene Hölle gerissen, wo er sich tausendfach kreischend wiederfände, sich selbst, das innere Kind, das ihm verloren ging, was er vergessen hat. Es hätte ihm den Wahnsinn hinter der Tür belebt, verriegelt durch die Hand des Vaters, unangetastet durch die Angst der Mutter, und ihm die schlimmste Form von Verzweiflung unter diesem Himmel injiziert, ein kleines Kind von Mutter und Va-

ter zuerst in Todesangst getrieben, dann eingesperrt und verlassen. Derart überwältigt wäre ihm bewusst geworden, dass er das Kind retten müsse. Es leidet an psychischer Amputation, ein Seelenanteil ist vor dem Schrecken geflohen. Die schwersten Folgen solcher Verluste finden missinterpretiert ihre Aufmerksamkeit: Sexualverbrecher, Vergewaltiger, Irrenhaus-Insassen, Diktatoren, Mörder, Kriegstreiber, Erzieher, die ihre Schüler missbrauchen. Die Wunde geht tief nach derartiger Entwürdigungsgewöhnung. Viel Zeit, Geduld, Mut wird nötig sein, bis ein Volk anfängt, sich der eigenen Not anzunähern, um dort die Urnot zu bergen, an der die ganze Gemeinschaft leidet ...

Der Vater hat sich also nicht in das Drama hineinversteigt, in den geschwärzten Zustand des Kindes, rüttelnd an der Tür. Nicht können! So denkt es sich mildtätig wie automatisch. Ich verwerfe: Nicht können heißt nicht wollen! Meine Verzweiflung, meine Todesangst sind seine Verzweiflung, seine Todesangst. Ein Teufelskreis! Für Verzweiflung und Todesangst wird das Kind noch härter bestraft. Verzweiflung und Todesangst sind dem Vater Provokation, bedrohlicher Sirenenalarm, wie das Kind um Hilfe schreit, irr vor Furcht, weil niemand herbeieilt, es zu retten. Die eigene Not muss der Vater gewaltsam unterdrücken, denn dieses Geschrei droht ihm die schrecklichen Geister aufzuwecken. Auf die schlägt er ein, auf die Qualen seiner Kindheit ...

Das Kind kratzt an der Tür um Gnade, ruft nach Mama und Papa. Niemand kommt. Totenstille bis es brüllt, tobend, stampfend. Nichts, was hilft, auch kein Flehen. Niemand lässt die Ahnung zu, was es empfindet im finstern Loch. Von den Eltern verstoßen, glaubt es sich ausgespuckt vom Universum. Hunger wird es kaum leiden müssen, nur endlose Stunden bis zum nächsten Tag, aber alles andere, was man nicht verzehrt mit hungrigem Mund, wird fehlen. Niemand schaut die Tragik an. Niemand kann, weil niemand will. Würde die Mutter wollen können, fühlte sie mit dem Kind. Mitgefühl! Vor lauter Schmerz wäre sie herbeigeeilt zum Trösten. Wenigstens! Wenn sie ihr Kind schon nicht beschützen wollen kann vor der Wut des Ehemanns. Sie ahnt nicht, dass sie nicht will. Weil sie nicht fühlt. Das Fühlen hätte sie alarmiert. Doch vor langer Zeit hat sich dort jede Regung verboten: Leid vermeiden! Stets derselbe Grund. Die Bindung ist gestört! Nämlich zu sich selbst,

zum inneren Kind. Folglich zum leiblichen aus Fleisch und Blut. Bei Fremden zeigt Mutter Mitgefühl, ist dafür gar berühmt im Bekanntenkreis. So eine nette, hilfsbereite Frau! Ungeachtet, was sie dem eigenen Kind verwehrt. Das Warum gehört Mutter. Weil sie es nicht haben will, hockt es auf mir und drangsaliert mich mit Bandwürmern im Hirn: warumwarumwarumwarum ...

Das Gesicht brennt von den Schlägen, vom salzigen Geschluchze, Augen, Lippen, Nase, der ganze Körper glühend. Ich spüre das Brennen, höre das Kreischen – wie abstoßend. Ich bin dieses Kind! Ich bin es, die so abstoßend kreischt! Damals. Dieses Wehklagen überschwemmt mich erlahmend, Arme, Beine, Widerstände verdampfen, ich lasse geschehen. Die Ahnung macht mich gefügig, weist mir den einzigen Weg zum verwundeten Kind: Zu ihm in die Hölle hinabsteigen! Nur ich kann es retten, sonst will es niemand tun. Vom Rotz verschmiert, blickt das Kind wie irr auf die verschlossene Tür. Auf der anderen Seite ist die ersehnte Welt, zu der es nicht mehr gehört ...

Herzklopfen, Panik – jetzt noch! Verdammt, es gehört Mutter. Ich bin erwachsen und erinnere mich nur. Erlebtes mit ihr auszutauschen, ist ein Desaster. Ich rege mich auf, heule, schreie, das Herz panisch polternd. Sie hingegen ruhig, als säße ich in der Irrenanstalt. Eine Irre nimmt man nicht ernst. Anstrengend findet sie mich. Die folgende Nacht schläft sie schlecht, erfahre ich Monate später. Dann vergisst sie unser Telefonat, indessen ich unentwegt daran kaue, verdaue und nicht ausscheide, nicht kann, nicht will. Ich wüsste gern, was das Schicksal im Schilde führt, uns als Mutter und Tochter zusammenzuwürfeln. Ihre Antworten und Nichtantworten auf meine Warum-Fragen, jeder Laut, der sich arglos gebärdend aus ihrem Mund haucht, ist Demütigung, ihre Methode so simpel, dass ich daran verzweifelnd noch verrückt werde: Sie erinnert sich nicht! So entschlüpft sie meinen Vorhaltungen mithilfe einer uralten, vorgefertigten Erklärung: »Die Oma hat gesagt ...« Sie solle lieber zum Mann halten, da die Kinder ohnehin irgendwann aus dem Haus gingen! Die Oma, damit ist Vaters Mutter gemeint. Die Oma hat gesagt, ist ihr allzeit verfügbarer Spruch, vorgetragen mit der Überzeugung, die sie für ihre eigene und einzig richtige Weisheit hält. Wenn es um ihre Unschuld geht, ist sie unbezwingbar. Ihre Abwehr so alt wie meine Vorwürfe. Nie soll sich daran

etwas ändern. Ihre Unschuld zu verlieren, flößt ihr Angst ein. Weiß man denn, was dann auf einen zukommt? Ihr Leben gleicht einer unerschütterlichen Formel: Unantastbarkeit. Sie weiß, wie es geht, sich selbst zu schützen. Gut gepanzert prallt jede Störung ab. Indem sie alles Unangenehme ausdauernd anschweigt, schweift sie dann am Thema vorbei. »Du tust mir ehrlich leid, weil du so unglücklich bist.« bedauert sie mich, »Du bist halt etwas überspannt und nicht wie die anderen zwei Kinder.«

Dolchstöße. Und tränenbenetzt hüllt sich Mutter in Schweigen. Das Rad der Wiederholung dreht sich. Ich gebe nicht auf, bearbeite sie hartnäckig, auch Vater, die Erinnerung zu aktivieren. Doch Vergangenheitsbewältigung ist ein Wort, das der beleidigte Elternverstand ausspuckt wie Galle. Die Dramaturgie gleich einer antiken Tragödie, erübrigt jede Textabweichung. Bevor ein Dialog entstünde, wird jeder Versuch erstickt. »Kannst du nicht endlich aufhören, ständig in diesen alten Kamellen zu rühren!« Ach ja, die alten Kamellen. Wie sie ihre auswendig gelernten Texte beherrschen. Unverschämt sei die Tochter, ihre Angriffe eine unerhörte Verleumdung. Verleumdung ist Vaters Lieblingswort, als vermute er darin magische Kräfte, die ihm zugute kämen. Unverschämt, Verleumdung, Kamellen sind Begriffe, die ich für Vaters Eigentum hielt, seinen Wortbesitz, der ihn mit besonderer Macht versah, mich zum bösen Kind zu stempeln. Die fragwürdig bewährten Standardsätze goss er in Blei, damit sie allen Argumentationen dienten: »Irgendwann muss einmal Schluss sein! Schwamm drüber und vergessen! Einen Strich machen, das Gras drüber wachsen lassen!« Genau da weicht eine kurze Erscheinung von Erleichterung die strenge Vatermiene auf. Graswachsen ist sein Zauberwort, das er für den Weltfrieden selbstlos erfunden hat. Die Tochter explodiert, allein das Wort knallt ihr die Sicherung durch ...

Die Augen kehren zum Körper zurück, hinter sich ein Feixen, weil ich von dort entkommen bin. Nur ein Zwicken im All meines Zustands, wenn die Buchstaben sich zu Graswachsen formieren. Als Teenager explodiert es mich, was verständlich ist, nicht aber den echauffierten Eltern. Die agieren sich ahnungslos, als sei die Tochter völlig übergeschnappt. Ich tausche die Figuren aus, zum Beispiel für den Vater ein Journalist oder ein Richter, für die

Tochter ein Exhäftling mit Foltererfahrung in Abukraib oder Guantanamo oder oder. Der Journalist oder Richter sagt zum Exhäftling: Sie mit Ihren alten Kamellen! Schwamm drüber und vergessen, ja, machen Sie doch endlich mal einen Strich, nerven Sie uns nicht und lassen Sie das Gras drüber wachsen!

Bewegen jetzt, strampeln und treten. Mein Körper aber reglos wie tot. Die Eltern sind Automaten. Das ist nicht zu akzeptieren. Auch dass die Allgemeinheit automatisch reagiert, was ein Vater darf und eine Tochter nicht, was eine Mutter alles nicht zu tun braucht, weil sie nicht kann. So etwas gehört nicht zwischen zwei Buchdeckel! Diese Stimme jetzt, die Verlegerin eines Verlags für Frauenliteratur. Was ist Frauenliteratur, was ist Männerliteratur? Carola las viermal meine dreimalig überarbeitete, zensurlose Niederschrift, atemlos und zusehends atemloser, weil auf den eigenen weiten Seelenfluren Findlinge auf- und abtauchten, angelockt von der soghaften Lektüre. Carola hat mich überredet, dann noch Tim, der ja vom Fach ist als Buchhändler und Germanist. Die Verlegerin am Telefon zwar streng bemüht um einen sachlichen Ton, kann ihre Verachtung nicht gänzlich zurückhalten. So etwas gehört nicht zwischen zwei Buchdeckel! Bestimmt hat alles einen Sinn, auch dass ich jetzt und hier daran denke. Das Jetzt jedenfalls unterscheidet sich völlig zum damaligen. Typisch niedergeschlagen und klein nach dem Telefonat: Scheiße, ich bin nicht gut genug! So etwas gehört nicht zwischen zwei Buchdeckel! Ist doch seltsam, denkt es jetzt, wie intelligente Menschen so unlogisch reden, ohne zu merken. Was genau ist 'So etwas'? Allerhand neben 'So etwas' scheint dagegen bestens zwischen Buchdeckel zu gehören, ob intime Selbstgespräche von Muschis und Schwänzen der jeweilig angesagten TV-Titanen samt deren Liebes- und Nichtliebesquerelen oder comebackhungrige Autobiografien abgestürzter Größenwahnsinniger und fastreumütiger Nocheinmalprobierer. Wenn alles nichts nützt, Sex tut's immer. Kein angesehener Verlag ist sich zu schade, solange die Namen mit Bekanntheit glänzen, was mit dem Versprechen winkt, damit Kasse zu machen. Das alles zählt nicht zu 'So etwas' und darf zwischen Buchdeckeln in die Öffentlichkeit. Bestimmt hat alles einen Sinn. Wenn ich verstünde, warum ich hier und jetzt daran denke, würde der vorhandene Sinn sich mir zeigen. Was ist 'So et-

was? Hör auf mit den alten Kamellen! Lass das Gras drüber wachsen!

Ich schaue den Sinn an. Mundtot lasse ich mich schwätzen. Ich halte nicht zum Kind. Die Oma hat gesagt! Nicht zum Kind halten! Nein, ich werde zum Kind halten und seine Stimme sein. Was soll nicht zwischen zwei Buchdeckel dürfen: Die Not eines Kindes? Die totgeschwiegenen Kinderhöllen von Mutter, Vater, Großeltern, Ahnen? Die verfemte Kindernot einer ganzen Nation, die kollektive Not von sieben Milliarden Erdbewohnern? Jeder ist unmittelbar oder mittelbar von Kindernot betroffen, durch eigene Erfahrung oder Erbe oder als Zeuge. Der Körper vergisst nicht! Die Gene sind ein Ahnenerfahrungsarchiv: Schockreflexe, Alarmsignale, Herzrasenpumpenpochen, Zuckenstrampeln, Panischumsichschlagen, Sichwehrenwollen, Schreienbrüllenkreischen, Verstummen, Todesangstpanikattacken, Erstickungsängste, Nichtschlafendürfen, Aufpassenmüssen ... Das muss endlich zwischen zwei Buchdeckel! Das Kind und die Not schauen mich flehend an.

Das Gras wächst. Die Eltern sind Automaten. Die meisten im Staate. Ich übe Resignieren: Schwamm drüber! Der vielgerühmte Strich und vergessen. Unterdrücken, was raus will. Und dann bricht umso unbändiger hervor, was innerlich gärt. Mit Gehorsamkeitsfunktionen ausgestattet, denken Automaten fremdgesteuert. Das Fremde ist die Hölle im Kinderkerker. Babsi lacht mich aus, weil ich gern stolz auf die Eltern wäre. »Stolz auf die Eltern, wozu denn das?« Ihr Spott macht sie groß überlegen, denn ich leide, sie nicht. Ich durchschaue ihre Abgrenzungstaktik und sage nichts. Ihre Abfälligkeit ist giftige Ausscheidung der eingebunkerten Not, von der sie nichts weiß hinter ihrer Nettigkeitsfassade. Kaum entblöße ich meine Wunden, reagiert sie mit Verachtung. Zeig deine Wunde! sagte einst Joseph Beuys. Früher waren wir innig, bis sich Babsi zu einer geschickten Hindernisumturnerin mausert nach dem Beispiel der Eltern. Je älter sie wird, desto besser gelingt ihr, was Mutter und Vater so gut können. Ich indessen halte mich fest an dem Wunsch, auf unsere Vorfahren stolz sein zu können, fürchtend, wenn ich losließe, würden wir eines Tages sterben, ohne dass wir uns je in Ordnung gebracht hätten. Dann müssten die Nachgeborenen sich weiter bekriegen, ohne Ahnung.

Jetzt ist mein Körper abgeschaltet nach dem Willen eines höheren Plans,

damit ich lerne, was ich soll: Schweigen! Und Demut, die Ohnmacht auszuhalten! Unter den Chirurgenmessern liegt es fern meiner Macht, wie es ausgeht, ob ich lebe oder die Welten wechsele. Dass ich die Dinge steuern könne, meinte ich naiv, wenn ich mich nur richtig anstrenge, wäre alles machbar, vor allem das Gute. Jetzt ist Schluss mit Illusion! Das Wünschen ergab kein positives Ergebnis. Enttäuschung schwächt. Mich der Ohnmacht fügen, das übe ich seit fast zwei Jahrzehnten. Das Kleeblatt und Louis Borges! Seitdem akribisch mein Leben erforschen, niederschreiben, was mir die Vergangenheit zuflüstert. Nicht weglaufen. Anschauen, dokumentieren. Mich selbst trösten im Dialog mit dem fernen Du, das ich war und wieder finden muss. Schreiben ist Stille ohne zu schweigen. Bestimmt wäre das auch hilfreich für andere.

Egal was ich tue, ich bleibe eine Fremde. Ablenkung für Momente. Dann der Imperativ: Es muss etwas geschehen! Die Notwendigkeit reift, das Schweigen zu akzeptieren und Ruhe zu geben. Ein neuer Beschluss tut immer gut. Zuversicht stärkt, blendet wohl auch. Mir entgeht, wie in versteckten Winkeln neue Hoffnung nistet. Den Umkehrschub bemerke ich zu spät. Es ist noch Zeit, solange man lebt ... Solange man lebt! Sehe mich Anfang dreißig resignieren, als ein Engel mir den Namen einer Astrologin ins Haus wehte, genau an dem öden Punkt, wo ich am Ende einer Sackgasse stehe. »Sie sind fremd in Ihrer Familie.« liest die Expertin aus meinen Sternen, »Daher bleiben Ihnen nur zwei Möglichkeiten: Entweder Sie erwarten von Ihrer Familie nicht mehr als von Fremden, das wäre ein freundlicher Umgang wie mit Nachbarn, oder Sie akzeptieren, dass Sie keine Familie haben.«

Warum ist das Universum plötzlich so riesenhaft? Die Worte taumeln mich in unendliches Nichts. Zwischen der Astrologin und mir ist die Welt klein und übersichtlich: Ein Tonbandgerät und ein Glas Wasser. Benommen tapse ich heim. Jeder Schritt ein Schrei: Du hast keine Familie! Du bist ganz allein in der Welt! Es klingt mir seltsam pathetisch. Was hatte ich bisher? Ganz allein in der Welt? Ich war es immer. Doch die Vernunft wird übertönt von neu entflammtem Klagejammer: Ich habe keine Familie! Dass ich diese Vorstellung nicht ertrage, entsetzt mich. Über mir der Einsturz gigantischer Säulen eines jahrtausendealten Tempels, mich samt hoffnungsvoller Keimlinge unter

sich zu begraben. Die Hoffnung hat mich betrogen, dass nämlich nicht wäre, was ist. Jetzt im Rückblick ist diese Panik ein Phantom, das mich verschaukelt hat, denn Unterstützung von der Familie habe ich nie kennengelernt.

Ängstlich wähle ich die vermeintlich mildere Variante: Ich bin eine Fremde in der Familie! Ein Jahr und sechs Monate übe ich diese Realität. Die selbst-auferlegte Stummheit macht mir zu schaffen. Beim Sonntagsbesuch im trauten Elternheim ausschließlich vom schönen Wetter plaudern und den reich gedeckten Tisch loben: Danke Mutter für deine Mühe! Ich weiß nun, dass nicht mehr zu haben ist. Niemand fragt, wie es aussieht hinter meiner freundlichen Fassade. Das Bedürfnis, von mir zu erzählen, schlucke ich hinunter und gebe mich der Erleichterung in ihren Gesichtern hin. Mir hilft es nicht, anscheinend ihnen. Wie soll man erfahren, was verschwiegen wird? Das Wetter ist schön! Der Kuchen heute besonders gelungen! Es ist offiziell: Ich bin eine Fremde. Der Schein ist gewahrt, endlich Frieden. Für mich geht die Tortur weiter nach solchen Besuchen. Kaum daheim stürze ich zur Toilette und kotze die Lüge ins Klo. Trotzdem fahre ich fort mit dem falschen Spiel, sonst hätte ich nicht einmal das gehabt. Meine Wunden heilen nicht, das Schweigen reißt sie noch tiefer auf, denn es gibt nichts mehr zu hoffen. Ich bleibe die Fremde im trauten Kreis, ein Jahr und sechs Monate. Eine gute Miene erzwingen, erscheint mir die einzige Lösung, die andere verweigere ich. Genügend Beispiele, die bestätigen, wie normal wir sind. Die Mehrzahl praktiziert mit Erfolg scheinheiles Familienglück. Doch niemanden treffe ich, der daran leidet wie ich. Kein solches Befinden kommt über irgendwelche Lippen. Erinnerung an Ohrfeigen und Prgelstrafen wird lachend bagatellisiert. Nicht wie die Elterngeneration behauptet, das habe niemandem geschadet, sondern mit der Abgeklärtheit, das sei halt so gewesen, haha, man wäre jetzt erwachsen, das Alte vorbei. Es liegt an mir. Ich strube mich. Mein erpresstes Einverständnis wird zur anstrengenden Hürde. Es ist, wie es ist, man fügt sich. Ich ginge ja auch nicht bei Regen hinaus ohne Schirm und grollte dem Regen, weil er mich nass macht. Sich fügen heißt lügen! höre ich Erich Mühsam rufen. Ich weiß. Aber die Eltern sind halt zu alt ... was soll's!

Ein neuer Versuch, Hornhaut zu kultivieren, damit sie schön dick wird

zum Schutz. Geburtstagsgeschenke für die Eltern und alles ist gut. Zum Muttertag heller Trubel, die Steigerung zu Weihnachten. Vom schieren Stress gejagt, versagt die Aufnahmefähigkeit restlos. Automaten rennen im Gleichschritt, fluchend oder stöhnend, Hauptsache mitspielen, gemeinsam süchtig nach Familienglück. Kaum dass dann der Tannenbaumglitzer erlischt, kippt die Wiederbelebung der schönen Illusion ins Gegenteil um und alle sinken erschöpft danieder. Die glanzpapierverhüllten Geschenke hinterlassen haufenweise Müll, nicht nur solchen, der sich kurzerhand im Abfalleimer entsorgen lässt. Vorbei der Wahnsinn! Die kollektive Weihnachtsolympiade setzt Angestautes frei, Besinnung findet nicht statt. Augen zu und durch! Wie viele reden so und räumen nach dem Fest mit letzter Kraft auf.

Ein Jahr und sechs Monate diszipliniere ich heile Welt beim Elternbesuch. Von meinem seltenen Erscheinen spricht mich ein Alibi frei. Dank beruflicher Anforderungen und ausgedehnter Reisen lässt sich das sonntägliche Familienidyll schuldlos reduzieren. Anderthalb Jahre Tortur dennoch. Die Familie offenbar freut sich ohne einen Verdacht, dass etwas nicht in Ordnung sei. Für Mutter, Vater, Babsi trübt lediglich eine Sache ihr vollkommenes Glück: Seit geraumer Zeit ist zwischen Eltern und Gabri kein Kontakt. Der bittere Tropfen wird stillschweigend hinter Harmoniekuchen, Kaffee und Schönwettergeplauder geschoben. Man scheint sich nicht zu grämen, außer Gabri in ihrer Isolation. Immerhin hat sie mich zum Ausweinen. Ein Jahr und sechs Monate bringe ich mich zum Opfer, damit wenigstens die Fremde in der Familie einen Platz hat. Bis eines Abends um neun das Telefon klingelt und Vater sich meldet. Ein Wunder ist geschehen! Ich bin perplex. Nie zuvor kam ein Anruf von ihm abseits bestimmter Festtage, sofern ich nicht auf Reisen war. Genau genommen rief er ausnahmslos an meinem Geburtstag an, da an Weihnachten und Sylvester es Pflicht der Kinder ist, sich zu melden, wenn sie schon nicht ins Elternhaus kommen. Dass er mich an einem gewöhnlichen Tag anruft aus reiner Lust, mit mir zu reden, stimmt mich euphorisch, denn darin deute ich den Lohn für anderthalb Jahre Verbiegung. Überwältigt begrüße ich ihn, ein wenig Blabla, ich erwarte nicht viel. Allein sein Anruf ist mehr, als ich zu wünschen wagte. Wohl mag er sich einsam fühlen im großen Haus, Mutter zum

ersten Mal in Kur, Babsi für einen Monat in Amerika. Selbstverständlich hat Mutter vorgesorgt und portionierte Mahlzeiten für drei Wochen tiefgefroren, die braucht er nur in die Mikrowelle zu schieben. Tags beschäftigt als Dozent, wird ihn abends sicherlich die Stille irritieren, weil niemand daheim ist wie sonst. Warum also nicht zum Telefon greifen und die älteste Tochter anrufen, die einzige, die momentan verfügbar ist.

Was ihn tatsächlich trieb zu dieser nie vollbrachten Tat, klärt sich umgehend. Nicht Plaudern, sondern ein Auftrag an mich: Gabri umstimmen, damit sie den Kontakt zu den Eltern wieder aufnimmt! Noch arglos, weil ganz beerauscht vom Glück, schlage ich freundschaftlich vor, er solle sie anrufen, »Denn sie wünscht sich nichts inniger! Sie leidet, weil sie sich von Euch fallengelassen fühlt. Es betrifft doch Euch. Wie kann ich Euren Konflikt lösen?«

Mein Erklären wird vorschnell abgewürgt. Vater bittet nicht, er befiehlt. Er lasse sich von seiner Tochter nichts vorschreiben! Schon reitet ihn jene geheimnisvolle Macht, die stets ins Feuer der Hölle galoppiert, Krieg stiftend, ohne zu merken. Seine Stimme steigert sich zu Lärm, anklagend und zornig. Die ignorierten Dämonen werden wieder wild – endlich raus ans Licht! Hat ihm meine freundliche Passivität anderthalb Jahre lang derart zugesetzt, dass er den Frieden nicht mehr aushält? Er gerät derart in Rage, dass er kein Wort von mir duldet, jeden Laut niedersäbelt, ausfallend tobend und brüllend, um mit entgleisender Stimme die unverschämte, ungezogene, undankbare Tochter zu beschimpfen. Bis die Leitung tot ist. Er hat aufgelegt.

Der Stuhl war eben noch so weich gewesen. In meiner Hand den trostlosesten Gegenstand, das Indiz, dass ich die Welt nicht verstehe. Ich starre den Hörer an, gedemütigt vom öden Leerzeichen, das meinen Zustand vertont, Klang der schwarzen Löcher. Das Herz klopft Alarm für eine Gefahr, die ich nicht sehe. Zehn Minuten zuvor Jubel wegen des Wunders, vermeintlicher Lohn für die Demutsübung. Die Täuschung beschämt mich. Es müssen eben stets beide Seiten Opfer bringen. Zwischenmenschliche Beziehung ist Arbeit. Wie weit und groß könnten sich Begegnungen entfalten? Die Fantasie narrt mich. Die Nähe zu Vater, hüpfende Sinne aufgeweicht in Seligkeiten, uralte und lang verschollen. Das alles wiedererwacht vor zehn Minuten. Der Tele-

fonhörer tutet, niemand sonst ist Zeuge. Es wird keine Tröster geben. Meine Freude vom Vater zerschlagen – wie alt ist diese Empfindung? Wahrheit spricht klar ohne zu lärmern. Denn wenn es ernst wird, verstummen die Töne.

Jetzt mit losgelöstem Blick die Stationen meiner Wege überfliegend. Nicht freiwillig bewegt man sich, das Außen erzwingt die Schritte. Jetzt zwingt der Krebs mich, eine andere Richtung einzuschlagen. Der bevorstehende Kraftakt jedoch raubt mir den Willen, mich zu motivieren. Wenn der Krebs wie mein Vater ist, gibt es keine Hoffnung. Ich bin so müde davon. Hoffen ist ein verhängnisvolles Gift. Zu oft auf die Probe gestellt und durchgefallen, mehr Schaden als ein Weg ins Licht. Eine Verheißung bloß, weil mir die Realität aus den Augen fiel. Zwei Tage nach Vaters Telefonanruf benebelt sie mich von neuem, diesmal ein Brief von ihm. Schon setzt sich der Mechanismus in Gang, mich mit optimistischer Schwingung zu durchpulsen. Bestimmt reut ihn seine Explosion am Telefon! Wieder Jubel, der mich verhext mit herrlichen Hoffnungssonnen. Bestimmt entschuldigt er sich für sein verletzendes Benehmen! Aufgeregt den Umschlag öffnen, ohne ihn zu beschädigen. Ungeduldig ist das Kind: Jetzt ist alles gut! Instinktiv weiß ich, dieser Brief samt Umschlag wird mich durch mein restliches Leben begleiten. Selten und kostbar, was meine Hände halten. Endlich die Zeilen vor Augen und meine fragile Welt kracht erneut zusammen. Papier und Tinte überbringen nur Vaterwut. Das Leerzeichen ist wieder da, die schwarzen Löcher, nun ohne Ton. Väterliches Bedauern, von wegen! Eine Reihe abgenutzter Phrasen klagen die Tochter an: Ihre Unverschämtheiten, Verleumdungen, Beleidigungen! Diese selbstlobhudelnd mit Unschuldsbekundungen zusammenkomponiert zu einer lauen Friedenssinfonie und mit Paukenschlagpathos die Verknüpfung zur hohen Politik verkündet, wo doch auch Frieden möglich sei – warum also nicht in unserer Familie? Wie bitter kann Galle sein – wohin nur guckt Vater? Ich erkenne dort oben keinen Frieden. Die zwei handgeschriebenen wölfischen Seiten im Schafgewölle enden mit herzlichen Grüßen und der Hoffnung, alles möge sich zum Guten wenden. In mir bricht die Revolte los. Soll dieses Gute etwa von ganz allein geschehen?! Abwarten, gewiss wächst das Gras ein Stück und deckt zu, was gewesen ist! Bestimmt beteiligt sich auch das Ge-

dächtnis an der Täuschung, alles auslöschend, was man nicht sehen will. Dem Brief hat der Heilige ein Gedicht aus Mutters Rheuma-Magazin beigelegt: Fang den Tag nicht mit den Scherben von gestern an ...

Soviel Selbstbetrug ist möglich. Draußen in der Welt hat dieser Mann Mathematik und Physik studiert. Ich nahm an, logischer Verstand wirke übergreifend. Vater nutzt seine Intelligenz, um sich innerhalb des Familiengemäuers dumm zu stellen, wie Mutter, um ihre Unschuld zu beschützen. Harmlos mimt er sich mit Hilfe schnulziger Vergleiche von Politik und Familie, je nach Gutdünken die Fakten verdrehend. Er mutet mir Dummheit zu wie seiner Frau und sich selbst, mir jeden Unsinn zu erzählen wie dem Rest der Familie. Frieden muss zuerst in den kleinen Zellen eines Staates gemeistert sein, um sich in hoher Politik und globaler Größe zu realisieren. Nichts Friedliches ist dort sichtbar. Er verschließt seine Augen vor unserem Dilemma, deshalb sieht er die Kriege im Großen nicht, die Ausbeutung, das Gemetzel wegen Geld und Rasse, das korrupte Gelüge und Sogehetesendlosweiter. Wohl trägt er eine rosarote Brille während der täglichen TV-News.

Fang den Tag nicht mit den Scherben von gestern an! Von Mutter stillschweigend unterstützt, verschiebt er seine Verantwortung elegant auf mich. Die Tochter zu Scherben schlagen und sie dann autoritär zurechtweisen, die Scherben nicht zu erwähnen. Wie einfach der brave Christ sich der Lügen bedient, damit seine Weste unschuldig weiß glänzt. Ja, genauso in der hohen Politik! Jedes Mittel heiligt die Zwecke. Sein Zweck ist kein anderer wie ganz oben: Sich vornehm der Verantwortung entziehen! Man ist clever. Wenn er dürfte, würde er mich für immer zum Schweigen bringen. In der hohen Politik darf man. Mit Gänsehaut schießen mir die wahren Helden in den Sinn, in düsterdeutscher Scherbenzeit sprachlos gemacht, oft mit der übereifrigen Hilfe der eigenen Verwandtschaft. Erneut gefriert mich der Grusel, was mit mir geschehen wäre, hätte ich in jener Scherbenzeit gelebt ...

Wieder da, wo ich nicht weiter weiß. Der Kopf durchpflügt von Millionen Stimmen, die Gedanken verquirlen. Arme, Beine schwer wie Steine schon frühmorgens. Im Bücherregal das I-Ging, das ich hervorhole es, wenn ich Rat suche. Obwohl die Antworten bisweilen wirklich chinesisch klingen, lassen

sich die Aussagen auf mein Leben übertragen. Die über zweitausend Jahre alten Weisheitsorakel haben noch immer Gültigkeit. Möglich, dass sie älter sind. Wichtige Dinge trug man in fernen Epochen von Mund zu Mund durch die Generationen. Im Gedächtnis ist Wissen sicher vor Raub und Zerstörung, außer man wird schwach unter Folter. Möglich, dass sie zehntausend Jahre Menschheitserfahrung umfassen oder gar den Zeitraum einer Erdpräzession von sechszwanzigtausend Jahren. Das I-Ging war ein Weihnachtsgeschenk von Gabri, ich war fünfundzwanzig. Nun erst stutze ich über ihren Vermerk auf der ersten Seite: Du hast ja die Muße, dieses Buch zu studieren!

Ich nehme mir die Muße, es geht um wichtige Dinge. Ist ein Gleis falsch gestellt, wird der Zug in die falsche Richtung fahren. Gute Geister lockend, zünde ich eine Kerze an. Dann mit dem innigen Wunsch zu erfahren, was ich begreifen muss, sechsmal drei Münzen werfen, die jeweiligen Striche von unten nach oben auf Papier gezeichnet, unterbrochen oder durchgezogen, Yin oder Yang. Alle Kombinationen ergeben vierundsechzig Allegorien: Der Wind im Tal, der Berg, das Feuer über dem See, die Erntezeit, Frühling, Sommer, Herbst, Winter, König, Volk ... Anhand des Zeichens schlage ich die entsprechende Nummer nach und lese: »Hier ist der Herr gezeichnet, der durch die Kraft seines Wesens alles zusammenhält. Nur wenn seine Charakterstärke so umfassend ist, dass er alle beeinflussen kann, die zu seiner Herrschaft gehören, ist er so, wie er sein muss. Die Suggestivkraft muss vom Herrscher ausgehen. Sie wird alle die Seinigen fest zusammenknüpfen und einigen. Ohne diese Zentralkraft ist alle äußere Einigung nur Lüge, die im entscheidenden Augenblick zerbricht.« Nur Lüge, die im entscheidenden Augenblick zerbricht! Im Magen zuckt ein monströses Gefühl, wie jedes Mal, wenn mich Wahres trifft. Ich ahne wohl, dass nach dem Vater-Brief nichts folgen wird. Fünfzehn Jahre später schreibe ich mich in jenen Junitag zurück, der unseren Grabstein meißeilt, und weiß, unser Tod hat viel früher stattgefunden.

Die Lüge zerbrach im entscheidenden Augenblick unsere Beziehung. »Lügen? Das ist reiner Selbstzweck!« sagt der ehrliche Dieb in einem alten japanischen Film und lacht den unehrlichen Heiligen aus. Das Orakel zeigt mir Richtiges. Nachmittags aber überrollt mich ein Ansturm zahlloser Briefe,

die sich selbständig an Vater schreiben. Mühlenartig wälzen sie die Sätze durch mein Hirn. Der Kopf brennt. Regelrecht zwingen muss ich mich, tatenlos zu bleiben. Ein neues Kapitel beginnt, ein großer Schritt, von außen kaum sichtbar: Nichts tun! Die Tage verstreichen. Nichts geschieht. Ich gestatte mir, mich im Kreis zu drehen. Irgendwann wird die Gedankenmühle zur Ruhe kommen, irgendwann wird es genug sein, die Wiederholung sich erschöpfen.

Ich pflücke die Lügen vom großen Lügenbaum, an einem der Äste der Anruf und der Brief: Vater lügt. Es ist nie anders gewesen! Wird es unbequem für ihn, sind Fakten hinfällig. Sein Erinnerungsvermögen außer Kraft gesetzt, beschuldigt er die Tochter. Die hat mit ihm wie mit einem Freund gesprochen, das kennt Vater nicht. Er hatte keinen Freund, nur Bekannte. Er weiß daher nicht, wie Freundschaft geht, und zerschmettert jeden Versuch, vernünftig ein Problem zu erörtern. Es ist nie anders gewesen. Sobald das Thema einen Konflikt streift, ist Argumentation nutzlos, ja strafbar. Die Diktatur zerhackt jedes Wort, das sie in Frage stellt. Deshalb sind für ihn die Gespräche mit Babsi so schön. Sie hat Angst wie er, die filigrane Hülle des Familienglücks anzu-rühren, die allzu leicht reißen könnte. Unmissverständlich in seinen Zeilen, wie er denkt. Meine Verleumdungen seien unverschämt und nicht auszuhalten gewesen, deshalb habe er berechtigterweise auflegen müssen! Kein Wort, wie laut und ausfallend er sich benahm, keine Silbe, wie beleidigend das Finale, kein Funke Reue, kein leiser Zweifel, keine winzige Einsicht zwischen den Zeilen, die ich akribisch studiere. Zwei Seiten Bekräftigung seines vorbildlichen Verhaltens, gespickt mit verdrehten Anklagen und kopfstehenden Argumenten. Schließlich wie zum Beweis seiner Friedensmission die wunderschönen Gespräche mit Babsi und ihr gemeinsamer Beschluss, mir den Auftrag zu erteilen, den Konflikt mit Gabri beizulegen. Zu meiner Belehrung ein Zitat aus der Bibel samt dem Ausschnitt aus Mutters Rheuma-Magazin. Es ist nie anders gewesen. Weil es ihm an Argumenten mangelt, bedient er sich fremder Texte, die mich besiegen sollen: Fang den Tag nicht mit den Scherben von gestern an! Wieder eine Chance vergeudet, uns neu zu finden. Er will die Botschaft nicht entschlüsseln. Damit er weitermachen kann wie bisher, biegt er den Sinn zu seinem Vorteil um: Fang den Tag nicht mit den

Scherben von gestern an, mach die Augen zu, dann existieren sie nicht mehr!

Jetzt tatenlos gezwungen wie nie, mit Augen eines Adlers über die Dinge fliegen. Fremde sind wir! Nicht nur ich, wir alle. Wie ginge es sonst, sich selbstgefällig solcher Lügen zu bedienen? Ob ich begreife oder nicht, es ist Vaters Realität, ebenso Mutters und Babsis, nun auch Gabris. Die Augen landen, ich bin wieder dort. Im Kopf eine Briefschreibzentrale. Die Überzeugung bewahrt mich vor der Tat. Mich zwingen, was mir am schwersten fällt: Nichts tun und warten. Nur Rat suchen in den alten chinesischen Weisheiten. Jeden Absatz durchforstend, die Zeilen schmecken: »Die Härte des Charakters ist durch die Weichheit der Stellung gemildert, so dass man keinen Fehler macht. Man befindet sich in einer Lage, da man sich aufs äußerste zurückhalten muss. Man darf von sich aus nichts unternehmen, um das Gewünschte zu treffen. Und wenn man hingehen wollte, um gewaltsam sein Ziel zu erreichen, so käme man in Gefahr. Darum muss man sich hüten und nicht handeln, sondern dauernd die innere Beharrlichkeit bewahren.«

Die Botschaft wirkt mächtiger als irgendein wohlmeinender Zuspruch besserer Freunde. Vor über zweitausend Jahren von fernen Ahnen niedergeschrieben, damit man wachse. Passivsein, die Notwendigkeit ist unumstritten. Gleiche Muster ebenso in anderen Beziehungen, wo ich mit großem Einsatz mich erschöpfe. Was war erreicht? Mich selbst belügen. Auch ich! Dass etwas sei, was nicht ist. Blind für Fakten aus Feigheit, die Wahrheit zu sehen ...

Die Jahre überfliegen. Wiederholt der Drang, Vaters Brief zu lesen, wenn auch zögerlich, mich noch einmal seiner Wut auszusetzen, und mit gereiftem Blick in den Zeilen Neues finden: »Vor einiger Zeit habe ich Babsi in Amerika besucht und wir haben schöne Stunden erlebt, gute Gespräche geführt. Dabei ergab es sich auch, dass wir über Dich und Gabri gesprochen haben. Wir sind uns freudig bewusst geworden, dass wir mit dir endlich ein gutes Verhältnis haben und dass es schade ist, dass Gabri immer noch abseits steht. In einem Gespräch ergab es sich dann, ob Du uns hilfreich sein könntest und eine Vermittlerrolle einnehmen solltest. Babsi hat mich dann, als ich wieder zurück war, öfter angerufen und gefragt, ob ich mit Dir wegen Gabri gesprochen hätte. Gestern habe ich es nun gewagt, das Thema bei unserem Ge-

sprach anzuschneiden – leider ist das schief gegangen! Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein! So steht es schon in der Bibel. Wir sind alle Sünder, wir sollten deshalb nicht dauernd mit ‘Steinen’ (Vorwürfen, Beleidigungen) werfen, sondern uns ständig um Frieden bemühen ...«

Solches Geschleime verfasst mein Vater! TU-Professor mit prächtigem Gehalt. Sein Gift fräst mich in Scheiben. Um Frieden bemühen! Was ist sein Beitrag? Sündigen und keiner darf aufmucken. Mit Babsi beschließen, dass ich für sie die Arbeit erledige. Sollte, nicht könnte. Mich der Verbiegung entledigend, kann ich nun richtig fragen: Warum übernimmt nicht Babsi die Vermittlerrolle, da sie doch diese glorreiche Idee hat? Und mit Gabri ebenso in Kontakt steht wie ich. Da reiben sie sich gegenseitig mit Heilewelt-Honig ein und delegieren die Arbeit an mich. Genau das war meine Rolle in dieser Familie: Alles Ausbaden. Denn Klio ist immer verantwortlich. Und bekräftigen sich heuchelnd, wie gut das Verhältnis mit mir nun sei. Wie ich mich quälte, merkten sie nicht. Und wollen es nie wissen. Denn das Nichtmerken hat den Vorteil, der Anstrengung des Gegenübers keinen Respekt zu zollen. Wohltuend taub für Gewissensstimmen, so geht es leicht, vom anderen zu nehmen, ohne seinen Teil zurückzugeben, nicht einmal schlichte Wertschätzung. Sich um Frieden bemühen! Große Worte. Ihr Einsatz schöne Gespräche und das Bemühen mir überlassen. Das ist ihre ganze Mühe, die sie aufzuwenden bereit sind. Und sich besonders engagiert meinen, Babsi, die Vater mehrmals aus Amerika anruft, ob er mich schon beauftragt hat. Warum dieser Umweg und Gabri nicht selbst anrufen? Damit sie bekommen, wie sie es haben wollen, hatte ich mich in der Garage abgestellt für ihre Sonntagslügen zum Kaffeekränzchen mit Harmoniekuchen, den ich hinterher ins Klo kotzte. Ich litt für diesen Frieden. Welches Opfer brachten sie? Sich hinter Bibelphrasen verschanzen, wir alle seien Sünder! So klingt es, wenn Wölfe im Pelz von Unschuldslämmern blöken. Eine einzige Sünde hätte ich gern gehört von diesem Menschen, der Hand an mich legte, ein einziges Wort des Bedauerns. Ich frage mich, was er je dem Pfarrer gebeichtet hat.

Wie um mich aufzumuntern, sprudelt die Zeit der Jugend ulkiges Treiben in meine Sinne. Es stimmt, da gab es viel Lustiges zwischen den Dramen.

Außerhalb des katholischen Familienglücks schlüpfe ich in bunte Verkleidungen und setze als Clown das Theaterspiel fort. Das Publikum amüsiert sich. Der Clown tollt spaßend, sich in einem wenngleich diffusen Kontakt mit den Zuschauern wähnend. Man lässt sich gern unterhalten, solange jemand für einen kaspert. Eines Tages stellt der Clown das Hampeln ein, etwa weil er den Sinn seiner krampfigen Performance nicht mehr findet, und das Publikum kehrt dem Schauplatz den Rücken zu, nach einem neuen Hampelmann ausschauend, sich zu vergnügen.

Diese arglos bunte Zeit so weit weg von dem Ort, wo ich jetzt bin. Dorthin will ich nicht mehr zurück, egal wie hoch der Preis für eigene Schritte ist. Vaters Anruf und sein Brief stehen wie ein Meilenstein auf der Strecke bis hierher, Monument härtester Prüfung. Mein Passivsein wird zur Meisterleistung. Während die Wochen verstreichen und nichts geschieht, diszipliniere ich das Stillhalten. Blicke zum Kalender, im Briefkasten nachsehen. Müsste Mutter nicht längst aus der Kur zurück sein? Monate ohne Lebenszeichen. Gewiss hat sie von Vater über den Vorfall erfahren. Er braucht ihr nicht zu verbieten, mich anzurufen nach der Kur. Sie verstummt freiwillig. Die Panik ist hier kollektiv am Wirken: Hilfe, ein Konflikt! Den Kopf in den Sand und abwarten, bis Gras gewachsen ist. Nirgendwo befohlen, nie als Gesetz erlassen, jedoch so mächtig allen einverleibt, dass jeder davon gesteuert ist. Mich in diese Macht vertiefen. Etwas Größeres, als Vaters Zorn zu erregen, macht hier Druck, nicht anzurufen, wenigstens, wenn er außer Haus ist. Sie tut es nicht. Das Große, das solchen Druck ausübt, weist geradewegs in die Hölle. Angst bewacht das Tor vor dem gefährlichen Schlund hinab in den eigenen Kindheitskerker mitsamt der gesammelten Not im Ahnenarchiv. Allein der Akt, auf den anderen zuzugehen, würde die rastlosen Dämonen der Demütigung wecken. Daher die Lähmung. Nichts hätte Mutter zu befürchten gehabt. Vater war ihr gegenüber niemals gewalttätig gewesen, das tun nur Asoziale. Wir sind gute Christen, eine anständige Familie, gekrönt von Herr und Frau Unschuld.

Nein, das Erinnern regt mich nicht auf. Das Herz klopft eigenständig von mir losgelöst. Es verrichtet seine Arbeit, ich die meine. Der Rest von mir mittels einer Maschine in Funktion gehalten. Der Geist ist frei wie die Emotionen.

Hier kein Zweifeln, ob ich sie haben dürfe. Anhand meiner gelebten Tage schreite ich mein Werden ab. Die Zeit des Nichtstuns erprobt mein Durchhalten. Unerbittlich, denn im Herbst, schon ein halbes Jahr, flattert eine Postkarte aus Jesolo ins Haus, von Mutter geschrieben: Viele Grüße aus dem Urlaub! Wie schön scheint die Sonne hier, blabla ... Warum meldest Du Dich nicht mehr? Es gibt eine Gewalt, die verübt sich ohne Hände. Was soll man darauf antworten? Liebe Mutti, danke für die schöne Postkarte. Ich melde mich nicht, weil ich auf Vaters Entschuldigung warte und auf deinen Anruf ...

Ich stürze ins Orakelbuch. Es spricht: »Die Härte des Charakters ist durch die Weichheit der Stellung gemildert, so dass man keinen Fehler macht. Man befindet sich in einer Lage, da man sich aufs äußerste zurückhalten muss. Man darf von sich aus nichts unternehmen, um das Gewünschte zu treffen. Und wenn man hingehen wollte, um gewaltsam sein Ziel zu erreichen, so käme man in Gefahr. Darum muss man sich hüten und nicht handeln, sondern dauernd die innere Beharrlichkeit bewahren.« Dieselbe Antwort wie vor einem halben Jahr! Mich weiterhin passiv üben. Ich tue nichts. Das alte Programm hat ausgedient, es führt an keinen guten Ort, das ist gewiss. Vater hat sich noch nie entschuldigt. Diese Tatsache akzeptieren, sonst würde ich meinen Irrtum nur wiederholen. Es wäre nie genug und meine Verbeugung vor dem Unrecht des lieben Familienglücks erneuter Ansporn, meine Demut zu testen. Ich bräuchte mich daher nicht zu wundern, Aggression und Schuld zu ernten. Harmonie und Frieden wünsche ich mir, von innen nach außen reifend. Zur Probe stelle ich mir vor, im Sinne der Mutter zu antworten: Liebe Mutti, danke für die wunderschöne Postkarte, ich habe mich so gefreut! Wann sehen wir uns zum Kaffeetrinken mit Papa? Dickes Bussi. Das geht nicht mehr! Mich wegwerfen und verbiegen, nein. Und keiner fragt: Was war eigentlich los? Man schweigt das Loch an und lächelt christlich, ist ihr wieder elegant entwischt der bedrohlichen Krise. Außerhalb der Blutsverwandtschaft beherrscht man ebensolche Taktik. Ignoranz ist Macht. Für nichts geradestehen und gleichzeitig den Daumen auf den andern pressen. Man stellt sich tot, reagiert einfach nicht, sobald Verbindlichkeit gefordert ist, und wartet schweigend ab, bis die Wolken verziehen und das Gras wächst. Ein Zufall wird die

Wege wieder kreuzen, dann kann man so tun, als sei nie etwas gewesen.

Die alte Mühle fliehen. Die läuft und läuft und dreht mich im Kreis. Niemand mahlt Mehl mit ihr, keiner braucht sie. Sie dreht sich, weil sie dafür geschaffen ist. Ich bin ihr Motor. Alte Wunden sind der Antrieb. Irgendwann müssen sie zermahlen sein. Herausspringen und Gleichmut trainieren, Affirmationen sprechen: Es ist mir egal, dass sie meine Gefühle ignorieren, sich weigern umzudenken, sich aus ihrer Pflicht mogeln wie all die bisherigen Jahre. Nicht nachgeben, weil ich es wissen will: Wie viel Mühe bin ich euch wert? Aufhören mit Kümmern und Grübeln, ob und wann sie anfangen zu fragen: Was ist christliche Nächstenliebe, Elternliebe, wie sieht die Praxis aus? Gibt es einen Grund, dass die Erstgeborene in der Pubertät so schwierig wurde? Aufhören, aktiv war ich tausendmal ohne Erfolg. Akzeptieren, dass sie ihre Türen verschließen. Die Astrologin hat es deutlich dargelegt.

Zwei weitere Jahre Training. Mühsam. Der Realität standhalten, nicht zurückfallen in alte Muster, sie abstreifen, mich häuten. Noch immer wissen wollen: Wie viel bin ich euch wert? Zeigt mir eure christliche Elternliebe, euren hochgepriesenen Anstand! Tapfer werde ich die Wahrheit und das Unvermeidliche tragen. Die stummen Jahre betonieren die Gewissheit: Nichts geschieht, wenn ich passiv bin. Der Berg gerät ins Rutschen, legt auch die anderen Beziehungen frei. Illusionen liegen blank. Schwerstarbeit, sich solche Irrtümer einzugestehen und sich dann zu verzeihen. Schwächeln, aufgeben wollen. Nein! Das Buch der Weisheit hält mich aufrecht, der Erfahrungsschatz urältester Zeit unterstützt meine Wandlung. Lauschen, wachsen. »Die Stockung dauert nicht ewig. Allerdings hört sie nicht von selber auf, sondern es bedarf des rechten Mannes, um ihr ein Ende zu bereiten. Das ist der Unterschied des Friedens und der Stockung. Der Friede bedarf dauernder Anstrengung, um festgehalten zu werden. Sich selbst überlassen, würde er sich in Stockung und Niedergang verwandeln. Die Niedergangszeit verwandelt sich nicht von selbst in Frieden und Blüte, sondern sie bedarf der Anstrengung, um beseitigt zu werden. Hierin ist die schöpferische Stellung des Menschen gekennzeichnet, die nötig ist, damit die Welt in Ordnung kommt.«

Das I-Ging lädt meine Akkus auf. Ich schreibe und schöpfe mich aus, ir-

gendwohin wird es mich bringen, irgendwann der Zug auf dem richtigen Gleis meinem Ziel entgegenfahren. Irgendwas geschieht immer, es liegt an mir, wie ich es deute und nehme. Miriams Telefonanruf ist so ein Fall der Prüfung. Ungewohnt rasant, bremst sie jäh meine Unbeschwertheit, um ohne Umschweife zur Sache zu kommen: »Wie kannst du so gemein sein zu deiner Mutter! Gestern traf ich sie beim Kinderflohmarkt von der Kirche, wo sie sich so engagiert. Mit Tränen in den Augen hat sie mir erzählt, dass du den Kontakt zu deinen Eltern abgebrochen hast. Deine arme Mutter! Das hätte ich nie von dir gedacht ...« Und so weiter. Ich erkläre, versuche es zumindest, die Umstände richtigzustellen. Miriam wischt mich zur Seite, schneidet mir das Wort ab, als hätte ich kein Recht zu sprechen, umso mehr aber sie, mich in dieser Angelegenheit zu tadeln. Meinen Kummer übergeht sie mit Strenge, redet stattdessen ausschließlich von der armen Mutter und ihren Tränen.

Schlucken, das Bitter mit süßem Saft löschen. Warum besitzen Muttertränen solche Macht? Reflexartig in altes Benehmen zurückfallen, dann schämen, weil ich noch immer umkippe wegen der verflixten Prägung. Alte Fragen, die mich neu zermahlen: Sieht niemand die Taten von Mutter und Vater, niemand die Not des Kindes? Weil die Not des Kindes der Kern des Übels ist. Daran krankt die Welt. Und ich soll sterben ohne Wiedergutmachung, ohne Schadensersatz, ohne Anerkennung. Die Schelte der Freundin beugt mich nicht, nur kurzzeitig der Sturz in Pathos. Mein Gejaule wird zur Oper. Trauerliederkompositionen sulze ich zu Gitarre und Klavier, um mich irgendwie zu trösten. Es muss raus, egal wie grauenhaft die Texte klingen. Für Seelenschmerz eignet sich die deutsche Sprache nicht. Wie klangvoll leidet es sich spanisch, italienisch: dolores, lacrima! Deutscher Schmerzgesang ist unerträglich. Die Zeit weiterdrehen und fortkommen. Mich beeilen, gleich wird die Operation beendet sein, der Körper zugenäht, wieder eingeschaltet. Und dann? Wenn ich nicht überlebe, kann ich mein Leben nicht zu Ende denken, um die Verzweiflung erforschend, den Sinn meines Elends zu sehen.

Eine zähe Phase, die vergangenen Monate. Es muss etwas geschehen! Und dann geschieht etwas: Ich soll sterben. Die Stimme der Ärztin am Telefon entlarvt, was jetzt kommt, der Befund der Gewebeprobe: Karzinom!

Schreiend durch die Wohnung rennen, hinter mir die Henker. Warum ich? Warum nicht die Lügner? Im Buch der Weisheit Zuflucht suchen. Räucherstäbchen, Kerzenlicht, die guten Geister locken, von weit oben möge mir eine hilfreiche Antwort zugeworfen. Was ist los mit mir, was mache ich falsch, wie werde ich von der Vergangenheit frei und wieder heil, was soll ich tun? Sagt es mir, ich brauche Hilfe. Sechsmal drei Münzen werfen, sechs Linien auf Papier, die Nummer achtzehn: Gu – Die Arbeit am Verdorbenen.

»Man sieht sich einem durch die Vernachlässigung früherer Zeiten entstandenen Verderben gegenüber. Man besitzt nicht die Kraft, ihm allein zu steuern. Doch findet man tüchtige Gehilfen, mit deren Unterstützung man zwar nicht einen schöpferischen Neuanfang, aber wenigstens eine gründliche Reform zuwege bringt ... Oben Gen, das Stillehalten, der Berg – unten Sun, das Sanfte, der Wind. Unten am Berg weht der Wind: das Bild des Verderbens. So rüttelt der Edle die Leute auf und stärkt ihren Geist.« Ich finde mich wieder in dieser Beschreibung. Es ist gut, was du tust, sprechen und schreiben, aufrüttelnd tätig sein. Weiterlesen: »Wenn der Wind unten am Berg weht, so wird er zurückgeworfen und verdirbt die Pflanzen. Das enthält die Aufforderung zu bessern. So ist es auch mit den niedrigen Stimmungen und Moden: sie bringen Verderben in die menschliche Gesellschaft. Um das zu beseitigen, muss der Edle die Gesellschaft erneuern ... Er muss die Stagnation beseitigen durch Aufrütteln der öffentlichen Meinung (wie der Wind aufrüttelnd wirkt) und dann den Charakter der Leute stärken und beruhigen (wie der Berg Ruhe und Nahrung allem Wachstum in seiner Umgebung gibt).«

Lesen, lernen, begreifen, schreiben, rütteln. Öffentliche Meinung? Ob jemand zuhört, ist nicht entscheidend. Oder doch? Denken, empfinden, visualisieren – Energie und Teil der Welt sein. Jeder Mund hat das Recht zu sprechen. Auch die Pflicht, die Wahrheit zu sagen. Die Ahnentexte beruhigen mich, träufeln Erhabenes in meine Sinne. Etliche Epochen und Moden durchwandert, und noch immer sind die Überlieferungen zeitlos gültig. »Dulden des vom Vater Verdorbenen! Es wird hier die Lage gezeigt, dass jemand aus Schwachheit dem Verderben, das aus der Vergangenheit stammt und sich jetzt zu zeigen beginnt, nicht entgegentritt, sondern ihm seinen Lauf

lässt. Wenn das so weitergeht, wird Beschämung die Folge sein.« Das Ahnenwissen weist mir die Richtung. Schwach war das Kind, schwach ist jedes Kind, schwächend sitzt es in mir. Der nächste Schritt heißt Entgegentreten.

Aufarbeiten, loslassen, aufarbeiten, loslassen ... Entgegentreten! Hier der Hass, dort die Liebe, ständig miteinander ringend. Aufkeimend die längst besiegt gemeinte Hoffnung auf Aussöhnung, Rückkehr, Einheit, Friede. Und keine Fremde mehr. Rückfälle, mir die Ohnmacht nahezubringen, stagnieren. Meine Vision gebe ich niemals her! Solche wie mich hat es seit Urzeiten gegeben. Sisyphus, der seinem Berg ewig treu, nie aufhört, das Unmögliche vorzuführen, nämlich einen schweren Stein gegen die Schwerkraft nach oben zu rollen. Ich spüre sie genau, diese verderbliche Macht, in mir hockend, stärker als ich, fähig, mein Entgegentreten zu vereiteln, mich zu besiegen. Schreibend erhebe ich mich über die Schwerkraft. Diese Bewegung lindert die Symptome vermeintlichen Scheiterns für Momente der Einsicht.

Die eigene Geschichte auf Papier zu bannen, wird zum aufreibenden Unternehmen. Dass ich überhaupt damit anfing, hat mein verlorenes Kind ange-regt. Staunen, wie viel ich diesem Verlust verdanke. Die Not erzwingt, den Dämonen entgegentreten: Ich kann, weil ich will! Paradox mutet es an, dass die Qual schwindet, während ich mit ihr beschäftigt bin. Rückfälle ver-wandeln sich in konstruktive Krisen. Tagebücher lesen, Erkenntnis finden in alten Gedanken und Traumgeweben, Wochen, Monate, Jahre zurückliegend, oft schaurige Reime der Positionen meiner Stationen. Endlich beschließen, die Scham für die wehleidigen Zustände zu überwinden. Auch das bin ich. Die wehleidigen Zustände brauchen ein Ohr: »Alte Kraft in jeder Zelle, das Denken heimlich steuernd, Empfinden fremder Sinne formt, was ich gewor-den bin. Von Vergangenheit geboren, täglich bittere Pille, fröstelnd, weil mich niemand rettet. An verflossene Zeit gekettet, Gefangene in nachtfarbenem Bleigewand, gekreuzigt im finstersten Zustand. Der Alptraum ist immer jetzt! Zwischen Heute und Gestern hänge ich fest, ohne Aussicht auf lichtvolle Zu-kunft. Von fremder Last niedergedrückt, wie für das Leid ferner Ahnen ge-rächt, schleppen mit versiegender Kraft, bis ich falle. Die Wurzeln durch-trennt, der Heimat beraubt, entrissen mit Gewalt. Klagen, weil ich verzweifle.

Und trotz der Unerträglichkeit nicht sterben, noch beharrlicher die Stimme suchen, die mir zuruft: Ja, das ist richtig! Heimwollen. Und finde es nicht, wo ich geh. Jeder Schritt geschmählt, die Welt auf kranken Sohlen, die ins Scheitern treten. Vergessen – ob es jemals gelingt? Die Sackgasse als Schmach der Plage, das Schild am Ende bringt mich in Rage: Es gibt kein Zurück!«

Die alten Zeilen lesend, erdulde ich mich schämend. Dulde das Hohngeläch fremder Münder, sehr wohl wissend, wie auch Worte der Mode folgen, wie man sich schick gewandet und versteckt dahinter. Ich blättere die Beschämung um, Jahre seit jenem Eintrag. Ältere Tagebücher durchstreifen nach alten Nöten, mich daran stärkend, weil zeitliche Distanz die zurückgelegte Strecke offenlegt. Von Zwillingsgestalten an die Hand genommen, Zuspruch von inneren Stimmen, wegen des Irrrens und Suchens nicht zu verzaugen. Egal wie verschlungen, es schiebt mich weiter. Ob stagnieren oder zurückfallen, die düstersten Gebiete durchfrage ich. Stagnation ist Teil des Prozesses, das Fragen die Hauptarbeit am Verdorbenen, der schwere Stein, der zum Berg hinaufgerollt werden muss ...

Ein Jahrzehnt schon nach Vaters Anruf, seinem Brief, Mutters Postkarte. Die Zeichen deuten daraufhin, dass wir fortfahren wie bisher: Wir schweigen! So lange hielt ich tatenlos durch. Im elften Jahr, Anfang eines neuen Jahrzehnts totenstillen Wartens, beginne ich die zensurlose Niederschrift. Die Vergangenheit loswerden, vergessen wie ihr. Danke Louis Borges. Je länger ich mich hierin vertiefe, je mehr ich ausgieße, nie zuvor Gesagtes formuliere, umso leichter wird das Gepäck auf den Schultern. Die Last, mir aufgebürdet, damit ich sie schuldig trage, verringert sich tatsächlich. Klotz für Klotz des trostlosen Trümmerfelds schaffe ich fort. Der schwere Stein, den ich den Berg hinauf rolle, verliert an Gewicht. Hier sind eure Scherben, ihr könnt sie anschauen oder ignorieren. Was geht es mich an? Im Sinne der Ordnung, können die Kleinen keine Verantwortung tragen für die Großen, dürfen nicht, sonst erleidet die Gemeinschaft Schaden. Stück für Stück abladen, was nicht mein ist. So kehren die Dinge dorthin zurück, wo sie hingehören. Und das Hoffen beenden, da mit eurer Einsicht nicht zu rechnen ist. Schaut her, wenn ihr könnt, falls ihr wollt! Das sind eure Scherben. Ihr wollt sie anderen hin

kehren mit dem Verbot, sie zu sehen. Ich stelle mich entgegen und fürchte nichts. Die Arbeit am Verdorbenen selbst in die Hand nehmen, mich um mein Leben kümmern, das ist meine Verantwortung. Nicht Warten.

Das Telefonat mit Vater ist ins Licht getretene Wahrheit. Seitdem deckt sich Außen mit Innen: Die Verbindung ist tot! Ich schaue sie beide an, das Familienoberhaupt, das cholerisch lärmend Diktator spielt und mich demütigt, die stumme Mutter, die beleidigt Tränen vergießt und mich bemitleidet wie ein bedauernswertes Geschöpf. Die erschütterten Zeugen eurer Klagen und Tränen scheuen wie durch Hexerei die heikle Frage, wie es denn kam mit der abtrünnigen Tochter. Ja, auch deren Kindernöte in Kerkern. Das Fragen ist eben wichtig! Wie soll ans Licht kommen, was ins Licht muss? Ich setze das Fragen fort, Täuschung mikroskopisch zu sezieren. Mutter distanziert sich, wenn ich leide. Nicht den Verstand verlor ich, wie sie betulich meint, sondern mein ungeborenes Kind, ihre Enkelin. In der Klinik jener schwärzesten Nacht sah ich Mutter als Mörderin. Da hat es sich erstmals gedacht: Auch sie hat mitgemacht, auch sie ist schuldig. Nicht Vater der alleinige Täter, ebenso Mutter als schweigende Dulderin. Keinen Finger rühren, dem Kind beizustehen, keinen Arm wenigstens zum Trost an seine Seite legen. Ausgelacht und geschimpft hat sie das misshandelte Kind, weil es tagelang verstummte. Wer sehen kann, erschrickt. Die Mutter hat den Schock ihres Kindes nicht wahrgenommen, sich daher nie befragt, woher diese Kälte stammt, die sie regiert.

Kein Grund für meinen Krebs, nur Pech? Wohl eher Pech, von den eigenen Eltern gequält zu werden. Hätten es Fremde getan, wäre ich in psychologische Obhut gekommen, wo Zeugen an meiner Seite sich mitfühlend um meine Wunden kümmern. Oder auch nicht – was denke ich? Gelegentlich sickert durch, was Pädagogen mit Kindern tun ... Nach Vaters Telefonattacke keine Regung von Mutter, kein Anruf und fragen: Was ist eigentlich los? Schweigen ist die Familienkunst! Klein begeben und meine Gefühle leugnen für ihre unschuldige Behaglichkeit, ist keineswegs meine Pflicht. Ihr müsst euch fragen, warum ihr entflieht, den Grund eurer Flucht überhaupt zu denken wagen: Du machst uns Angst, Tochter, weil du uns den Spiegel vorhältst, in den wir nicht hineinblicken wollen, davor drücken wir uns, denn es fehlt uns

der Mut. Ihr müsst es sagen, dass ihr den Kontakt mit mir scheut wegen eurer Angst vor der Erinnerung, und dass ihr nicht könnt, weil ihr nicht wollt.

Absurdes Theater. Gläubige Christen, die sich mit den zehn Geboten so blendend auskennen, schaffen es nicht, mit ihrem Kind Frieden zu schließen. Letztlich mit sich selbst, damit die Familie in Ordnung kommt – somit auch das Volk. Wie im Kleinen so im Großen! Wann aufwachen, wenn nicht jetzt? Wir leben nicht ewig. Irgendwann ist es zu spät.

Was derart hinderlich wirkt, uns zu bessern? Das frage ich jetzt. Die große Geschichte bis in die Gegenwart macht deutlich, wie Menschen, Völker, Religionen mit ihren jeweiligen Interpretationen heilige Gebote ins Gegenteil verdrehen, indem sie fromme Lügen als einzige Wahrheit verkünden, um so gewissenlos Unheilsvariationen auszutoben. Die Gehorsamsdressur macht es möglich, das irritierte Gewissen unter dem heiligen Siegel mit destruktiven Absichten zu programmieren. Dieser Wahnsinn setzt sich fort ohne Besserung. Die Erziehungsmethoden von Mutter, Vater, Staat, Religion sind selbstverwirklichungsfeindlich. Niemand und nichts darf sein, was es ist, weder Natur, Tier noch Mensch. Damit es sich selbstentfremdet, wird ein Kind je nach Mode zum Falschsein erzogen, den Kontakt zum Kern des Eigenen zu unterbinden. Kinderspiel, solche zu regieren. Gefühlsenteignete Bürger lassen sich arglos diktieren, wie man zu denken hat, will man wer sein in der Gesellschaft. Man kann Au schreien, sentimental werden, doch der ursprungseigene Wesenskern harrt stumm, genauso wie bei den einstigen Erziehern. Liebe? Es klingt den zeitgeistigen Ohren peinlich pathetisch, daher das Spotten. Jeder sehnt sich nach Liebe und weicht ihr gleichzeitig aus. Der universelle Sensor, den Schatz zu orten, sitzt dickeingemauert im lichtlosen Kerker. Man schaue sich um: Gewalt, Hass, Neid, Habgier, Betrug, Grausamkeit! Überall Mangel an Liebe. Der Verstand fragt, wie es möglich sei, da sich doch alle Liebe wünschen. Doch keiner schreit Halt! Keiner der Mächtigen, der Massen steht groß genug auf. Es verändert sich nichts außer Farben und Designs von Kostümen und Fahnen. Gebildete Menschen berufen sich religiös auf ihren Glauben und tüfteln in geheimen Gremien an undurchschaubar komplizierten Plänen, das Morden in globalen Dimensionen für ihre Zwecke zu legi-

timieren. Es sind nicht genug, die protestieren, innehalten, überlegen: was wir da eigentlich tun! Um dann bei den eigenen Taten zu beginnen. Wenn es die Hälfte der Weltbevölkerung täte, könnte die Welt aus den Angeln gehoben und ein Besserungseffekt erzielt werden. Doch der gemeinsame Empörungssprung bleibt Utopie. Zu wenige wissen, was sie tief innerlich fühlen, und können auch Zwischentöne hören. Die Allgemeinheit kriegt allenfalls mit, wenn Unartige hinter Gittern landen oder im Schein eines Unfalls eliminiert oder einfach ignoriert, in der Versenkung verschwinden. Auch meine Stimme wird gelöscht, bestraft vom familiären Regime, sobald ich sage, was ich fühle, sehe, denke. Doch das Erschreckendste ist: Alle machen mit.

Manchmal dreht ein Einzelner durch, knallt dutzende Menschen nieder oder mehr. Amoklauf, das neuartige Phänomen. Eine Welle des Entsetzens schüttelt das Land, die schockierten Millionen sind sich einig, »Wie ist es bloß möglich, dass einer so was tut?« Nur eine Minderheit, die feststellt: »Es ist möglich, weil die Mächtigen das Gleiche viel größer tun!« Doch deren Verbrechen sind zu gigantisch, um sie zu überblicken. Die Gräueltat des Amokläufers dagegen ist wie eine Ameise vor unseren Füßen. Die sehen wir und treten sie tot. Beim Miniatur-Killer wird sich ereifert, wie hart man ihn bestrafen solle und was noch alles tun, um die arme Bevölkerung vor ihm zu schützen, statt gemeinsam zu forschen, wie krank der Täter an seinen Wurzeln ist, was seine Tat zum Ausdruck bringt, woher die verderbliche Energie ihm zufließt. So schleicht man um den heißen Brei, vermeidungstaktisch das Gewissen zu schonen. Ein Gen der Ehrfurcht sitzt in allen, das X-Large-Verbrechertum der Mächtigen zu huldigen. Folglich bleibt die Erkenntnis aus, wie sehr das gesamte System an seiner Basis krankt – wie sehr das Kollektiv.

Ich weiß nicht, denke ich das alles neu oder erinnert sich, was ich las, dachte, schrieb auf der Wegstrecke bis hierher. Was denkt und fühlt, treibt durch ein Zeitloch. Draußen, wo die Zeit existiert, liegt der Körper. In seinen Zellen operieren Fremde am Verderben. Wie weit es fortgeschritten ist, entscheidet sich jetzt, ob bereits in andere Organe gewandert oder nicht, ob mir im Anschluss eine Chemo blüht oder nur Bestrahlung und Tabletten. Ich sah die Leute und was die Chemo macht mit ihnen, Haarausfall ist das geringste

Übel. Nichts als Sträuben – wenn ich überlebe, werde ich mich der Homöopathin anvertrauen. Noch bin ich nicht aufgewacht, träume-denke-sehe aus der Zeit gefallen, und finde Erstaunliches in den Erinnerungsschächten.

Im Großen wie im Kleinen ... Das Große blendet uns, das Kleine sehen wir, doch keinen Zusammenhang. Es dachte, die Hand schrieb: Die Familie ist die Keimzelle der Gesellschaft! Bald lese ich im zweitausend Jahre alten Orakelbuch genau den gleichen Satz. Ein uralter Zwilling führt meine Hand, mein Werden zu begleiten. Alles Große beginnt im Kleinen. Ich wünschte, stolz zu sein auf Mutter und Vater, mein Land, meine Kultur, meine Welt, wollte sagen können: Danke für diesen Boden, auf dem meine Füße stehen. Doch schaurig düster die kleine sowie die große Geschichte. Wie bizarr verteilt sind die Rechte von der kleinsten Zelle bis zur größten. Die Macht besitzt das Recht. Seit altägyptischer Zeit ist das Recht bedroht. Göttin Maat warnte die Menschheit einst: Recht vor Macht! Nicht umgekehrt.

Wurzeln, die ins Leere greifen. Man muss sich selbst kümmern, jeder Einzelne aktivieren für sich, für andere, Beziehungen, Taten, die Verantwortung wissen: Alles ist Teil der gesamten Ordnung. Dass davon zwar weitläufig gewusst ist, deutsche Gemüter aber erschrocken vor Wurzeln und Heimat weichen, weist auf Verwundung hin. Wie geht es zur Zukunft? Eliten alteingesessen im Dauerprivileg, alternde Kinder lebenslang behindert, ihre Wunden zu heilen, brave, fromme Paare, die in vierzig Ehejahren sich nicht zu sich selbst überwinden, ein jahrtausendealtes Patriarchat, das nichts tolleres treibt als hohle Häupter mit Lorbeeren zu kränzen. Und nennt sich dann Kultur.

Erinnerungsschmerzen. Rückfällig werden, sich martern mit rosafarbenen Fiktionen. Rosa hat mir die Mutter vererbt, rosa ist meine Sucht. Zwischen uns nur ein kleiner Unterschied, ich will weg von der Sucht, sie weiß nicht, dass sie süchtig ist. Noch wilder Briefe ins Tagebuch schreien, um sie nie abzuschicken. Und dann doch einen zur Post bringen. Egal was ich tue, das Außen bleibt unverändert. Nur innen spürbar leise Linderung. Die liebende Mutter nimmt das geliebte Kind an die Hand, um mit ihm in die qualvollen Phasen zu dringen, für lichtschoöpfende Momente verwandelt in Schönheit. So hätte es sein können! Der Mutter wäre das Schweigen unerträglich ge-

worden, zum Telefonhörer oder zum Stift hätte sie gegriffen, gefragt: »Kind, was ist los? Warum sind wir nicht in Kontakt? Ich will mit dir reden.« Zum Heulen romantisch gebärdet sich die Fantasie, die an paradiesischer Verblendung leidet. Der Anfang rosig, das Ende bitter, nährt man sich wund und wunder. Die liebende Mutter würde dem geliebten Kind die nackte Wahrheit offenlegen, um sie dann gemeinsam auszuhalten. »Mein Kind,« würde sie sagen, »mit Erinnerungsschmerzen müssen wir leben, aber an meiner Seite wirst du heilen, denn ich küsse deine Wunden!« So hätte es sein können!

Denke an den Engel, der mir ein Buch zuwarf, als ich den Mann verließ mit ähnlicher Pathologie wie Eltern und Geschwister. Die Aussöhnung mit dem inneren Kind. Niemals hätte ich nach diesem Titel gegriffen. Der Engel warf gut, ich fing. Nichts wusste ich ungeliebtes Durchschnittskind einer liebesunfähigen Durchschnittsmutter. In neuer Dimension fand ich sie beide: Die liebende Mutter und das geliebte Kind. Und plötzlich lauter Liebesunfähigkeiten entdecken, andere Durchschnittsmenschen, die ihre Unfähigkeiten Lieben nennen. Ich bin die liebende Mutter und das geliebte Kind! Da war ganz klar, was mir gehört und was nicht. Meine Schuld nehmen, aber nicht die vom gekränkten Mann. Die Arbeit am Verdorbenen ist langwierig. Ein Jahrzehnt nach der ersten Befreiung aus dem familiären Regime, die Wiederholung mit dem Partner, dem sogenannten. Niederschmetternd die Erkenntnis, wie viel Schuldbereitschaft noch in meinen Zellen steckt. Das Vergangenheitsprotokoll bindet mich auf das Büßerrad, das durch steinigtes Gelände rollt und mir fast das Genick bricht. Und ständig ist die aufkeimende Liebe mit Kalo bedroht. Mit dem Familienmuster ringen, das mir hartnäckig die Prägung aufzwingt, die ich gar nicht bin. In Asien sagt man Karma. Taten in Vorleben bestimmen die Reinkarnation. Kein Fliehen und lautloses Davonschleichen, um sich fort zu transformieren. Anschauen, verstehen, sich am Karma abarbeiten. Irgendwann Demut, Gleichmut, Erlösung.

Kein Thema, an dem ich nicht ausgiebig kaue: Schuld, Verantwortung, Wahrheit, Nächstenliebe ... Ein Kirchgänger kommt nicht herum um solche Begriffe. Mit dem anderen fühlen ist Nächstenliebe. Das Christentum differenziert: Mit dem Bösen fühlt es nicht, das Böse ist der Feind, der bekämpft

werden muss. Der Nächstenliebe haftet immer das ganz Große an. Mit dem eigenen Kind fühlt man nicht, wohl gilt seine Lebendigkeit als böse. Nächstenliebe ist, wenn in der Kirche der Klingelbeutel von Bank zu Bank wandert, in den die Gläubigen ein paar Münzen für hungernde Kinder im fernen Afrika hineinwerfen, wenn man zu Fremden freundlich ist, zum Hund des Nachbarn, zur Katze der Nachbarin, zu Omas Goldfisch, zu fremden Kindern. Christliche Nächstenliebe ist nicht, was sie sein soll. Es hapert am Fühlen. Das wurde bereits in der Kindheit im Namen vom lieben Gott verstümmelt. Das Christentum tat mir den Schaden an, mich selbst zu verlieren, indem ich mit anderen fühlte, aber nicht mit mir. Danach mich mühsam erst wieder suchen müssen.

Kirche! Dort ist Vater ein Fremder unter Fremden, die sich in Höflichkeit übertreffen. Ein Heiliger hat sich seiner bemächtigt. Gemäßigten Schrittes tritt er aus den Reihen und liest mit sanfter Stimme die heilige Schrift. Es fällt schwer zu glauben, dass er daheim ein völlig anderer ist. Darin verklärt, vergesse ich, dass die Stunde der Vollstreckung mit dem kirchlichen Segen stetig näherrückt: »Und gehet hin in Frieden!« Nicht eine leise Warnung macht sich kund, wenn er so erzengelsgleich zur Kanzel schwebt, oder vor der Kirche mit Gesten aus dem Märchenreich die Leute grüßt, so bescheiden und welche Würde. Je mehr er sich dem gesegneten Boden nähert, scheint seine rührselige Gottesfurcht anzuschwellen. Zum Demutsbeweis choreografiert er angedeutetes Verneigen vor den anderen Kirchgängern, ein geziemendes Lächeln verschenkend. Was für ein guter Mann! Was für eine glückliche Familie. Niemand hegt den Verdacht, dieser Mann wäre zu Brüllen und Toben fähig oder seine Hände je gewaltsam gegen sein Kind, in den Mundwinkeln Schaumpartikel. Kein Auge entdeckt ein Indiz des Wahnsinns, durchschaut die prozessionsartige Formation, einzig durch strengen Drill zustande zu bringen. Hinten die Eltern, die Kleine im Kinderwagen, später an der Hand der Mutter, vorn die zwei Großen Hand in Hand, nicht hüpfend, springend, stolpernd, streitend, sonst zischt ihnen der Vater verborgene Drohungen zu. Sehr wirksam die zufällige Existenz der geschlossenen Anstalt für schwer erziehbare Mädchen neben der Kirche. Nach der Messe dann wird der Heilige in Vater poröser, je mehr er sich vom heiligen Ort entfernt.

Wohl ist er nicht stolz auf seine Taten, schämt sich gar insgeheim so sehr, dass er sich weder Mutter noch dem Priester im Beichtstuhl anvertraut. Warum sonst spielt er außerhalb der Wohnung ein solches Theater? Daheim regiert ihn der Dämon seiner Herkunft. Draußen versteckt er, was ihn terrorisiert. Wie viel mag er geschluckt haben für den Kraftakt, erfolgreich seine eigene Kindheitsnot zum Verstummen zu bringen? Und die Erlebnisse als zarter Jüngling an der Front, in der Kriegsgefangenschaft? Möglich, dass auch die Mutter sich heimlich schämt, die im Beisein des Ehemanns alles tut, was er verlangt. Aber kaum verlässt er das Haus, ergreift eine schreiende Furie von ihr Besitz und führt die Schocktherapie fort mit Kochlöffel und Teppichklopper, die nicht ausnahmslos für die anstrengende Hausarbeit zum Einsatz kommen. Draußen spielt auch sie Theater wie Vater, genauso wie vor ihm. Beim Wäscheplatz, beim Einkaufen, beim Schleppen der Kohlen vom Keller nach oben verkörpert sie die Perfektion der sich aufopfernden Hausfrau und Mutter, die nie an sich selbst denkt. Sonntags schlüpft sie für den Kirchgang in das Kostüm ihrer öffentlichen Rolle: Nerzmantel mit neuem Hut und Designerseidentuch. Der Ehemann braucht nicht lange zu grübeln, wie er sie eindrucksvoll beschenkt zu Hochzeitstag, Weihnachten, Geburtstag. Es gibt gewisse Dinge, die man haben muss als Initial von Familienglück. Der Nerzmantel, der Liebe Gott und die Heilige Muttergottes ersetzen jede innere Leere. Sie wird gesehen, die unschuldig gute, hochanständige Ehefrau und Mutter mit dem Mann an ihrer Seite, der allen ein Vorbild ist.

Durch solche Szenen wühle ich mich, Zusammenhänge knüpfend. Vielleicht schämen sich beide insgeheim für ihre Taten und Nicht-Taten parallel nebeneinanderher, sich lebenslang anschweigend, die verleugneten Regungen heilig abgeschirmt voreinander verbergend. In ihren unterirdischen Regionen chronisch nagend die Angst, die reflexartig zuschlägt, sollte ein winziger Funke von Erwachen aufsteigen. Eine kleine Geste löst bereits Selbstverteidigung aus, ihr Verhaltenskodex reagiert umgehend mit Abwehr. Kritik und Empörung der pubertierenden Erstgeborenen schrillen sofort Alarm. Unverschämt und streitsüchtig geschimpft, wird jedes Wort von ihr verunglimpft als Angriff und Beleidigung. Die Eltern bestehen auf ihren Frieden, falls nötig

auch gewaltsam, und fliehen schutzsuchend in ihre altbewährte Trutzburg der Unschuld. Es dient der Defensive, jede Tochteraufmüpfigkeit zum unbegreiflichen Rätsel zu deklarieren. Naives Stutzen ist ihre Strategie. Standhaft kultivieren sie sich ahnungslos und lügen einfältig scheu von hoch oben über die massiven Mauern herab, das einzige, was sie von sich preisgeben. Dieser Moment ist der einsame Höhepunkt ihrer ehelichen Übereinstimmung.

Irgendwann der Gedanke, ob das Ende ihrer Ehe viel früher eingetreten wäre, hätte ich als Problem nie existiert, hätte weder aufgemuckt noch etwas Wahres von mir gegeben, hätte jeden elterlichen Befehl stets brav abgenickt, wäre keine Pubertierende gewesen, die aus der Reihe tanzt, sondern ausnahmslos fügsam, eingeschüchtert wie die zwei jüngeren Kinder. Hätte! Der Konjunktiv benimmt sich wie ein Radiergummi. Es ist nunmal gewesen, wie es war. Was aber, wären sie kinderlos geblieben? Vermutlich hätte ihre Ehe noch kürzer gedauert ohne Ventil in Form eigener Kinder. Da wären sie dann in ihrem Plüschwohnzimmer gesessen, aus jeder Nische öde angestarrt von Unvereinbarkeiten, Tristesse in jeder Ecke, jede Ritze hätte die Aussichtslosigkeit, sich leidenschaftlich zu lieben, ausgeatmet wie ein Totentuch über ihren Köpfen. Rein logistisch hat die Tochter mit dem Erstgeborenen-Karma einer Lastenträgerin die elterliche Ehe gerettet. Denn nach dem Bruch mit ihr hält der Vater keine fünf Jahre durch und verlässt die Mutter.

Menschen mit Steinbockmond halten viel aus. Die Konstellation befähigt zu emotionaler Belastbarkeit. Mit ihnen kann man anstellen, was einem einfällt, sie werden es aushalten. Aushalten ist mein Talent. Ich frage mich, wie daraus Nutzen ziehen und Vorteile haben. »Wenn es eine aushält, dann Klio!« schärfte Gabri den Freunden ein, die Skrupel hegten, meine Intimitäten auf der Bühne plündernd, mich zu beschämen. Hinterher haben sie mir alles erzählt. Die Geburtstagsshow sollte ihr Geschenk für mich sein. Anscheinend nutzte Gabri dies als Vorwand, mir wehzutun. Auch sie unter der Diktatur, ohne zu wissen. In den Büchern von Alice Miller eine Erklärung: Das Kind richtet seine Anklage, die eigentlich den Eltern gilt, irrtümlich an die Person, zu der es das meiste Vertrauen hat. Das war ich. Längst waren wir keine Kinder mehr. Drei Tage weinte ich um uns. Dann vom Schmerz überzeugt, sagte ich:

Nein, das geht zu weit. Was aber, hätte ich Ja gesagt wie bisher, wie sieht solches Schwesternglück aus? Ein mächtiges Zeichen markiert den Zeitpunkt der Lebensmitte. Im Morgengrauen nach jenem gescheiterten runden Geburtstag zeigt das Tarot die Situation an: Der Turm. Feuer ist ausgebrochen, kreischende Stimmen aus den oberen Fenstern, fuchtelnde Arme, die sich befreien wollen. Der Turm wird einstürzen und nichts mehr sein wie zuvor.

Kein Mensch ist fähig, alles zu verstehen. Warum eigentlich nicht? Lieber fragen, statt resignieren. Fragen ist Bewegung. Wäre alles verstanden, gäbe es nichts mehr zu sagen. Der Drang zu verbessern, versiegt mit wachsendem Wissen. Lediglich Requisiten und Schauplätze variieren – ist es je anders gewesen? Noch ist Leiden notwendig, es verspricht mir die Nähe des Kindes. Die Tagebücher füllen sich mit alten Wunden, neue Augen murmeln durch wechselhafte Landschaft. Erklimmen sie einen Hügel mit weiter Sicht, wird mir ganz still zumute. Das Leben akzeptieren, wie es ist, haucht es mich an, ich inhaliere. Ich bin! Das soll genug sein. Wenn ein alter Kreis von vorn beginnt, sich fragend in mich hineinzusägen, schaue ich hin, darin den Sinn der Not zu sehen, und lasse mich aufweichen wie von warmem Regen.

Ist es wahr, dass der Vater nicht erschrak nach dem ersten Schlag? Sein Töchterchen erst vier oder fünf Jahre alt. Dass ihn gar nichts erreichte vom eigenen Kindheitsschock unter zornigen Vaterhänden. Wie mag er es schaffen, diese Tür so wirksam abzudichten, dass kein altes Gefühl entweicht? Irgendwann ist Das Erste Mal gewesen. Im dichten Gewölk nachfolgender Prügel müsste doch dieses Ereignis, als seine Hand zum ersten Mal ausholte, als besonderer Gipfel herausragen. Das erste Mal ist immer ein Solitär: Der erste Schultag, der erste Kuss, die erste Liebe, der erste Sex, der erste Todesfall. Die erste Gewalt für Opfer und Täter. Meine Erinnerung ist stumm und ohne Bilder. Es heißt, Gewalt sei für ein Kind lebensbedrohlich, daher die Verdrängung des grausamen Erlebnisses überlebensnotwendig. Ferne Eindrücke in Nebeln. Ich will sie greifen. Und greife ins Dunkel ...

Was ist der Grund, dass mir das Schicksal Kindersegen verwehrte? Hätte ich etwa ebenso fremdgesteuert meine Hand gegen mein Kind erhoben? Sind die Verletzungen zu arg und Heilung aussichtslos, so dass ich für Mut-

terschaft ungeeignet bin? War es denn Mutter? Oder Vater? Oder Gabri, die schon abgetrieben hat und dann, als die Zeit drängte, zwei gesunde Kinder bekam? Warum hat das Schicksal an sie keine Bedingung der Eignung gestellt? Das vom Vater Verdorbene gilt mir zum Schaden. Niemand bestraft ihn. Die Zeit ist Folter. Finden will ich, was ich finden muss, doch Das Erste Mal verharrt im Dunkel. Es zu sehen, so glaube ich fest, würde mich vom Verdorbenen befreien. Wohl ist die Zeit nicht reif. Die Zeit ist Folter. Zwölf Jahre! Die Mutter schweigt. Der Vater schweigt. Wenn ich das Schweigen nicht aushalte, rufe ich Mutter an oder schreibe einen Brief voller Fragen und schicke ihn ab. Eine Antwort bleibt aus. Telefonieren ist ein Desaster. Es sei alles nicht wahr, meine Fantasie ginge durch mit mir. Erst in der Pubertät wäre ich so schwierig geworden, über Nacht um hundertachtzig Grad verwandelt. Erst von da an wäre Vater gelegentlich die Hand ausgerutscht, weil nötig gewesen. Die Prügelstrafe sei doch seit jeher legitime Erziehungsmethode, wüssten sich Eltern nicht mehr zu helfen. »Wir sind mit dir einfach nicht mehr zu Rande gekommen! Du warst ein so braves Kind und in der Pubertät dann nicht zu bändigen.« Endloses Wehklagen, doch keine Erklärung, warum Gabri und Babsi verschont geblieben waren, vor allem Babsi.

Wenn ich so denke und schreibe, meldet sich das Herz und rammt seine Wut gegen die Rippen. Die Heuchler verdammen und verfluchen. Nichts davon verlässt den Mund, die Laute kleben unter der Zunge. Indem ich die schlimmsten Sachen für sie inszeniere, verschaffe ich mir Linderung. Äußerlich bleibe ich hilflose Tochter, bettelnd und anklagend. Die Richtung zum Hass ist nicht gut, ich weiß, halte nach einem strapazierenden Telefonat mühselig inne und falle dann dennoch um, einem Süchtigen gleich, dem das Verderben seiner Sucht zwar einleuchtet, der aber nicht loskommt mit dem Willen. Die Emotionen sind stärker und bleiben Sieger. Die Art der Zuwendung, die sie verlangen, ist mir ungeheuer. Besänftigen will ich sie. Aber wie? Dem Druck nachgeben, sonst platze ich. Endlose Kreise aus Wut, Hass, Trauer ins Tagebuch schreiben. Und Fragen. Wie die Wunden heilen? Ohne Unterstützung der Täter – geht das denn? Ich muss. Dass ich keinen Versuch bei ihnen sehe, mache ich ihnen zum Vorwurf, inklusive meiner Analysen,

dass nämlich jede winzige Öffnung ihnen drohte, Schreckliches zu erinnern. Deshalb mauern sie sich ein, sich täglich zwingend, bloß nichts Düsteres zu denken. Die Wahrheit kennt nur ihr Schlaf. Wenn sie aufwachen sind es nicht Bilder, die sie plagen, sondern Kopfweh oder sonstige Körperlichkeiten. Das Valium liegt griffbereit im Badezimmerschränkchen neben dem Spiegel, mal braucht es Mutter, mal Vater, mal beide ...

Fassaden und Mauern plötzlich aus Glas, wenn es mir die Augen auf-schnellt und ich in die Hölle der Eltern blicke. Mich schüttelt ein Weinkrampf. Ihnen ist ihr Leid fremd, meines halten sie für selbstverschuldet oder für eine Art Fantasie-Krankheit. »Du tust mir leid, weil du so unglücklich bist.« verspottet mich Mutter. Zum Weihnachtsgruß mit Fotos ihrer zwei süßen Kinder, wünscht mir Babsi, ich möge endlich auch glücklich werden. Ich schreibe zurück: »Ich kann durchaus glücklich sein, doch was traurig ist, ist nunmal traurig.« Darauf antwortet sie nicht. Ich beneide sie um ihr Geschick des Verstummens. Das ist es wohl, was sie vor Vaters Strafe verschonte.

Es gehe nur Schritt für Schritt, da Entwicklung sich chronologisch vollziehe. Eine Forscherin, die im Amazonasgebiet soziales Miteinander an der Wurzel des Menschseins erforschte, nennt es Kontinuum. Wenn das eine nicht gelernt ist, kann das nächste nicht erlernt werden. Jede Stufe ist Bedingung für die folgende Ebene. Davon wissen die Eltern nichts. Ihre Wunden liegen tiefgefroren im Kühlfach des Familienarchivs. Rosa ist ihre Sucht, rosa ihre Überzeugung, jedes verdüsternde Element mit besonders eifrigen Kirchgängen wegbeten zu können. Rosa ist das Kostüm der Angst, die ihre Verwirklichung verhindernd, sie fern hält vom Gewahren ureigener Sümpfe, letztlich auch davon, mit dem Leben zu fließen. So lieben sie ohne zu lieben. Wie Angst aussieht, sehe ich bei Vater. Dem Akademiker raubt sie den logischen Verstand, über sich und seine Beziehungen zu reflektieren. Bestimmt frustriert ihn der Kirchgang. Die heilige Messe kann ihm nichts Heiliges beschere, weder Freude noch Liebe. Dieses Unbehagen allein vage zu ahnen, aktiviert bereits die Angst, die ihm warnend im Nacken hockt. Unheimlich dem Kind, das einen Stock vermutet, der den Nacken versteift. Später entdecke ich das Indiz der Angst auch bei Thomas Mann. Jede Alternative versperrt

und umstellt von Aussichtslosigkeit. Neu zu denken ist gefährlich. Innenschau fände das Familienglück in Frage gestellt, im Übrigen auch die Gesellschaft. So geknebelt, schafft er sich heim, wo das wilde Tier sich nicht mehr bändigt. Die heilige Hostie auf der Zunge kaum zergangen, sprengt es den Käfig von Zucht und Ordnung. Trotz heftiger Nebenwirkung des sonntäglichen Kirchgangs bleibt der Zusammenhang ungedeutet, warum die Stimmung so rasant in den Keller kracht und nichts mehr heilig ist. Wie haben wir alle toll Familienglück gespielt! Die Bühne ist Altar und Kirchenschiff. Wer einen Blick unter die Oberflächen riskiert wie die aufmüpfige Tochter, wird bestraft dafür.

Das sogenannte Familienglück intensiv studieren und ermessen, wie ich garantiert unglücklich werde: Jede Minute das Unerwartete fürchtend, sich allmorgendlich mit Schein verkleiden, außer Atem von früh bis spät, nachts in den Träumen keine Ruhe vor den Verfolgern. Ich nehme keine Pillen, sondern die Träume mit in den Morgen und fliehe nicht. Die Wut werfe ich ins Tagebuch und alles, was rumort und unbegreiflich ist. Zu Buchstaben formatiert, verkümmern die Fragewürmer, wenn auch zögernd. Noch sind sie antreibende Kraft, Unfassbares fassbar zu machen in zweidimensionaler Form.

An dunklen Tagen sehe ich mein Bemühen ergebnislos versiegen. Guten Willens, doch mehr aus Verzweiflung, besuche ich Seminare, die mir alles versprechen: In geschütztem Kreis alte Blockaden auflösen, Verletzungen heilen, das Schlechte loslassen, das Gute annehmen, ein selbstbestimmtes Leben führen. Verwirrend, wie alles, was teuer ist und raffiniert vermarktet. Geld und Stunden sind dennoch nicht vergeudet. Ein klarer Anstoß, dass dies nicht der Weg sei, das ist es, was ich mit nach Hause nehme, die riesengroß geschriebene Einsicht: Die Arbeit musst du alleine tun! Selten, dass man wahren Meistern begegnet. Bevor man anderen mit Weisheit dient, muss zuerst die eigene Hölle durchwandert sein. Carol ist erschüttert: »Dann muss man es ja ganz allein tun!« Ihre Reaktion überrascht mich. Obwohl sie so eifrig überall dorthin rennt, wo Experten das Geheimnis verkaufen, wie das Leben zu meistern wäre, weiß sie es nicht. Ständig durchforsten wir diese Gebiete nach leichteren Pfaden, dem Fluchtweg aus der Selbstverantwortung. Nächte durchsinnen wir über die Jahre, uns gegenseitig die Wunden zeigend.

Jede Anregung verschlingen, durchkauen, hungrig nach Lösungen. Gemeinsam ein Seminar besuchen. Auch mit Gabri optimistisch Schritte, zwei Schwestern, die im geschützten Raum unter professioneller Führung die Folgeschäden von Familienglück therapieren. Zaghafte, doch vielversprechend, nähern wir uns den Wunden und beginnen zu reden. Dann plötzlich, wie von Schreckgespenstern aufgejagt, weicht sie zurück und flieht in Panik dahin, wo sie sicher ist: Jemand, der mich bestraft. Zu überwältigend, das schwarze Loch, das Wagnis, die gefangenen Kinder zu suchen und dabei die Angst vor dem Finden zu überwinden, die Notwendigkeit, sie eines Tages in die Freiheit zu führen. Die Wunden sind übermächtig. Gemeinsam scheitern wir kläglich. Wie überlegen grinst sie mich an, als sei es ganz einfach, wenn man sich drückt vor dem, was getan werden muss, und kneift vor der Herausforderung, dem Teufelskreis zu enttrinnen. Die Lebensbühne bietet Ersatz für Mutter und Vater, damit sie weiterhin geschont, die guten Eltern sind, und die Paradiesillusionen für einen selbst gerettet. Gabri findet Schutz bei der Therapeutin, die in einem parallelen Loch gefangen sitzt. Trotz langjähriger Ausbildungen nie freigekommen noch davon wissend. Sie ergreift Partei für Gabri, um mich zu bestrafen wie Vater. Wohl auch wie einst ihr Vater verfuhr, wenn nicht mit Schlägen, erfüllt psychische Gewalt ebenso seine Zwecke. Für die Schuld brauchen mich beide. Danach fortfahren mit der Tagesordnung. Gabri verbietet mir, darüber zu sprechen. Hätte ich darauf beharrt, hätte ich meine Schwester verloren. Aus Angst vor der drohenden Explosion halte ich lieber das Schweigen gegen mein Bedürfnis aus. So bleibt mir Gabri treu.

Unheimlich, wie ich bin. Zuviel lasse ich mir verbieten. Unheimlich auch mein widerstrebendes Einsehen, dass ich mich für therapeutische Zusammenkünfte nicht sonderlich eigne. Etwas ist an mir, den Experten Unbehagen zu bereiten. Sie bekämpfen mich wie einen Feind, den sie selbst nicht kennen. Und ich lasse mich verunsichern, fange gar an zu stammeln, bis ich irritiert und verwundet mich dem System entwinde. Ade, schöne Illusion, da wären weise Menschen, denen ich mich anvertrauen könnte.

Ich schaue dem Denken zu, wie es in Kreisen rennt. Ein breiter Pfad, darauf Etappen der Resignation, Monumente des Scheiterns, die mich verhöhn-

nen. Bis ich sage: Genug! Bis dahin drehen die Gedanken ihre Runden. Wenn es genug ist, falle ich in einen größeren Kreis. Monumente des Scheiterns als Figuren von Vater, der Heilige draußen vor der Wohnungstür, der Tyrann im trauten Heim. Nicht Dummheit, weil ihm der Widerspruch entgeht, Abitur auf der Abendschule mit anschließendem Hochschulstudium beweisen Intelligenz. Sondern Angst, mit dem Herzen zu denken und den Verstand in Verbindung zu bringen. Eine Sache von allen Seiten beleuchten, um dann nach wissenschaftlicher Manier zu kombinieren, etwa mit mathematischen Mitteln forschen, die Quelle der zerstörerischen Energie zu orten, diese Wucht aus Hass, die der Kontrolle entwischt und die Hände veranlasst, sein Kind zu züchtigen. Bestimmt ließe sich für den Wahnsinn eine Formel erstellen: $E = X?$ Und damit die Existenz einer realen Energie beweisen, die Kopf und Hand verständlich macht, was wirklich vor sich geht.

Gedanken kreiseln. Ein Monument zeigt mir Vaters Angst vor einer Antwort. Ich dränge weiter. Wut hält mich fest. Ich akzeptiere nicht, dass er es nicht schafft, etwa aus Schwäche. Für wen ist es leicht, sich der Angst zu stellen? Kein Zeichen von Bereitschaft, sonst hätte er ein einziges Mal gesagt: Klio, es war nicht recht, was ich tat. Mein Vater, leuchtendes Beispiel früher Tage, erste Liebe strahlend auf alten Fotos. Er hat sich entschieden: Lieber blind als sehend! Und ist bis heute seiner Angst treu geblieben, statt dem Kind. Dieser Unterschied ergibt unsere Trennung. Warum ich Respekt und Unterwerfung verweigere, wird er nie verstehen. Ich renne im Kreis, es gibt kein Anhalten. Der Pfad gesäumt von Vaters Monumenten, wie im nächsten Kreis überall Vater und seine Angst, die mich riesenhaft überwächst, die Sicht verdunkelnd. Ich laufe suchend, wo ich denn bin und meine Angst. Ich finde sie nicht. In Bewegung bleiben, fortfahren zu fragen, irgendwo müssen die Brücken sein zu den Antwort-Inseln ...

Da liegt mein Körper mit dem Krebsgeschwür. Wann fingen meine Augen an zu sehen? Eine Zeit zieht mich an, zäh und kriechend, irgendwann nachdem ich mein Kind verlor und kein neues bekam. Es hat mich mitgenommen in das schwarze Loch des ewigen Stillstands. Ich bin mit ihm gegangen, weil ich es nicht loslassen wollte. Wochenlang bis mittags im Bett, die Temperatur

erhöht, kein richtiges Fieber. Der chronische Zustand tilgt jeden Funken Elan. In den Organen köchelnd ein Sud, der mich verdampft. Es riecht nach Stagnation. Mein Körper sagt es täglich mit seinem Symptom. Ich weiß nur: Ich stagniere. Weiß es seit kurzem, mein Körper schon länger. Drei Wochen ans Bett gefesselt von einer morgendlichen Glut, leichter Temperaturanstieg nur, doch genug, mich schlapp zu fühlen, zu kraftlos, mich für Nützliches aufzuraffen. Nachdenken will ich und bleibe in jedem Gedanken stecken, bis Schlaf ihn in die Leere tunkt. Mein Körper kennt den Ort, der sich der Stagnation ergibt, ich nicht. Er spricht mit dem Symptom zu mir: Erhöhte Temperatur. Kein Fieber, das mich legitimiert, krank daniederzuliegen. Trotzdem hindert mich die Schwäche aufzustehen. Das ist seine Sprache, ich verstehe nicht. Liegen bleiben, die kostbaren Stunden mit Dösen verbringen – wie soll ich da weiterkommen? Ich will begreifen, denn ich leide. Zuerst im Geist, nun auch körperlich. Drei Wochen sind lang. Der unveränderliche Zustand mürbt mich klein. Ich will wissen, was ich wissen soll und nicht weiß, sonst werde ich leise verschwinden. Eine räuberische Energie lauert hinter dem Fiebern. Von der Intuition gestreift wie ein Windhauch, fliegt sie fort, lässt mich stehen mit meinem analysierenden Wollen, blind für die Botschaft. Das Schlechte tobt sich im Dunkeln aus, den Körper vergiftend, das fühle ich. Das Gift, geheime Energie eines Übels aus luftigen Teilchen, noch ungesehen, deshalb gibt es mich nicht frei. Die Augen sind Sklaven des Verstandes. Schlimmes vermutet sich darin gefangen. Angst! Die entmachtet den Willen zur Freiheit und tarnt sich beschwichtigend im Gewand der Gewohnheit. Unruhe, dass alles zappeln will, ein Phantom treibt beharrlich sein Unwesen. Eigentlich ist seine Zeit längst vorbei, ich bin alt genug, mich reif und erwachsen zu benehmen. Es hat die Macht einer Teufelin und könnte doch ein schönes Mädchen sein.

Der Schlaf holt mich ein, ich träume wirr. Warum sind immer nur schöne Mädchen gut? Heilige Maria, die Gute! Zum Fürchten Göttin Kali, die Schwarze. Jede Göttin hat ihre Zeit. Die Teufelin ist vonnöten, wenn es um Befreiung geht. Zischen und Flüstern, mich zu warnen. Vorsicht, auf die Dosierung kommt es an und die Mischung: Ein bisschen gut, ein bisschen böse und alles zu seiner Zeit. Und: Stets wachsam sein. Die Verführungskünste

des Bösen agieren in betörenden Kostümen. Wird die Teufelin verkannt, ist ihr vernichtendes Lachen das Letzte zu hören. Die Dienerin des Gleichgewichts hilft den Dämonen auf die Sprünge, Unruhe stiften für die Richtigkeit. Ihre Aufgabe ist nicht zu töten. Als steter Gegenpol forciert sie den Schritt zur Mitte. Ich bin bereit. Ich lausche. Warum hört jetzt das Flüstern auf? Ich leide an Stagnation und warte auf Rettung, ein Hinweis zur Heilung, egal, was es heißt. Ich erschrecke. Was wird es mich kosten? Ich stagniere, weder lebendig noch tot der Körper und was »Ich« sagt. Schweigen, lichtlos, still. Ich ergebe mich, bis sie sich endlich zeigt, diese geheimnisvolle Böse. Die Gestalt von Zweifeln verhüllt, zwingt mich ihre Verborgenheit in die Enge, unentschlossen, damit ich nicht fliehe. Ihre Unsichtbarkeit hält mich gefangen, deshalb stagniere ich und bewege mich nicht. Ich überlege. Das frühe Ende meines ungeborenen Kindes ist Ursache der Stagnation. Der chronische Zustand gleicht dem Tod, nicht dem Sterben. Gestorben bin ich längst, zu gewaltig war der Verlust. Die Namen der Dämonen verkräftete ich nicht.

Mittags sinkt die Temperatur auf normalen Wert. Aufstehen, Handeln. Ich schlage nach im Deutschen Universal Wörterbuch, der Stagnation werde ich auf den Grund gehen. »Stillstand, Stockung bei einer Entwicklung.« Ja, das weiß ich bereits. Im Etymologischen Wörterbuch gibt es mehr zu lesen: »‘das Nichtabfließen‘ von Wasser, ‘Stauung‘ des Blutes (Ende 17.Jh.), med.-lat. *stagnatio* ‘Flüssigkeitsstau‘ (im Körper), ‘Stockung, Stillstand‘ (Mitte 18.Jh.) – stagnieren Vb. ‘stocken, stehenbleiben, beharren, sich nicht weiter entwickeln‘, aus lat. *stagnare* ‘überschwemmen, überschwemmt sein, unter Wasser stehen, nicht abfließen‘, zu lat. *stagnum* ‘durch Überschwemmung entstandenes Gewässer, See, Teich, Tümpel‘« Das klingt einleuchtend, ich leide an Flüssigkeitsstau! Tränen, die nicht abfließen, mich innerlich überschwemmen, weil die Entwicklung stockt. Ist nicht genug geweint? Welcher Schmerz sie gemacht hat, muss man selbst herausfinden, darüber steht nichts im Lexikon. Ich bohre und grabe und finde ihn nicht, kann nur vermuten, der Schmerz hätte das Kind damals umgebracht, wäre es nicht geflohen. Seitdem kauert es schmerzerstarrt in der Verbannung am Grund des Tränen-sees. Und ich reiche nicht hin, erahne nur unsägliches Grauen. Schauernd

liege ich da und weine. Es sind doch so viele Tränen vergossen ...

Alle Bücher hole ich hervor, mich inspirieren, die Stagnation ist unerträglich. Wie kommt man wieder in Bewegung, in Fluss? Musik mit der Absicht zu tanzen, doch will es nicht fließen. Kein Tanzen. Die Hände streben Richtung Regal, greifen nach dem chinesisches Orakelbuch und werfen drei Münzen. »Die Stockung dauert nicht ewig.« Gott sei dank! Und was für ein Zufall, ausgerechnet jetzt diese Antwort. »Allerdings hört sie nicht von selber auf, sondern es bedarf des rechten Mannes, um ihr ein Ende zu bereiten. Das ist der Unterschied des Friedens und der Stockung. Der Friede bedarf dauernder Anstrengung, um festgehalten zu werden. Sich selbst überlassen, würde er sich in Stockung und Niedergang verwandeln. Die Niedergangszeit verwandelt sich nicht von selbst in Frieden und Blüte, sondern sie bedarf der Anstrengung, um beseitigt zu werden. Hierin ist die schöpferische Stellung des Menschen gekennzeichnet, die nötig ist, damit die Welt in Ordnung kommt.« Den Text kenne ich. Die wiederholte Antwort weist daraufhin, dass das Wesentliche mir bisher entgangen ist. Stagnation als Hürde begreifen und dann meistern, soll Wachsen das Ziel sein ...

Ich muss nicht, könnte auch anders entscheiden, mich abfinden, funktionieren. Ich aber träume von großen Gefühlen, wie im Moment des Geborenwerdens, intakt im Fluss des Lebens. Schöpferisch tätig sein! Das wäre, der Stagnation Beachtung schenken, dem Dämon, der mich lähmt, damit die Welt in Ordnung kommt. Schöpferisch, schöpfen, sich ausschöpfen, die Seele spricht ohne Zeitgeistzensur, die Seele ist zeitlos. Es war einmal, sagt sie, meine Hand schreibt: Es war einmal eine große Liebe! Wie schön. Ruinen, nicht weggeräumt, von niemand gesehen. Neue Bauten auf altem Schutt, bald rissig die Wände wegen maroden Untergrunds. Mit Spachtel und Farbe einfach neu getüncht oder mit bunten Tapeten beklebt. Es war einmal eine große Liebe, unerfüllt aus uraltem Grund. Eine Frau und ein Mann, jung und fröhlich. Leidenschaft und Ideale, Freiheit auf den Lippen, souffliert von archaischen Quellen. Kein Elternauge für solch Wunder. Tradition, ein mächtiger Feind. Die Liebe nach Nirgendland verbannt, den Eltern zum Opfer, seit Generationen verfuhr man so ... Ganz weich von der ersten Glut, die Zeit zu

kurz für den glücklichen Flug. Das Vierte Gebot! Die Tochter in der Pflicht des Kindes, wenngleich die Volljährigkeit längst überschritten, die Eltern ehrend, egal, was sie verlangen, heiratete gehorsam den Mann, den Mutter und Vater für sie wählten. Die gute Tochter fügte sich und starb nach zwanzig Jahren Ehe an Krebs. Der Verzicht auf ihre Liebe hat ihren Körper verzehrt. Der junge Mann unglücklich verschmäht, beschloss in seiner Qual, nie wieder zu lieben. So gewappnet, fortan jedes Leid zu meiden, heiratete er nach ein paar Jahren, wie es sich eben gehörte, irgendeine. Die erste Liebe verwundet im Versteck, gewöhnte er sich an den Betrug, der ihn wenigstens schlafen ließ.

Die Seele erzählt, wie dann ein Wunder geschah: Sein erstes Kind! Mit lachenden Grübchen hat es ihm seine verbannte Liebe aus dem Schutzbau befreit. Es war wieder da, dieses weite große Gefühl, »Bumba-di-bum ...« Das Herz singt. Vater und Kind. Was für eine glückliche Zeit. Alle Poren küsst es ihm wach. Er ein Gott, angehimmelt vom glucksenden Götterkind! Es war einmal eine große Liebe, ein junger Vater und sein Töchterlein ... Doch nicht von Dauer. Die Mutter von solcher Innigkeit alarmiert, erstickt das Wunder, ohne zu merken. Es war einmal, lange her, als ihre Liebe floh, an einen Ort, den ihr Sinn verlor. Dort eingebunkert zum Schutz, für immer verbannt. Für die Mutter ist kein Wunder geschehen durch ihr erstes Kind. Ihre Liebe kauert verkümmert im Dunkel auf ewig. Obwohl vielmals geküsst von rosigen Kinderlippen, niemals geweckt. Die Geburt – nicht allein wegen der Schmerzen so schlimm, ärger die Peinlichkeit, grelles Lampenlicht ihr Intimstes beleuchtend, von Fremden betriebsam beäugt, während Pein sie stöhnend krümmte. Danach, das Kind im Arm, kam keine Freude zum Trost. Im Film Das weinende Kamel ist zu sehen, wie Heilung geht. Die Moderne hat das vergessen. Der Körper ist nun Mittelpunkt bei der Geburt eines Kindes, das sodann in tiefer Schuld steht bei der traumatisierten Mutter, die es nicht lieben kann.

Es war einmal eine große Liebe, ein junger Vater und sein erstes Töchterlein. Und da war die stumme Trauer einer jungen Mutter mit ihrem ersten Kind. Es war keine Liebe zwischen Frau und Mann. Mutter und Vater Fremde. An der Basis schon Schaden von Anfang an, Gift wird die Familie essen. Die Hingabe von Vater und Kind eignete sich das Fremde an. Das Gift war

mächtiger als das Grübchenlachen. Der alte Schmerz der Mutter beschwor das Drama, was niemand erkennt. Langsam schlich es sich an, kam plötzlich zum Vorschein: Die Götterhände schlugen das Götterkind! Niemand gewahrt, auch nicht die Mutter, wie der böse Zauber seine Kraft von ihr gewann. In weißen Kleidern der Unschuldigkeit eine verzauberte Prinzessin im Märchenland. Ihre eingekerkerte Liebe im Exil machte sie taub für jede Warnung. Die Entbehrung birgt das destruktive Potential, Neid auf das Glück von Vater und Kind. Wie unbefleckt blickt sie im Kreis der Vielen woandershin. Auf einmal sprang die Zerstörung ins Licht. Wer traut sich, das Gift zu lokalisieren und zu fragen: »Woher?« Ein letztes Mal lacht der Vater mit seinem Kind, Wange an Wange. Augen leuchten von der beseelenden Macht, die sie verbindet. Die Macht der Mutter war stärker. Leb wohl, große Liebe! Geh weg! Wer sieht, was die junge Mutter tat. An seiner Wurzel verletzt ihr kleines Kind, das alles als Liebe nimmt, was von Mama und Papa kommt.

Es war einmal die große Liebe. Ins Dunkel gestürzt, zeitlos wartend in Einzelhaft. Wer sie aus Nirgendland befreit, hat nichtmal Glück, denn oben will sie keiner haben, die aus Leid verbannte Liebe. Die der Mutter eingesperrt im Keller verfemter Gefühle für immer, die des Vaters erwacht nach vierzig Jahren Ehe. Eine fremde Frau öffnet die lang verriegelte Tür. So fand der Vater einen Teil wieder – wo ist der Rest geblieben? Die Tochter litt, ihre Kerker taugen nichts. Es mangelt an Schutzmaterial, das Leid einzumauern. Die Mutter hat alle Ziegelsteine für ihren Bunker benötigt und keine übrig gelassen. Dem Kind zerbröseln das Versteck beim kleinsten Versuch, weil da einfach zu wenig Steine sind. Als junges Mädchen mit Eifer am Verbergen schaffen, euphorisch schrille Kostüme kreieren, bunte Illusionen, fröhliche Hüllen, um Trauer und Wut zu kaschieren. Die meisten bedurften ihres Geschicks und zahlten dafür. Wer will sich schon gefühlsecht zeigen? Der Liebe verhalf es nicht zur Erfüllung. Die Schreckensmale beharrten auf ihr Recht, anstatt hinter schillerndem Schein zu verblassen. Wessen Stimme, die sie verhexte: Liebe ist unzerstörbar! Liebe ist ewig! Ist es Wahnsinn oder Liebe? Verwirrung ist Resultat schwarzer Pädagogik. Wer klärt sie auf, wer blickt hinter die Kulissen. Ein halbes Leben ging es dahin, bis die Folge vom Verber-

gen in Erscheinung tritt. Die Wahrheit behauptet sich, langsam aufgetaut, herausgeflossen aus dem Versteck. Eines erschütternden Tages vor den Füßen Bruchstücke der Biografie. Es war einmal eine große Liebe! sagt sie und Erinnern rüttelt an schlafenden Tränen. Es war einmal – warum in der Vergangenheit? Es ist Liebe, man vergisst sie nie. Liebe ist unzerstörbar, Liebe ist ewig! Eine Geschichte wie viele. Es war einmal, so beginnen sie. Es war einmal ein Glückskind, bald im Rad der Gewalt, dann Rebellion, Nichtvergessen, Suchen, Irren, bis nahe der Irrenanstalt. Ausgelacht. Wie kann sie an die Liebe glauben unter Gedächtnislosen in der Welt der Blinden? Fremd und heimatlos vergebens wünschen, die Erinnerung zu Grabe zu tragen. Geseitert, das eigene Bedürfnis zu töten, Anpasstheit zu imitieren, sich der allgemeinen Neigung zu beugen, damit sie auch dazu gehörte. Ihre Erinnerung hat sich weder täuschen noch begraben lassen, hat durchgehalten ein halbes Leben lang. Da ist ein Wunder geschehen! Ein junger Mann sieht in ihren Augen die Göttin, und sie den Gott, als sie in die seinen blickte. Keiner aus dem Irrenhaus, er kam von weit her, ein Fremder wie sie. Sie folgte ihm in sein fernes Land, wo ein unverdorbenener Himmel sie willkommen hieß. Das alles hatte sie verloren! Die Sonne stieg über den Horizont, rief: Götterkind! Und sie erkannte den verheißenden Klang. Ort der Liebe! Der weite Himmel atmet sie an, der Bruder an ihrer Seite, lachend Wange an Wange, so leben sie ewig. Die verlorene Liebe des Vaters und die ungeborene Liebe der Mutter sind unauffindbar dort, sie bewohnen ein Land, das niemand kennt ...

Ich rase auf, die Haare raufend. Übelkeit, die eigenen Zeilen zu lesen. Nicht alle, doch die kläglichen Versuche, dem Kummer Worte zu geben. Mein Leid klingt pathetisch! Ich schäme mich, weil ich leide und um Ausdruck ringe. Und ohne sich anzukündigen, bäumt sie sich auf, Wut, die über die Scham hinwegfegt wie ein Taifun. Nur bei Sonnenschein gedeihen Melodien schön, wenn es angenehm ist, wie sensibel ich bin. Im Alltag wird die Eigenschaft lästig. Da wünsche ich mich unerschütterlich luftig. Und unabhängig in jeder Faser, gleichmütig fortfliegen bei der kleinsten Hürde, ohne Bindung mal hier, mal da, niemals anhaftend mit den Sinnen turteln. Ich halluziniere, erdichte mir Flügel, um dann aufzusteigen in die Freiheit. Doch wie Prome-

theus an den Felsen gekettet, bin ich an Bilder gefesselt. Wie lässt sich an Mutter und Vater zu denken beenden? Auch die Sehnsucht nach Gabri und Babsi ersticken, die sich schon lange entfremden. Meine kleinen Kinder, ich ihre kleine Mutter – einst. Unsere Liebe haben sie verraten. Und vergessen, um sie Mutter und Vater zu opfern. Ich nicht.

Ein warmer Juliabend. Telefonklingeln nachts um elf. Das wird Gabri sein! Eigentlich wollte sie um sieben zum Essen da sein. Ein Arzt meldet sich genervt, ob ich die Schwester sei. Ja, antworte ich, und noch im Sprechen hält die Zeit an wegen eines Unheils. Ich höre den Arzt von einem schweren Unfall reden. Gleich werde er Gabri operieren, könne aber nicht versprechen, ob ihr Bein zu retten sei. Ich ringe um Atem, »Sie meinen amputieren?« – »Ja, wenn nichts mehr zu machen ist, sonst wird sie sterben.« Danach beutelt mich der Sturm. Meine Schwester in Gefahr, ihr Bein verlieren oder sterben! Ihr Bein, ein Viertel von ihr, vielleicht bald weggeschnitten. Amputation ist ein grausiges Wort. Mein Flehen, er möge alles versuchen, Gabris Bein zu retten, beantwortet der Arzt mit der lapidaren Erklärung, die OP sei reine Routine, denn täglich bekomme er haufenweise Verletzte von Motorradunfällen unters Messer. In seinem ärgerlichen Ton die Bitterkeit, wie vielen jungen Leuten er wegen ihrer Motorradgaudi schon das Bein abschneiden musste.

Das Bild von Gabri mit dem zermatschten Bein auf der Unfallbahre zementiert sich unauslöschlich in mein Hirn. Die ganze Nacht. Schlafloses Betten an Mächte der Barmherzigkeit verwehrt mir jede Flucht, in Bewusstlosigkeit abzutriften. Erst am frühen Morgen mein Anruf daheim, die Eltern schonen, vor allem die kleine Babsi. Wenigstens sie sollten ruhig schlafen. Warum bei Babsi immer das Attribut der Kleinen? Wenn ich richtig nachrechne, war sie bereits achtzehn. Ich fahre in die Klinik. Das Bein ist noch dran! Gabri im Delirium, unfähig zu sprechen. Die Eltern und Babsi stehen in Trance neben dem Bett der Kranken. Ich, die alles aushalten kann auch ohne Schlaf, führe die Gespräche mit dem Arzt. Es ließe sich noch nichts sagen, in zwei Wochen wisse man mehr. Drei Tage kein Schlaf. Babsi liegt neben mir für eine Nacht, selig schlummernd. Woher nimmt sie solchen Gleichmut, dass die Sorge sie nicht schlaflos beutelt? Es ist doch auch ihre Schwester.

Zwei Monate sitze ich täglich an Gabris Bett in der Klinik und arbeite nachts, weil die Aufträge dennoch erledigt werden müssen. Die Termine drängen, die Kollektion kann wegen des Zustands meiner Schwester nicht warten. Zwischendurch ein Häppchen Schlaf, zum Kochen keine Zeit magere ich ab. Eltern und Babsi machen es sich derweil gemütlich im Haus draußen am See und lassen sich telefonisch von mir über den Genesungsverlauf informieren. Arglos bleiben sie fern und kommen erst einen Tag vor Gabris Entlassung noch schnell an ihr Bett ohne den geringsten Anflug von Reue. »Ach wie schön, dass es dir wieder besser geht!« Vater hat ihr eine Flasche Mineralwasser mitgebracht. Warum ist das alles vergessen?

Die Chronologie der Ereignisse knüpft das Netz der Zusammenhänge. In den darauffolgenden Jahren der Bruch zwischen Gabri und Eltern. Ich derzeit auf langer Reise in Afrika. Nach Gabris Schilderung ein heftiger Streit mit Vater am Telefon und wütendes Aufknallen. Sie war schon immer cholerisch genauso wie Vater. Der Familienfluch scheint jeden Versuch zu vereiteln, dem anderen seine Wunden zu zeigen. Schon schrillt Alarm: Achtung Gefahr! Und die unkontrollierbare Wucht fegt orkanartig über alle Beteiligten. Ich weiß, woran Gabri litt, der Unfall hat ihr vor Augen geführt, was von den Eltern zu bekommen ist. Jahre später Vaters Anruf bei mir, ich solle wieder kicken, was er zerbrach. Dass ich seine Verantwortung nicht nahm, ist der Grund für unseren Bruch. Niemand hat das je ausgesprochen. Sie drücken sich, warten ein paar Jahre, bis Gras darüber wächst. Das Gras soll zudecken, was hässlich ist. Und alle haben sie es so gemacht außer ich.

Wie geht es weiter in der Chronologie. Wieder Jahre später mein vierzigster Geburtstag, die Mitte des Lebens, wo sich die Weichen korrigieren. Kräfte dringen auf einen ein, den Richtungswechsel zu erzwingen, der notwendig ist, aber nahezu tatenlos schaut man zu, bis der Alltag von Erdbeben zerrüttet wird. Eine Geburtstagsshow plant Gabri für meine Party, ein lustiges Stück über mich. Ich wäre gern verreist, doch sie überredet mich, dazubleiben für das große Fest. Sechs Monate vor dem Termin beginnt sie mit Freunden das Brainstorming. Es scheint nicht recht vorwärts zu gehen, es ist ihre erste Regie. Ihre Anweisungen stoßen auf Skrupel, die anderen wollen Spaß und

Freude kreieren, sie will mir wehtun und kann es nicht sehen. »Wenn es Eine aushält, dann Klio!« wischt sie die Zweifler um und rückt keinen Millimeter ab von ihrem kostümierten Rachezug, mich öffentlich auf der Bühne bloßzustellen unter dem Glanzpapier eines Geschenks. Meine Fürsorge an ihrem Krankenbett, während die Familie sie im Stich ließ – warum zählt das nicht?

Wir sind pervers. Woher der diabolische Zwang, mich zu diffamieren? Wie oft kaue ich diese Bilder, richte auf sie den Spot aus verschiedenen Perspektiven, dokumentiere, was ich sehe, lese kluge Bücher, bis mir nach Jahren durch Alice Miller die Antwort zufällt: Nicht ich war das Ziel, sondern die Eltern! Die Wut richte sich an jene Person, zu der das meiste Vertrauen besteht. Wir sind pervers! Nicht das erste Mal, dass Gabri ihren wutgeladenen Irrtum auf mich übertrug, und ich mich beladen ließ. Diesmal erlag unsere Beziehung dem kranken Muster, erstmals sage ich: Nein. Daraufhin schmeißt sie mit Furienpomp alles hin. Ihre großartige Geburtstagsshow ist plötzlich mein Problem. Nach Familientradition Verantwortung und Schuld mir aufgebürdet, erfindet sie einen Streit und verbreitet die Lüge. Ich hätte sie verletzt! Um sich dann unschuldig aus dem Staub zu machen ins toskanische Ferienhaus von Freunden, keine Zeugen ihres tobenden Auftritts, daher potentielle Tröster. Später sickert durch, was man als Strategie ersann. Bloß nicht einmischen! Bestimmt werde alles wieder gut, wenn erst genug Gras darüber gewachsen ist. Zwei so innige Schwestern entzweit, das darf doch nicht sein! Und die Zeugen ihres Gebrülls steckten den Kopf in den Sand und verkrochen sich wortlos. Das ist Realität, wie Schlechtigkeit siegt und Angst mobilisiert, wie intelligente Menschen verstummen angesichts solcher Falschheit.

Im Großen wie im Kleinen! Es kann einen nur schaudern. Das Gras wuchs und hat alles zugedeckt. Gabri fand nie heraus, woher ihre Wunden stammen und wem in Wirklichkeit ihre Wut galt. Dass die anderen ihre Unschuld akzeptierten, sogar Babsi mich noch am selben Tag erbost anrief, um mir schulmeisterlich die Leviten zu lesen, ohne mich über den Vorfall zu befragen, zerrt an den dünnen Krusten meiner Wunden. Wen interessieren die Fakten? Bis heute keine Neugier, was tatsächlich geschah und warum. Gemeinsam stark unter dem Bann kollektiver Täuschung, beugt man sich leicht

dem Verbot, vom Baum der Erkenntnis zu naschen. Im Großen wie im Kleinen! Die armen Eltern schonen und das eigene Gewissen. Wohl geht es so zu verhindern, dass je ein Teilchen schmerzverfemter Elemente ins Bewusstsein gerät. Die Masse hat recht. Demnach gilt, sie liegen richtig.

Danach blieb nur noch Babsi. Um die Verbindung zu halten, verzieh ich ihre demütigende Art, und hörte gerade deshalb nicht auf, mit ihr zu reden. Unser Kontakt glich Hügeln und Tälern. Da war ihre Einsicht über die Eltern und gleichzeitig ihre festgeklopfte Meinung. Ich könne doch als Klügere nachgeben! Ganz simpel stellte sie sich meine Verbeugung vor dem Unrecht vor, »Wieso zierst du dich so, da ist doch nichts dabei!« Meine Empörung und was ich empfinde, zählte nicht, sondern allein das Gebot, die armen, alten Eltern zu schonen. Nach allem was geschehen ist, soll ich die Kluge sein, indem ich in die Knie sinkend, ohne Würde weiterlebe?

Jahre verstreichen, bis der Zufall den selbsternannten Schuldlosen zu Hilfe kommt, als Gabri den Eltern über den Weg läuft und wieder alles in bester Ordnung ist. Das Gras überwuchert nun die Wahrheit, damit niemand begreife, wie Gabri mich als Ort ihrer Wunden missbrauchte. Ich liege unter ihren Trümmern, wer weiß es? Das Gras steht meterhoch und deckt die Vergangenheit zu. Endlich ausruhen im Familienglück, man braucht sich ja so.

Wie geht es weiter? Irgendwann Babsis Verbot, die Familie zu erwähnen. »Ich bin nicht deine Informantin!« schnippt sie mich an. Was bleibt mir übrig, wenn ich sie nicht verlieren will, die letzte von vier Familienmitgliedern? Ich füge mich ihren Regeln, tapfer den Maulkorb tragend, das heiße Thema auszuklammern. So schiffen wir uns nervös um die gefährlichen Riffe und plaudern uns über makellose Oberflächen. Das anstrengende Manöver rettet uns nicht. Als Gabri den Eltern ihr lang ersehntes erstes Enkelkind schenkt, sind alle von Sinnen. Das putzige Neugeborene entfesselt den Ozean der lahmgelegten Liebe, und als unschuldiger Spross einer neuen Generation ist er nun der Pol, die ungestillte Sehnsucht der Großen anzuziehen wie ein Magnet. Im Babyrausch flieht auch Babsi von mir und fortan stehe ich familienlos da.

Sie sind fremd in der Familie! Die Astrologin hatte es gesagt. Aushalten kann ich viel, aber nicht diese Wahrheit. Den scheinbar leichteren Weg wäh-

lend, spielte ich lieber die Fremde. Am Ende siegt die Wahrheit, von der Zeit freigewaschen, egal wie man sich sträubt. In meinem Fall waren vierzehn Jahre nötig, bis ich kapituliere. Wohin ich auch renne, überall begegne ich ihr. Der Wahrheit lässt sich kein Grab schaufeln! Eine Zeitlang klappt es, sie zu begraben, doch dann steht sie auf wie Christus aus der Gruft und zeigt sich dem Licht. Vierzehn Jahre wissen, bis es sich verinnerlicht: Ich bin eine Fremde! Weder das Vermeiden gelingt noch das Akzeptieren. Gegen das Schicksal lehne ich mich auf trotz seiner Größe. Einverstanden bin ich nicht, da alles, was ich sehe, ungerecht ist. Und jetzt unter Chirurgenmessern als Folge meiner Hartnäckigkeit. Ins Grab bringt sie mich samt der Wahrheit. Ich werde niemals aufgeben! Noch ist ungewiss, was ich tue, lebe ich weiter. Was ich wissen muss, birgt das Dunkel. Manchmal wird es hell, weil alte Zeiten alte Emotionen erzeugen, und ich bin wieder drin mit neuen Augen ...

»Gib mir einen Kuss!« sagt Vater und blickt mich so seltsam an. Sonnenschein strömt durch offene Fenster, ein Samstag im Mai. Barfüßig trage ich Mutters Kleid, blau gemustert aus leichtem Flatterstoff. Sie trug es vor ihrer Heirat Anfang der fünfziger Jahre. Längst passt sie nicht mehr hinein, mit jeder Schwangerschaft hat ihr Körper das zugelegte Gewicht behalten. Im Familienalbum wird das Foto oft betrachtet. Lächelnd, ihr Blick fast keck. Nun trage ich ihr Kleid an einem Samstag im Mai. Sonnig warm gießt sich das Licht wie eine Verheißung ins Zimmer. Noch ist es harmonisch, die Dramen ereignen sich regulär sonntags nach dem Kirchgang. Gerade sind wir fertig mit dem Mittagessen, als das Telefon klingelt und Mutter ins Wohnzimmer läuft, wo der Apparat ist. Gabri und Babsi springen neugierig hinter ihr her. Ich nicht, ich bin sechzehn, die Große, die sich um das Abräumen kümmert. Gabri ist zwölf, Babsi erst sechs. Sie genießen die Freiheit der Kleinen, die Pflichten fallen auf mich. Vater bleibt im Esszimmer zurück. Nicht um zu helfen. Es liegt ihm nicht, sich an Hausarbeiten zu beteiligen. Fürgewöhnlich verlässt er nach der Mahlzeit wie ein Hotelgast den Tisch, um im Wohnzimmer auf der Couch die Füße abzulegen, ein bisschen Zeitung lesen, dann dösen. Hausarbeit ist Frauensache und betrifft ihn nicht, zudem ist er der Geldverdiener. Die Küche betritt er einzig zum Schimpfen, wenn der Abwasch

zu laut vonstatten geht und der Lärm sein Nickerchen stört. Diesmal verlässt Vater nicht wie üblich das Esszimmer. Mit befremdender Sanftheit tritt er auf mich zu, umfasst meine Taille und säuselt in einem nie gehörten Ton: »Wie schön du bist.« Die Situation so neuartig für mich, dass ich erstarre. Wie schlank ich sei im Vergleich zur dicken Mutter – seine Frau! Mich durchfährt ein Schauer, wie er redet. Doch lediglich eine kleinlaute Empörung bringe ich hervor, seine Worte scherzend abzutun. Hinter meiner Fassade suche ich nervös nach einem Ausweg, seiner Gier diplomatisch zu entkommen. Wenn ich mich wehre, ihn von mir stoße, wird er mich niederringen und verprügeln, vielleicht sogar umbringen vor Scham, weil doch nicht sein darf, was gerade geschieht. Einen halben Kopf größer ist er stärker als ich, physisch bin ich ihm absolut unterlegen. Meine Furcht muss ich vor ihm verbergen, und was ich wirklich empfinde. Arglos übergeht er meinen zaghaften Protest und fordert mich auf, ihn zu küssen. Ich kenne meinen Vater nicht! Um Hilfe schreien. Doch die Situation verbietet die Stimme. Im Kopf noch ganz andere Sorgen. Was wird aus dem Plan, in den Sommerferien mit meinem Freund nach Frankreich zu fahren? Wenn ich jetzt den Vater verstimme, wird er die Reise verbieten. Ich gebe ihm einen flüchtigen Kuss auf die Wange. Er lacht mich aus, ob denn das die Art sei, wie ich meinen Freund küsse. Einen richtigen Kuss will er von mir, so einen, den auch mein Freund von mir bekommt. Ein Alptraum scheut auch Sonnenschein nicht. Mir wird übel, aber nicht nur im Magen, auch im Kopf dreht sich oben nach unten. Könnte ich bloß ohnmächtig werden. Verlegen wie nie, verglüht mich die Scham. Ich zwingen mich heiter, dort meine Reisepläne und hier Vaters Begehren. Es droht mir der Tod, würde ich mich wehren. Verzweifelt spiele ich Theater in dem absurden Stück, erwidere wie fremdgesteuert lächelnd, dass ich nicht kann, was er verlangt, und küsse ihn nicht wie gewünscht, sondern nur auf die Wange. Von inneren Sirenen gewarnt, ihn nicht zu verärgern, winde ich mich plappernd aus seinen begierigen Händen, die bereits meine Brüste kneten. »Lass uns nachsehen, wer da angerufen hat!« sage ich heiter und entkomme Vater, der mir schamlos folgt, als hätte er nichts zu befürchten. Im Wohnzimmer suche ich Schutz hinter der telefonierenden Mutter, die nicht das Geringste ahnt,

was ihr braver Mann hinter ihrem Rücken treibt. Er setzt sich in den Sessel neben mir, was mir entgeht, da ich inständig Mutters Rücken anstarre. Schon kriecht Vaters Hand unter mein Kleid an meinen nackten Beinen entlang hinauf zwischen die Schenkel. Erschrocken springe ich zur Seite, fassungslos, was er sich traut, und halte mich im sicheren Abstand zum grapschenden Vater, der noch dreister näher rutscht im Sessel mit seinen geilen Fingern. Als Mutter ihr Telefonat beendet, eilt sie ohne sich umzudrehen in die Küche. Ich an ihren Fersen bringe mich in Sicherheit in ihrer Nähe, und weiche nicht von ihrer Seite, während wir das Geschirr vom Esstisch in die Küche tragen, wo wir abwaschen und zumindest dort Ordnung schaffen. Ihr entgeht mein Dilemma. Wie sehr ich mich schäme, vor ihr, vor mir, vor aller Welt. Stumm halte ich aus, was die Vaterhände an meinem Körper taten, stemme allein das Erlebte an jenem Samstag im Mai. In der Küche bei Mutter finde ich Schutz, die von alledem nichts ahnt.

Nachmittags zu Theresa ins Nachbarhaus, ich muss raus. Im Wohnzimmer döst Vater auf dem Sessel, ich kann also nicht telefonieren. Irgendwie hoffend, sie würde das Geschehene als normal bestätigen, schildere ich den Vorfall. Doch sie reagiert schockiert: »Mein Vater hat das noch nie gemacht.« Was können wir tun? Wenigstens teilt sie die Erschütterung mit mir.

Auf Samstag folgt Sonntag. Keine Ausnahme, weil gestern etwas Ungeheuerliches geschah. Nach dem Kirchgang der traditionelle Sonntagskrach zwischen Vater und der Großen, die alsbald Prügel bezieht. Wütend schreit sie ihn an: »Gestern wolltest du einen Zungenkuss und hast meinen Busen begripscht und heute schlägst du mich!« Vater gefriert vom Blitz getroffen, steht für eine Sekunde wie eingegipst. Dann siegt die Abwehr, und empört dröhnend, schwenkt er zum Angriff um. »Jetzt ist sie total übergeschnappt!« brüllt er und gebärdet sich wie von Sinnen. In den Augen aber lodert die Angst. Zwei Giftpfeile zielen auf mich, Panik, die niemand sieht, nur ich. »Und wenn du mich totschießt, bleibt es die Wahrheit, die nur wir beide kennen!« tobe ich in sein entlarvtes Gesicht. Mutter mit ihrem weinerlich erschrockenen Ausdruck, kann gerade noch ihren ängstlichen Slogan rufen: »Um Gottes Willen, bring sie nicht um!« Das Prügeln ist Vater diesmal schnell vergangen,

nicht wegen Mutters Flehen, sondern weil er fliehen muss vor der Scham. Wahrheit siegt nicht auf der Stelle. Was die Tochter zu sagen hat, will weder er noch die Mutter wissen. Er schiebt die verdatterte Ehefrau mit den zwei jüngeren Töchtern hinaus, als müsse er sie vor einer schrecklichen Gefahr bewahren. Die Geprügelte steht allein vor der zugeschlagenen Tür. Draußen lautes Posaunen des Täters, der sich nach oben triumphiert: »Was für eine Unverschämtheit! Diese Verleumdung muss ich mir gefallen lassen von meiner Tochter! Immer schlimmer wird es mit ihr, vollkommen unzurechnungsfähig dieses Mensch, total übergeschnappt! Wir werden sie noch ins geschlossene Heim für schwer erziehbare Mädchen bringen müssen!«

Taten und Fakten leugnen, dann die Flucht ergreifen, so drückt man sich vor rechtmäßiger Verantwortung. Das bisschen Wahrheit mehr wegen gestern fällt nicht ins Gewicht. Wir alle sind Sünder! Der Reflex zum Selbstschutz ist langtrainiert und springt bei Gefahr ohne jeden Zeitverlust an. Der kleinste Verzug könnte der Erinnerung den Durchlass öffnen, dann wäre man mittendrin im Schlamassel von Scham und Schuld. Der eingebildete Christ sündigt ohne Reue. Unter dem Drill des Dritten Reichs wurde Vater das totalitäre Regime in Fleisch und Blut eingebleut. Ein Schwacher einst, der jetzt sich räuchend über Schwächere herrscht. Solcher Rausch hält von jeder Besinnung fern. Die Tochter, die die Wahrheit sagt, ist die ideale Böse. Als Sündenbock wird sie für seinen Fehltritt büßen. Er tut mir leid in seinem Dilemma. Hätte er vor seiner Frau etwa gestehen können: Ach ja, die Tochter hat nichts böse erfunden, sondern leider ich, denn gestern war ich ganz geil auf sie hinter deinem Rücken und bin ihr an die Wäsche ...? Fast vergesse ich mein eigenes Dilemma, das ich viel später erst mühsam fühlen lerne.

Jeder Film mit ähnlicher Thematik, dann aber ein Happyend, fällt unter mein Henkerbeil: Das ist nicht die Realität! Schweigen ist die Realität. Vertuschen. Die Schuldigen sind Unschuldsliebe. Fakten verdrehen und Unschuldige bestrafen. Alles hört zu und nickt widerspruchlos bei der Verurteilung eines Kindes, damit die Ehre der Erwachsenen gerettet ist. Wie im Kleinen, so im Großen! 'Kind' lässt sich beliebig austauschen: Jude, Neger, Zigeuner, Mittellose, Künstler, Widerständler ... Unterdrückung hat System. Gründlichst

in der Familie diszipliniert, wird die Schuldverdrehung im Staate fortgeführt.

Es ist längst zu spät, den Eltern die Augen zu öffnen. Vielleicht auch zu spät für die großen Verbrecher. Denn die Gesellschaft unterstützt gerade solche wie sie, indessen das Lügengebirge sich in unüberschaubaren Ausmaßen auftürmt. Wer schreit auf: Halt! Was machen wir da? Ich schreie. Aber meine Stimme fällt durch die vielen Ohren wie durch ein Sieb.

Das vom Vater Verdorbene! Alles einsammeln, damit ich mich rigoros ausputze, von seiner Geilheit gedemütigt, hinter der zugeschmissenen Tür. Wohin mit der Wut, dem Hass, der Scham? Höre noch das Lärmen und wie die Tür ins Schloss krachte, wie das Dröhnen im Ohr nachließ, dann die bittere Stille an mir nagte. Vor der Tür der Meister der Verleugnung. Mit großem Brimborium samt schockierter Mutter und den verstörten, kleinen Schwestern im Schlepptau zog er siegessicher ab, sich in ihre Einheit als Schlupfloch mogelnd. Und wie fühlten sie sich geschmeichelt, weil er ihnen, sie scheinbar beschützend, einen Moment Aufmerksamkeit schenkte.

Jetzt unter dem Messer den alten Stürmen ausgesetzt, fallen Partikel aus den Archiven wie Sternenhagel. Einzelne Fälle von sexuellem Missbrauch und Gewalt in heimischen Nestern, das kam vor. In den Medien wird davon berichtet, doch niemanden, den man persönlich kennt, scheint das Trauma zu betreffen, auch mich nicht. Vermehrt tauchen Reportagen auf, Studien mit erschreckenden Zahlen, die stetig steigen, weil sich Betroffene nun zahlreicher trauen, nach Jahrzehnten des Schweigens die Scham überwindend, zu sprechen. Wie viel Überwindung aufzuraffen ist, die erlebte Schande preiszugeben, wird mir sehr spät bewusst. So lange dauert es, bis sich das Unsagbare formuliert: Ja, auch ich bin betroffen, ich wurde sexuell missbraucht! Meinen Fall hat die Statistik nicht mitgezählt, mein Fall ist zu harmlos. Wie viele gibt es wie mich? Was machen sie mit ihrer Wut?

Als ich Kalo davon berichte, ist er bestürzt, »Warum hast du es nicht gleich deiner Mutter gesagt?« Ja, warum tat ich es nicht? Weil ich nicht kenne, was Kalo kennt. Ich bin mutterkrank! Er nicht. Trotzdem plagt mich die Frage: Warum tat ich es nicht? Bis mir klar ist: Die Mutter hätte mich nicht beschützt! Nur ein Mensch mit gesundem Mutterschutz kann wie Kalo reagie-

ren. Meine Erfahrung aber ist, meine Mutter hat mich nie beschützt. Kein einziges Mal, es nie probiert, nie gewagt, oder wenigstens hinterher das Risiko auf sich genommen, an mein Bett zu schleichen und mich heimlich zu trösten. Beschützt haben mich andere Mächte, das Schicksal, die Engel, der Zufall, das Glück. Die Mutter hätte mir nicht geglaubt und sofort dem Vater das Unglaubliche zugetragen. Der wäre ausgerastet wie nie. Womöglich hätte ich meinen Anspruch auf mütterlichen Unterschlupf mit dem Leben bezahlt. Bestenfalls wäre ich umgehend ins vielmals angedrohte, geschlossene Heim für schwer erziehbare Mädchen hinter Schloss und Riegel gebracht worden. Ade Frankreichurlaub! Deshalb schwieg ich und floh zumindest die Sommerferien lang in die Freiheit, weit weg vom heimischen Wahnsinn.

Ein halbes Leben mich durch dunkle Tunnel tasten, weil das Wichtigste nicht wissen. Dann völlig unvorbereitet, wird es schlagartig hell und alle Spots sind auf Mutter gerichtet. Das Kind hat sie mir aus dem Bauch gerissen! Ein halbes Leben lang braucht mein Verstand, dies zu begreifen, dass das Normalste der Evolutionsgeschichte nicht für mich gilt: Vertrauen zur Mutter!

Was für eine Detonation. Die Flucht ins Labyrinth der Erklärungen rettet mich zunächst, vor lauter Begreifen nicht verrückt zu werden. Natürlich wäre es der Mutter schier unmöglich gewesen, der pubertierenden, schwierigen Tochter, die andauernd Unfrieden stiftend, das Familienglück stört, zu glauben. Es hätte das Ungeheuerliche bedeutet: Die heile Welt existiert nicht mehr! Was sollen die Leute denken? Eine Schande! Und wie ginge es dann mit der Ehe weiter? Ich renne und renne. Die Perspektiven sind unendlich, man kann alles verstehen, alles lässt sich erklären. Erleichterung bringt das, auch dass ich mich standhaft dem Trugschluss beuge, das mit der Scham beträfe mich nicht. Ich hörte vereinzelt andere erzählen, Opfer, die es eindeutig schlimmer erwischte. Missbrauch, Misshandlung! Nein, so schlimm war es bei mir nicht, schlimm waren lediglich mein Hass, meine Wut, meine Trauer, meine Verzweiflung. Die waren mein Problem. Das musste ich allein bewältigen. Derart geblendet vom Irrtum, war der Fortschritt gebremst. Viel leichter ist es, Hass, Wut, Trauer als dieser Scham zu begegnen. Ich meinte, die gesamte Palette zu kennen, hatte mich doch zur Genüge allerlei Leiden phy-

sisch wie psychisch hingeben müssen – niemals freiwillig. Wie sonst hätte sich das innere Kind bemerkbar machen können, diese verloren gegangenen Emotionen, abgespaltene Seelenanteile, die zerhäkelt und versprengt durch Nirgendland irrten auf der Suche nach dem Heimweg. Ein Meilenstein, die Scham als hartnäckigste Hemmung zu begreifen, um dann haarsträubend festzustellen, wie tief sie in mir vergraben ist. Die Scham ist die schwierigste Hürde zur Befreiung. Bis ich sie sehe, akzeptiere und schließlich ohne Herzerasen sage: Der Vater muss sich schämen, auch die Mutter, nicht ich!

Die Etappen durchhackern, damit ich nichts übergehe. Die Phase des Briefschreibens als einzige Möglichkeit der Tat. Wenn mein Reden nichts nützt, vielleicht mein Schreiben. Von Kafkas Brief an seinen Vater erfahre ich. Mutiger als er, nehme ich keinen Umweg über die Mutter. Die Hoffnung hetzt mich, als ich den dicken Brief mit meinen Nöten an Vater abschicke. Darin mein Angebot wie ein Bittgesuch, mit ihm über jene dreißig Jahre zurückliegende Peinlichkeit zu sprechen, ihm verzeihen zu wollen, vergessen, versöhnen, damit alles wieder gut wäre. Höre mich jetzt hämisch lachen: Alles wieder gut! Auf welche fantastische Zeit soll sich dieses 'wieder' beziehen? Meine Naivität erschreckt mich. Mutters Harmoniewolke hat mich benebelt, dass mir jeglicher Realitätssinn fehlte. Zurück kam die freundliche Beschwerde, mein Brief sei zu lang. Könne ich mich auf zwei Seiten beschränken, würde er sich gern Zeit nehmen für mein Anliegen. Mein Anliegen? Man hat es nicht anders verdient, glaubt man an 'wieder'. Nicht aufgeben. Ein letztes Mal durch die traute Beschämung tapsend, ging ich auf Vaters Antwort ein. Konnte ich doch nachvollziehen, wie hart es für ihn war, sich solch einer Tat zu stellen. Nicht aufgeben! Aufgeben bedeutet: Nie wieder! Die Botschaft hinter seiner nüchternen Formulierung muss mir entgangen sein. Beleidigend förmlich, als hätte ich beim Firmenchef um Sonderurlaub gebeten, verrät seine Sprache mit jedem neuen Zeilenschmecken die herablassende Haltung, mich wie eine Geisteskranke zu bedauern. Herzliche Grüße, Dein Vater!

Da ist es, dieses Feuer, das den Ehrgeiz anfacht, mich packt, trotz der Realität purer Aussichtslosigkeit. Etliche Stunden investieren, meine Qual auf zwei Seiten zu quetschen, um hoffnungsvoll den Brief an Vater zur Post zu

tragen. Darauf folgte keine Antwort mehr. Wohin mit der Qual? Der Kopf verunmöglicht, sich blindlings abzureagieren wie Amoklaufen, um sich schießen, morden. Im Kopf ist sie gesichtet und kapiert. Doch muss sie raus an die Luft. Qual ist Energie. Enorme Kräfte schieben wie bei einer Geburt, die Qual ist das Kind. Wenn es erst im Geburtskanal steckt, gibt es kein Zurück, nur Vorwärts. Das Kind weiß nicht, wohin es geht, die Qual weiß nicht, wohin die Freiheit führt. Boxkampf, Marathonlauf, Gewichte stemmen! Symptombehandlung, ohne die Qual an der Wurzel zu sehen. Wohl war die Qual zu groß, weil ich zu schreiben begann. Herzasend schütte ich sie ins Tagebuch. Dreihundertfünfundsechzig Seiten zählt die Qual. Ein unzensierter Brief der Freiheit an Niemand. Das innere Phantomkind spricht. Jedes Qualteilchen in den Computer übertragen, vergrößert sich auf doppelten Umfang. Erneut der Prüfung unterzogen, wachsen weitere hundert Seiten. Louis Borges erzählt in seinen Geschichten von einem Mann, der über dreitausend Seiten lang die Ecke seines Arbeitstisches beschreibt. Welche Not hat ihn getrieben?

Skrupel beißen mich nicht klein wie früher. Die Qual spricht, ich schreibe. Ob Tischecke oder Qual, vielleicht braucht die meine ebenso viele Seiten wie die Tischecke in Louis Borges' Geschichte, bis alles gesagt ist, was sie sagen muss. Wer will das besser wissen als die Qual. Zwei Jahre bannt sie mich in den Sog, zwei Jahre vom winkenden Kleeblatt bis zu jenem Tag, als nach dem letzten Punkt die Qual verstummte. Ob sie zufrieden lächelnd stöhnte – wer befasst sich schon so ausgiebig mit der Qual?

Die Chronologie der Geschichte nicht aus den Augen verlieren! Da war der Impuls, mein Kinderalbum bei Mutter zu holen. Einen Monat später der Entschluss, eine Kopie der Familiengeschichte an sie zu schicken. Danach Totenstille. Immer diese Stille! Meine Dialogversuche verpuffen im All. Irgendwann mein Anruf, um es ihr persönlich zu sagen: Ja, Mutter, es ist wahr, dein Mann, der mein Vater ist, vergriff sich hinter deinem Rücken an deiner sechzehnjährigen Tochter. Er war geil auf mich! Das ist die Wahrheit. Zurück kommt ungläubiges Entsetzen: »Aber Kind, was du da sagst!« Meinen Text habe sie in einem Rutsch gelesen, was ihr als einzige Nebenwirkung drei unruhige Nächte bescherte. Doch jetzt könne sie wieder schlafen, Gott sei

dank. Sie hat ja die Pillen, denke ich. Wenn sie die Pillen erwähnt, dann stets im Ton der Anklage. Schließlich setze ihr das Gegenüber derart zu, dass sie sich nicht anders zu helfen wisse. Die Pillen sind Ausdruck ihrer Verzweiflung, die ausnahmslos von anderen verschuldet, eigentlich nichts mit ihr zu hat. Nein, langweilig wäre der Text überhaupt nicht, nur sei sie öfter erschrocken, »Du sprichst ja von mir!« In ihrer Stimme Verwundern, Schaudern, Empören. Den heiklen Ausschnitt habe sie Vater zum Lesen gegeben, und da holt sie tief Luft, »Kiiiind!«, das Wort dramatisch langgezogen, »Wie kannst du so etwas behaupten!« Es folgt eine Kunstpause, Luft holen für solches Kaliber: »Den Papa hat das schwer getroffen und traurig gemacht. Er hat gesagt, wenn das wahr wäre, müsste er sofort aus dem Fenster springen!«

Detonationen gehen durch mich hindurch. Ich zwingen mich, die Superlative des Spotts wortlos einzustecken. Erschüttert ist sie lediglich, weil ich solche Sachen behaupte, weil ich die armen, geplagten Eltern mit meiner Fantasie so quäle. Ihre Bestürzung reduziert sich auf den Vorwurf, wie sehr ich mich versündigte, als träfe mich die Schuld, würde der Vater aus dem Fenster springen. Ich bändige meine Wut, wenn ich sie loslasse, ist meine Rettung vereitelt. Nach endlos zermürbenden Verständigungsversuchen von ihr die Frage mit Triumph in der Stimme: »Aber warum hast du mir damals nichts gesagt?« Was doch beweise, dass meine Behauptung ein reines Fantasiegespinnst sei. Sie sagt es tatsächlich! Und ich triumphiere zurück: »Hättest du mir damals geglaubt, wenn du mir heute nach über dreißig Jahren nicht glaubst?« Ein innerlicher Paukenschlag bestätigt mir, wie richtig ich liege. Ihr Mund schweigt. Kein Einsehen. Kein Recht der Logik. Was sie nicht glauben will, ist niemals wahr. Ich weiß es doch – warum noch hoffen? Argumente waren in der Familie seit jeher pure Energievergeudung. Dennoch, Mutter könnte sich mittlerweile wirklich leichter tun, mir zu glauben. Ihre Ehe ist gescheitert, ihr Mann wegen einer anderen davon. Diesbezüglich ist der vorbildliche Ruf ohnehin ruiniert. Außerdem, wer würde etwas erfahren? Die Tochter will lediglich nachholen, was unerfüllt blieb: Aus ihrem Mund ein paar Funken Anteilnahme, Verständnis, Trost, vor allem Vertrauen – endlich. Meine Bemühungen scheitern an Mutters Beharrlichkeit. Bis heute nicht rehabilitiert. Kein

Familienmitglied hat bisher gesagt: Was der Vater tat, war nicht recht!

Die Augen durchschweifen die gelebten Tage. Wenn ich sterbe, stirbt auch Vaters Chance. Er wird weiterleben müssen mit dem verbotenen Wissen. Wenn ich überlebe, lebt auch die Chance weiter. Ob er sie nutzen wird, oder sie versäumend, eines Tages aus dem Leben scheidet, gedächtnislos wie einst sein Vater? Und Mutter? Mut ... Mut-ter ... die Mutige? Was will die Wortverwandtschaft mitteilen? Als wäre das Eine aus dem Anderen entstanden. Mutter von Mut. Mut ein Kürzel von Mutter. Zweimal Mut ergibt Mutter, die doppelt Mutige, die zweifach Mutige, die Mut-Tig-erin! Was alles die Fantasie unternahm, den guten Ruf von Mutter bloß nicht zu schänden. Retten will ich sie, vor allem für mich. Alles wäre noch möglich. Eine gute Mutter wünsche ich mir, eine Mutter, wie die anderen sie haben. Vermeintlich. Oder es liegt doch an mir, weil ich undankbar bin, enttäuscht von ihr. Sie ahnt nicht, was ich wegen ihr leide. Nicht Mutterquälerei, ihre Nähe suche ich. Ich spüre sie nicht. Unsere Geschichte ist stumm. Helfen könnte sie mir, damit ich mich besser fühle. Ich gestehe mein geheimes Sinnen, ihr wehzutun. Meine Qual soll sie haben, damit für Momente ihr Fühlen identisch wäre mit meinem, sie genauso litt wie ich. Zwingen will ich sie, dass sie zurücknimmt, was ihr gehört, will, dass sie die Mutter ist und ich das Kind bin, dass sie nach unseren beschwerlichen Tagen wenigstens in einem flüchtig vereinten Traum die doppelt Mutige für mich ist, die Tigerin des Schutzes, mein magisches Krafttier: Mutter! Doch alles, was sie mir gibt, ist so fern von meinen Träumen.

Frausein, Frauwerden, junges Mädchen ... Erste Knospen des zwölfjährigen Körpers, der anfängt, sich zu regen. Seiner Bestimmung zustreben, die Blüte der Weiblichkeit entfalten! Ich bin ein Mädchen, ich werde eine Frau sein. Eines Morgens aufwachen in einem Blutbad. Besonders früh soll ich wissen, was mir blüht. Ein Junge wäre ich gern gewesen. Aber ich bin ein Mädchen, die Tochter einer Mutter, die mich auf die Zukunft nicht vorbereitet, die das Frauwerden totschweigt bis zum Erwachen in blutigen Laken. Kein Zusammenhang spann sich mir zwischen dem Blut und sprießender Weiblichkeit. Das blutige Geschmier auf dem Laken versetzt mich in Panik. Der einzige Gedanke, etwas Schlimmes sei mit mir passiert, eine tödliche Krank-

heit, bald sterben! Im Schock dem unsinnigen Drang folgend, die Spuren des Todes zu beseitigen – wieso? Ich schämte mich. Wofür? Gerade zog ich hastig das blutige Laken ab, als Mutter hereinkam. Kein bisschen schockiert, schien sie sich eher zu freuen über die Sauerei. Als hätte sie darauf gewartet, versorgte sie mich ohne große Erklärung mit einer unansehnlichen Gummihose samt einer sperrigen Binde, Utensilien, die mir völlig unbekannt waren. Ich wusste, dass Frauen die ‘Regel’ haben, wie aber die ‘Regel haben’ praktisch aussieht, davon hatte ich keinerlei Vorstellung. An jenem Morgen war ich zwölf und ahnungslos, dass dies nun die berühmte ‘Regel’ ist.

Solche Bilder sind jetzt bei mir, wo sich Leben und Tod scheiden. Das viele Blut und nicht wissen wozu, Mutter, die mich auch damit allein ließ, die versäumt hatte, mich aufzuklären über das Frauwerden. Das Frausein ja, Horrorgeschichten vom Gebären. Selbst das Neugeborene im Arm vermochte ihren Panzer nicht erweichen, und sie dem Kinderkriegen daher nichts abzugewinnen. Die Wut wegen der Schinderei hat das Wunder überlagert. Wäre sie die Kamelmutter aus dem Film gewesen, hätten die Mitmenschen mit Hilfe des Windes solange für sie getönt, bis die Liebe für ihr Kind mit heilsamen Tränen zurückgekehrt wäre ... Was für schöne Bilder!

Die erste Regel! Die Zwölfjährige, ganz leer von dieser Schmach, flehte die Mutter an, dem Vater bloß nichts zu sagen, weil sie den Gedanken nicht ertrug, er wüsste davon. Mir schwant jetzt, warum. Doch was tat Mutter in meiner erbärmlichen Stunde? Ohne Gespür für meinen Zustand gab sie betulich beschwichtigend ihr hochheiliges Versprechen, fast leichtfertig hingeworfen, ja hastig. Denn von plötzlicher Eile erfasst, huschte sie aus dem Zimmer, um ins Bad zu Vater zu schlüpfen. Ein Impuls des Misstrauens trieb mich zur Badezimmertür. Ihre Verlässlichkeit überprüfen! Instinktiv fürchtend, wie wenig das Wort der Mutter galt. In ihrem Gesicht hatte ich dieses Fremde gesehen, weit weg von mir und dem vielen Blut. Um ihren Mund Anstrengung, die Maske für mich zu fälschen. In ihren Augen Gier, die sie sogartig wegzog von mir. Indizien des Aufruhrs, dem Vater gleich die Neuigkeit zu überbringen. Deshalb die Zweifel. Ich schaue es an, das zwölfjährige Mädchen, wie es an der Badezimmertür lauscht mit dem brennenden Verlangen, sich auf die Mut-

ter verlassen zu können. In diesem Augenblick ist das Gefühl ganz groß, dass jetzt die Frauen zusammenhalten müssen. Mutig war ich, die Wahrheit zu wissen. Hinter der Tür Mutters Flüsterstimme, die dem Vater alles erzählte, das peinliche Blut aus meinem Körper wie den neuesten Klatsch zum Markt getragen. Verhöhnt von dem Beweis, wie wertlos das Versprechen der eigenen Mutter ist, stand ich da mit der Gewissheit: Mutter lässt mich im Stich! Nun würden sich alle ins Fäustchen lachen hinter meinem Rücken, weil ich eine Frau bin. Scham und Wut verquirlten sich zu einem giftigen Gemisch: Mutter hat mich verraten! Sie gleich an der Tür abfangen und zur Rede stellen, da gäbe es keine Ausflüchte. Doch Hohn lässt sich steigern. Völlig überrascht und verwundert wegen des Vorwurfs, geradeso, als leide ich an Halluzinationen, stritt Mutter alles ab. So arglos konnte meine Mutter lügen. Und sonntags ihren Nerzmantel zur Kirche tragen.

Hier liege ich, überrollt von Emotionen, die vergessen waren: Die Demütigung an der Badezimmertür. Im Moment der Entstehung schon verbannt, weil sie verboten sind: Mutter erwürgen! Damit sie die Lüge zugibt. Genau hier hält die Szene an. Ich erfahre nicht, ob Mutter schließlich reumütig gesteht oder sich lieber von mir erwürgen lässt. Soviel Mutterbetrug! Das Schicksal macht keine Umwege, mir zu zeigen, was Sache ist. Hier, schau es dir an, so sieht es aus: Du bist eine Frau und mutterlos!

Man kann gar nicht so laut schreien, wie einem danach ist. Drei­ßig Jahre nach dem Verrat an der Badezimmertür schreie ich ins Tagebuch. Wäre das Papier nicht willig, drohte die Einlieferung in eine geschlossene Anstalt. Wer zu jung für Alzheimer ist, dem wird medikamentös nachgeholfen, was allein nicht zu schaffen ist: Vergessen. Eine andere Lösung hat man nicht. Man ist modern und fortschrittlich, sieht die Dinge realistisch. Selbstverständlich ist Zensur verpönt, freie Meinungsäußerung Gesetz eines zivilisierten Volkes. Die Definition aber, was eine Meinung ist oder nicht, untersteht dem Diktat des Intellekts. Emotionen besitzen kein Mitspracherecht. Gesetzlich zwar nicht verboten, müssen Emotionen meist dennoch in den Keller. Raus ins Licht dürfen sie nicht, deshalb werden sie dämonisch. Nichtdürfen macht krank, man ist dann verrückt oder wahnsinnig. Die Gewinner sind die besten

Lügner. Mutter! Zuerst täuscht sie ein Versprechen vor, plaudert dann alles aus und streitet schließlich ihren Vertrauensbruch ab. Dreimal betrügen und lügen ohne zu merken? Damit hat die Tochter ein Problem, die Mutter nicht. Die genießt den besten Schutz aller Zeiten: Ein schlafendes Gewissen. Geradeso wie die Gangstergiganten der Welt. Im Kleinen wie im Großen ...

So fern jener Tage überfliegen die Augen die Dramen, wo Miniaturen des Großen erkennbar, sich die Menschenschlechtigkeit bis ins Globale widerspiegelt. Nach großem Vorbild walten, was dem eigenen Vorteil dient. Mutter, die Erwachsene mit allen Rechten, frönt heilig dem Schlummer der Unschuld, indessen ich, das unmündig rechtlose Kind, an jenem gräulichen Novembermorgen schockartig zur Frau erweckt, von ihrem Betrug zutiefst gedemütigt bin. Breiten Schrittes stapfte ich zur Schule, das Schicksal wegen solcher Beleidigung verdammend, zwischen den Schenkeln die klobige Gummihose mit einer dicken Binde wie eine Windel. Dieser schwere Gang zur Busstation machte deutlich: Frausein ist ein schlimmes Los! Was hatte ich erwartet? Bestimmt nicht diese 'Regel', bestimmt nicht dieserart Weiblichkeit. Als der Busen zu sprießen begann, schnürte ich ihn ab. Als sich auch noch Po und Schenkel rundeten, war ich zum absoluten Widerstand entschlossen, von nun an jegliches Wachstum in dieser Richtung einzustellen. Ich hörte auf zu essen und wurde magersüchtig. Gegen die Natur lehnte ich mich auf! Doch das Wachstum ließ sich nicht bremsen, ich wurde dennoch eine Frau – eine halbe! Denn Mutterschaft ließ mich kalt.

Die folgenden Jahre durchwandern mich plastisch, Szenen von Mutter und Tochter, die zuviel fragt. Wie das eigentlich mit ihrer Enttäuschung gewesen sei, über die sie all die Jahre klagte, wenn der Vater in der Arbeit war, was sie von Kinderkriegen und Familienleben eigentlich erwartet habe? Harmonisch hätte es sein sollen! antwortet die Mutter, um dann vorwurfsvoll zu schweigen. Ich setze meine Bohrer an und hake nach. Die Mutter jedoch entwischt der Befragung mit stummen Tränen.

So stellt sich die Mutter also das Leben vor: Harmonisch soll es sein! Simsalabim! Indessen sie lügt, das Vertrauen der Tochter missbraucht, die sie weder vor der Gewalt des Vaters beschützt noch tröstet hinterher, ihr So-

lidarität verweigert im wichtigen Moment. Einer launigen Prinzessin gleich besteht sie auf den Anspruch, die Welt möge ihr Harmonie zu Füßen legen. Ganz umsonst, ohne Gegenleistung. Simalabim! Harmonie, für die sie nichts tut, nicht einmal zu ihrem Wort stehen. Davon will sie bis heute nichts hören. Das ist meine Mutter. Mit geneigtem Kopf meinem Blick ausweichen, und mit ihren stummen Tränen verbündet, beharrlich schweigen. Tapfer ignorant, unerreichbar ahnungslos, wundverletzt, traurig, immerzu hilflos passiv.

Ich brenne zu erfahren, was sich hinter solchen Gestaden verbirgt. Hilflosigkeit ist Mutters machtvollste Waffe. Eine raffinierte Abwehrtechnik, die Eindruck macht, sich daher die Mehrheit angeeignet hat. Jeden abfangen, wer sich verbotenerweise in den Backstagebereich der Hilflosigkeit schleicht auf der Pirsch nach einem Ursprung. Die Masse hat recht! Hilflosigkeit besticht bei geringstem Energieaufwand, ein wirkungsvoll effektives Instrument des Ausweichens, Sichdrückens, Sichentziehens. Mutters Rüstzeug ist mit Hilflosigkeit kostümierte Stummheit. Manipulation, ohne dass man es sieht. Mit dieser Masche erstickt sie meine Fragen. Nichts begriff die Mutter von ihrer Tochter, die ab der Pubertät eines einstellt: Das Hinnehmen der Lügen! Die Fragen sind da wie reißende Wasser, die sich von Muttertränen nicht stoppen lassen. Wer Mutter ist und wo sich ihr ureigenes Fühlen versteckt, wird niemand beantworten. Das Schicksal schickte ihr drei Töchter und einen Ehemann, der die Erstgeborene prügelt und ...

Irgendeinmal hat auch die Mutter geliebt, als Kind, als junges Mädchen die Freiheit. Ein eigener Schritt in frühen Jahren hat sie möglicherweise abgeschreckt, weitere Versuche zu wagen. Längst verdrängt die Episode, an die sich die Tochter erinnert, nicht aber die Mutter: Das Drama ihres einundzwanzigsten Geburtstags. Endlich die langen Zöpfe ab und eine schicke Kurzhaarfrisur! Gedacht, getan, sie war nun volljährig, besaß also vor dem Gesetz das Recht, ihre persönlichen Entscheidungen zu treffen. Die alten Zöpfe ab! Eine mutige Tat für eine Bauerntochter im hochkatholischen Bauerntädtchen. Hätte sie um die Konsequenzen gewusst, hätte sie auf ihre Freiheit verzichtet. Als sie mit dem neuen Kopf heimkam, die Eltern fast ohnmächtig vor Entsetzen, weigerte sich ihr Vater drei Wochen lang, mit ihr an

einem Tisch zu sitzen. Drei Wochen lang entzog er sich wortlos. Ein strenges Urteil hat er über sie gefällt: Unter seinen Tisch stecke 'das Mensch' die Füße nicht! Das Mensch galt als übelstes Schimpfwort.

Ich erinnere mich an das kleine Mädchen, wie es an Mutters Lippen hing, wenn sie aus ihrer Kindheit und Jugend erzählte, oft garniert mit Tränen. Besonders drastisch die Reaktion ihres Vaters wegen der Kurzhaarfrisur. Wie sehr sie darunter gelitten, wie viel sie deswegen geweint habe, wie traurig, ja sogar wütend sie gewesen sei. Mit nassen Augen blickte sie mich an und saugte sich satt an meinem Mitgefühl. Obwohl noch klein, begriff ich ihre Bedürftigkeit. Eine ZuhörerIn wie mich brauchte sie, ein empathisches Wesen, das ihr Leid mit ihr teilte. Lieber leide ich als Mama! sagt das Kind und bewährt sich tapfer im Tragen und Trösten. Jahre später hat Mutter Enttäuschung und Trauer vergessen, vor allem die Wut. Den Gedächtnisverlust nehme ich ihr nicht ab und bohre weiter: »Aber du hast mir doch selbst erzählt, wie enttäuscht du vom Opa warst, wie viel du geweint hast!« – »Ach was!« lacht sie mich aus, als rede ich Unsinn. Dumm dastehen soll ich mit meiner blühenden Fantasie. Das sei halt so gewesen damals, die Eltern strenger als heute, »Nein, das hat mir überhaupt nichts ausgemacht, ich liebte doch meinen Vater über alles und konnte verstehen, dass er über die abgeschnittenen Zöpfe entrüstet war, er mochte halt meine langen Haare sehr.«

Bleibt am Ende der Wut nur ein Häuflein stummer Tränen übrig? Tränen, die den Mund versiegeln, weil sie ein Relikt der Verleugnung sind, daher einen gegenwärtigen Grund zur Legitimation benötigen. Sonst würde ja jemand fragen: Warum weint Mutter? Doch so ist es offensichtlich, man hat Mutter wehgetan, meist ihre große Tochter. Das Leid zugeschüttet vom Schutt der Zeit, häuft Ruinen über Ruinen. Hier besteht wohl gar keine Aussicht auf Befreiung. Was dann? Schweigen. Arme Mutter. Arme Tochter.

Keim der Revolte. Die Pubertät macht sie möglich. Die Revolte rettet mich. Weibliche Rundungen an meinem dreizehnjährigen Körper! Wie ich erschrecke. Nein, sage ich zu meinem Spiegelbild, so darf es nicht weitergehen. Gegen die Gigantin Natur lehne ich mich auf und widersetze mich dem Wachstum zur Frau. Die kontinuierliche Reduzierung der Nahrung verschafft

Linderung. Und Freiheit. Mit vierzehn bin ich so dünn, dass man mich mager-süchtig nennt. Ein Triumph. Die Eltern ratlos, warum die Große, die doch so intelligent ist, nichts essen will. Niemand im Bekanntenkreis hat eine ähnliche Komplikation mit dem Nachwuchs. Ausgerechnet sie mit einem solchen Los gestraft, sie, die es immer nur gut meinen. Nachdem auch alles Beten nichts hilft, wird die hungerstreikende Tochter dem Kinderarzt vorgeführt, der erstmals mit solcher Symptomatik konfrontiert ist. Irgendwo in Ärztemagazinen mag das Phänomen bereits erwähnt worden sein. Der Schulmedizinersinn verordnet als therapeutische Maßnahme einen Mastplan und Appetitmacher in Tablettenform. Das junge Mädchen ist schockiert – nichts kapieren sie! Empört über so viel Ignoranz von Eltern und Arzt, steht es sprachlos daneben. Dass es an einem Konflikt leidet, weiß es genauso wenig wie die Erwachsenen. Verwirrt nimmt es wahr, dass sich im Innern etwas zusammenbraut. Eine teuflische Mischung köchelt Wut und Not zu einem Sud aus Hass auf wilder Flamme. Die Explosion bereitet sich vor, die angepasste Hülle zu sprengen. Euch werde ich es zeigen, von wegen drei Semmeln zum Frühstück! Es weiß noch nicht wie, aber es würde sich wehren. Das Grab für den Glauben an das Familienglück, für den Wunsch, irgendwann eine eigene zu gründen, ist längst geschaufelt. Die Magersucht erwies sich als erfolgreicher Widerstand gegen die aufsprießende Fruchtbarkeit. Bald versiegte das Blut und die verabscheute Regel blieb für Jahre aus. Jetzt kann mir nichts mehr etwas anhaben! Und die Warnung der Tante hallte wie eine Aufmunterung in den Ohren: »Du wirst schon sehen, später kannst du keine Kinder bekommen!« Ha! Das war mir gerade recht und beunruhigte mich kein bisschen. Die Prognose der Tante erfüllte sich. Doch wie sehr ich später daran litt, konnte mir keine der Frauen meiner Jugend vermitteln. Ich war mutterlos, frauenlos, eine Tochter des Patriarchats.

Die Jahre rasen weiter, durchwühlen Jahrzehnte und sieben die Zeit. Alles ist möglich! Dieses Ideal wollte ich niemals begraben. Wohl deshalb nahm es im Verbund mit der lausigen Hoffnung geradezu pathologische Ausmaße an. Besessen, Entzweites wieder zusammenzukitten, war die Sehnsucht stärker als jeder Realitätssinn. Man müsse doch nur erkennen, dass nichts

getrennt, sondern alles in Verbindung steht. Kuriose Fälle bestätigten das Unglaubliche: Menschen, plötzlich erwacht, bitten um Verzeihung und versöhnen sich. An solche Wunder klammerte ich mich, egal wie selten sie vorkamen, egal wovon die meisten Geschichten vor allem erzählen, dass eben vieles nicht möglich ist. Entzweit und fremd nebeneinanderher sich an Menschen unmögliches gewöhnen, innerlich voneinander abgeschnitten und von sich selbst, nennt sich diese Lebensart Glück und Wohlstand, zumindest Normalität. Ich wollte an Wunder glauben, an echte. Hartnäckig wie Mutter und Vater machte ich mir diesen Traum zu eigen, hielt ihn fest, ungeachtet jeglicher Fakten. Das Leben kann doch nicht solch ein Trauerspiel sein!

Der Knoten in der Brust drückt mich wuchtig in diese dunkle Thematik. Realität ist ein endloser Alptraum. Wer kann mir sagen, ob wir bloß schlecht träumen und lediglich aufwachen müssten? Und wie wacht man auf? Ich falle ins Tagebuch auf der Suche nach Licht. Würden wir, erst einmal aufgewacht, die Wahrheit verkraften oder einen Schock erleiden angesichts plötzlicher Sehfähigkeit? Der Mensch ist ein schlafender Gott! sagt ein Philosoph. Die Menschheit ist ein Zufall! meint ein Physiker. So wie sich eben alle Abermilliarden Lichtjahre monströse Zufälle ereignen, ist auch unser Planet samt Flora und Fauna entstanden. Der Drang nach Licht hat uns erzeugt! wissen die Esoteriker. Nein, kein Zufall, sondern göttliche Absicht! glauben die Anhänger verschiedenster Religionen. Und jede hat ihre einzig wahre Gottheit im Visier.

Ich will empfinden, wie es ist. Nächtelang starre ich den Himmel an, diese Unbegreiflichkeit von Kosmos mit seinem exorbitanten Antrieb, Licht zu erzeugen, um es schließlich im gleißenden Zentrum der Galaxien vom schwarzen Loch angesaugt, zu verschlingen. Auf größter Bühne führen Licht und Finsternis ihre unwiderstehliche Anziehungskraft vor, kontinuierlich Zerstörung und Neuschöpfung kreierend. Wie oben so unten! Die Neuzeit denkt an so was nicht. Die alten Ägypter nannten die Mächte Osiris und Seth, die alten Christen Gott und Satan, die alten Chinesen Yin und Yang, bei den alten Indern ist es Shiva, der kosmische Tänzer, der in grauer Urzeit mit der schwarzen Kali tanzte. Warum denke ich diese Dinge? Ich will meine Geschichte niederschreiben, mehr nicht, und sie dann vergessen. Doch Osiris und Chris-

tus geistern durch meine Sinne, Seth und Satan – allein die Namenverwandtschaft! Geschwister wie einst Abel und Kain, die Zwei des Universums: Licht und Finsternis. So gehören sie zusammen. Ureinst waren sie weiblich und männlich, Göttin und Gott, Frau und Mann. Kein menschlicher Kraftakt kann sie je trennen, wohl aber die rechtmäßige Macht leugnend, den einen oder anderen verbieten. Sie existieren ohne unsere Absicht! Das haben sie mit meiner Familie zu tun. Ich denke diese Dinge, sie denken mich. Einsamkeit, Angst, der Kosmos ist unendlich. Alptraum, je tiefer ich mich hinein sinniere, bis ich zerteilt bin in Millionen. An langen Schnüren die Menschheitsgalaxie, Milliarden Stränge, an deren Ende jeweils zappelnd ein Mensch, verzweifelt, weil die Entfernung zueinander unüberwindbar, die Einsamkeit unerträglich ist. Gezwungen, sie auszuhalten, teilen sie dasselbe Los, jeder einzelne isoliert, an seinen Strang gebunden. Angst ist die Krankheit der Menschheitskrake. Zwecklos die Augen schließend, eine behagliche Welt zu träumen.

Es regnet! Ich bin zurück in der kleinen Welt irdischer Dinge. Da ist jemand, der auf Sonnenschein beharrend, hinausgeht ins Freie. Nass wird er und danach krank. Dann enttäuscht, ärgert er sich, weil bei Sonnenschein so etwas doch nicht passieren kann. Und er findet Gleichgesinnte, die sich gemeinsam über den Missstand ereifern. Gemeinschaft schweißt zusammen. Meist ein Narr, der es weiß, dass es doch genüge, die Augen zu öffnen, da nämlich der Irrtum den Ärger verursachte. Die Vielen scheinen taub, denn statt innehaltend zu lauschen, stöbern sie kreuz und quer nach einer vermeintlichen Ursache, unwissend, dass ihre Augen geschlossen sind. Irgendein Grund muss her für das Übel. Schließlich wird man fündig weit weg von sich selbst: Ein anderer Blinder! Dem die Schuld aufladen! Der wiederum ängstlich, hievt sie auf seine Schultern. So fängt Unrecht an. Es regnet, nass werden trotz Sonnenscheinillusion, Schuldabladen, Krieg! Momentan ist der drohende Ausbruch unsichtbar, Nasswerden ist erst der Keim. Wen interessiert es, man wetteifert im Augenschließen und fährt immer wüstere Geschütze auf. Wieder ein Narr, der auf die Kindheit deutet, wo zwecks Überlebens die Erblindung begann, wo Kinderaugen von der Realität schockgefroren, sich vor Panik schlossen und sich seitdem nicht wieder geöffnet haben. Wer

hört einen Narren an? Derart Unverschämtes zu äußern, wird strikt verurteilt.

Lügner sind Selbstbetrüger, sich selbstenteignet noch stolz auf ihre schöne Einbildung. Hinsehen würde Krieg verhindern. Die Seelenenteigneten inszenieren ihn, geleitet vom Heerführer Irrtum. Auf makabre Weise schält sich dann Wahrheit heraus, Lüge gegen Lüge, Irrtum gegen Irrtum, Schattenboxen, Kampf gegen Phantome! Währenddessen die Tragödien bluten, kann niemand ehrlich sprechen. Auch heute weiß man viel und tut nichts, was richtig wäre. Die Masse gehorcht dem Verbot, die Lüge beim Namen zu nennen. Einen Verstoß – noch so wahr und richtig – steinigt das Kollektiv mit dem Zauberwort Verschwörungstheoretiker. Lügner, Blinde auf einmal solidarisch, rotten sich zusammen, innig lärmend Gruppen zu bilden. Verfälschen, verkehren, Tod dem störenden Wahrheitsbohrer, durch Verunsicherungstaktik gefügig machen, mundtot, totschweigen. Lügner oder Blinde, wie viele Lügner, die sehr wohl wissen, wie viele Blinde, die einmütig lügen. Erfolgreich die psychische Gewalt als Methode, die Dressur niemals zu merken. Die verborgene Energie der Masse, durch sie wird das Eigene leise zugrunde geschrumpft. Die Masse hat recht! So kommt sie zustande die Einsamkeit, die keiner aushält und jeder muss. Wer auf Lügen deutet, wird schnell eingeschüchtert. Umkehren zum Kreis der Meisten. Wenigstens gemeinsam darben. Gemeinsam erblindet, wer merkt es? Auch sehend schweigen, funktioniert. Gemeinschaft ist ein Beruhigungsmittel. Zu Lebzeiten wird niemand erfahren, was wer eigentlich sagen will. Wenn überhaupt, dann zig Jahre später, dass sich herausstellt, wie viele geniale Schweiger es gab. Ist das die Welt, von der ich stamme? Eine Kakophonie aus Stimmen tönt mich voll. Je schlimmer die Not desto physischer verschaffe sie sich Ausdruck. Warum lehrte die berühmte Geschichte von Galilei trotz allen Wissens keine Gegenwart? Weil ihm verboten war zu sagen, was wahr ist, verlor er sein Augenlicht! Jede neue Generation büffelt die alte Geschichte und wiederholt den alten Unsinn. Ohne irgendetwas dabei zu lernen. Siehst du, wie grausam sinnlos Ehrlichkeit ist! Aufwachen in der Hölle, das ist gewiss. Ich will nicht lockerlassen. Wer weiß, ob am Ende der dornigen Schritte ein glückseliger Zustand wartet, von dem kein Lebender berichten kann? Ob ihn Galilei in seiner Tod-

esstunde erfuhr, einen alles heilenden Ausgleich, ob ihn Engel willkommen heißen in einer lichtvollen Dimension ...

Licht! Dort orientiere ich mich. Im Licht wird sich ein Sinn finden. Der Knoten in der Brust tüncht mich täglich düster, meine Hände sind leer. Die Wahrheit ist zum Fürchten. Die ganze Menschheit ein zappelndes Riesengebilde blinder Würmer, gefräßig alles einverleibend, was ihr Schlund erwischt, geboren werden und sterben, ohne einen Sinn zu wissen. Ein Taktgeber flößt mir ein, loszulassen, weil es längst zu spät sei, in die blutsverwandten Köpfe etwas Richtiges zu säen. Die Geschichte sei verjährt, zu dick die Staubschichten der Zeit darüber geweht, vom hohen Gras zugewuchert. Ich bin allein mit der Geschichte, die Mitwirkenden haben ihr Gedächtnis verloren. Eine gängige Praxis dieses Gedächtnisverlieren. Alzheimer hat Großvaters Geist vernebelt. Einsam auf seiner Insel ist er im trauten Kreis gestorben. Auch die Tante, Vaters Schwester, ist daran erkrankt, ebenso die Schwester von Großvater. Großvater, Großtante, Tante verlieren ihr Gedächtnis! Etwas muss derart schlimm gewesen sein, dass sich der Verstand davonschlich. Niemand wird erfahren, was es gewesen war. Meine Herkunft ergründen, und in den Symptomen lesend vermuten, dass sich Übles verbirgt, das solch eine Form des Abgangs vom Dasein bewirkt. Vater soll auch schon an Verwirrung leiden, noch aber kann er den Verfall kaschieren und hangelt sich strammen Schrittes am Geländer der Disziplin entlang. Wir sind als nächste Generation an der Reihe. Hat sich das hirnressende Übel bereits in einem von uns Nachgeborenen installiert? Noch ein paar Jahre, dann treten die Symptome hervor. Ich bin gespannt, allein deshalb muss ich weiterleben, zu sehen, wer es sein wird. Babsi sieht der Tante sehr ähnlich! Das hat noch niemand festgestellt, nur ich vor wenigen Jahren, als ich die alten Fotos studierte.

Wen hat es nicht erwischt: Meine Großmütter, Alice Miller, Margarete Mitscherlich, Helmut Schmidt, Johannes Heesters ... Ich schaue die Großmütter an, die kenne ich persönlich. Da sie von Ereignissen erzählten, über die die Eltern schweigen, mag ihnen die Erinnerung weniger zugesetzt haben als Mutter und Vater. Mangel an Neugier zieht einen in die Leere, vielleicht. Neugier ist riskant. Neugier macht nicht Halt vor verfemtem Wissen. Neugier be-

wahrt nicht vor Höllen und Teufeln. Neugier steuert, wohin sie will, drängt voran, auch in unwirtliche Zonen. Wie viel das Schicksal dazu beiträgt, wie viel man selbst entscheidet, ob Neugier vor Vergessen schützt, daher mangelnde Neugier zu Gedächtnisschwund führt? Ich bin das beste Beispiel, ich will vergessen und kann es nicht, weil ich so neugierig bin. Nie mehr an Scheußlichkeiten denken wollen, und schon hat die Neugier mich in Besitz. Mich ignoriert der Gedächtnisschwund. In jedem Moment, ob schlafend oder träumend, auch jetzt in diesem Zwischenraum weder tot noch lebend, ist die Erinnerung da wie ein Korsett. Ich bin die einzige des Familienklans, wo sie sein kann ...

Lebensmitte, Richtungskorrektur. Ich komprimiere meine gelebten Tage auf die Größe einer überschaubaren Landkarte und erforsche sie nach markanten Stationen. Da gibt es große und kleine und solche, die wichtige Entscheidungen über den weiteren Verlauf der Lebensstrecke bezeugen. Zum Beispiel eine besonders günstige Zeitqualität, die Veränderung herausfordert und zugleich fördert. Die Mitte des Lebens! Eine Tropeninsel im chinesischen Meer. Vor mir eine grüne Kokosnuss. Den frischen Saft durch einen Strohhalm schlürfen. So schmeckt Paradies! Auf der Haut Sonnenglitzer. Außerhalb des Palmbblätterdachs schwirrendes Licht, die Bucht eine pralle Perle aus leuchtendem Türkis gesäumt von schneeweißem Sand. Mein neununddreißigster Geburtstag, die Kokosnuss mein feierlicher Trank. Plötzlich inmitten von Meersaumgeplätscher und Palmwedelgeraschel Gongschläge. Stetig anschwellend, bohren sie sich in meine Ohren: Dong ... dong ... dong ... Augenblicklich ist mir klar, was da tönt. Der Pulsschlag der Zeit zählt meine Lebensjahre! Dong, dong, dong ... neununddreißig! Die Mitte des Lebens, Halbzeit! Wo bin ich? Nein, nicht die Tropeninsel. Wo auf meiner Lebensstrecke. Wenn hier die Mitte ist, dann bin ich verkehrt, jedenfalls nicht da, wo ich sein sollte. Wie meine Lebensmitte auszusehen hätte? Vage erfühlt, nicht angekommen zu sein zur rechten Zeit. Gegenüber der Mann, mit dem ich seit einem Jahrzehnt zusammenlebe. Urlaub, schön und friedlich. Innerlich finde ich es nicht. Außen ist in bester Ordnung, Lachen und Sonne. Außen und Innen beißen sich. Konfus, wo die Orientierung wäre, lausche ich dem Gongschlag. Deine Lebenszeit ist endlich: Dong! Etwas stimmt nicht: Dong! Verriet

ich ihm, was in mir vorging? Ich schwieg. Mein Innen versteht er nicht. Ich lebe damit wie die Vielen, die ich kenne, arrangiere mich, zwischen seiner und meiner Welt balancierend. Er findet mich sexy. Um mich zu verwöhnen, schenkt er mir irgendwelchen schmückenden Tand. In dieser Geste die heimtückische Verlängerung seines Egos zu durchschauen, dazu reichte meine Sehfähigkeit nicht, ebenso, was ich wirklich brauche. Innerlich nagen Hunger und Unbehagen. Disziplin ist meine Medizin, das Aushalten mir täglich neu verordnet, denn nirgendwo ein ermutigendes Beispiel, das dem ähnelt, was ich ersehne. An meiner Sehnsucht mag es liegen, die muss sich ändern. Schließlich lebe ich in einer Gesellschaft mit bestimmten Konditionen.

Wann kam die Zigeunerin an meine Tür? Unglücklich sei ich, das lese sie in meinem Gesicht. Ja! schreit es innerlich, ich bin nicht glücklich! Sie wickelt ein Geheimnis in ein winziges Stück Stoff und verschnürt es mit einem Faden. Das solle ich nun drei Tage und Nächte an meiner Brust tragen und danach mit meinem dringlichsten Wunsch hinter mich in einen Fluss werfen. Drei Tage und Nächte verwahre ich den Stoffknäuel in meinem BH, ständig grübelnd nach diesem erlösenden Wunsch und wo ich einen Fluss finde. Die Zeit ist um, ich stehe auf einem Brückchen über einem Bach mit dem Rücken zum Wasser – hoffentlich beobachtet mich niemand! Ich hole aus und werfe den Knäuel hinter mich in das Rauschen. Mein Leben soll sich ändern! flüstern die Lippen im Moment des Loslassens, und wie trunken gehe ich heim. Wenige Wochen später begegne ich Kalo. Wir verlieben uns und mein Leben ändert sich. Einhundertachtzig Grad kehrt es sich um und nichts ist wie zuvor. Staunen unter den Freunden, vereinzelt Neid. Niemand in meinem Umfeld hat in der Lebensmitte solch einen radikalen Richtungswechsel vorgenommen. Darin deute ich, wie falsch mein Leben gewesen war. Gelegentlich durchzuckt mich ein Blitz des Grauens. Was, wenn es nicht geschehen und ich im alten Leben stecken geblieben wäre, angstgebeugt, bloß nichts zu riskieren? Göttin sei dank, ich habe es getan. Aufatmen jedes Mal. Wer hat mich gerettet? Hätte ich mich vor dem Schritt ins Ungewisse schrecken lassen, wäre ich gewiss langsam gestorben. Die Astrologin, die ich während des Wirbelsturms aufsuche, klärt mich über Uranus auf. In der Lebensmitte

kommt er daher und sprengt die Ketten. Die Richtungskorrektur fordert er heraus, die Befreiung aus überalterten Mustern. »Wer die Notwendigkeit ignoriert, kann in den nachfolgenden Jahren schwer erkranken, vielleicht sogar sterben.« sagt sie. Mich fröstelt. Welcher Engel hat mich gehoben, damit ich den Schritt über das große Wasser wage? Seit Kalo an meiner Seite geht, ist der Wachtraum nicht mehr zurück gekehrt, ein Mann, der seinen Kopf mir zuneigt. Im heftigsten Streit mit Lebensabschnittspartnern lag seine Innigkeit auf meiner Wange und behütete zärtlich mein Bedürfen.

Man redet so viel: Ich liebe dich! Und meint: Ich begehre deinen Körper! Oder: Ich brauche dich! Die Eltern bedienen sich ebenso der verbalen Schablonen. Wir wollen doch nur dein Bestes! Selbstverständlich lieben wir unsere Kinder, jedes gleich. Nein, Unterschiede machen wir nicht. In dieses Schema war ich eingegipst, Lüge und Ungerechtigkeit nicht zu orten. Bis Uranus pünktlich anklopft, um den Gong zu schlagen. Die Initiation ist banal, eine Kokosnuss auf einer Tropeninsel, sonniger Urlaub und Geburtstag. Und ganz unversehens schwindelerregende Fragen nach dem zurückgelegten Weg. Inventur! Fragezeichen, die mich enger umkreisen, bald jede Stunde des Alltags besetzen, während ich mich den Türen nähere, die ich öffnen muss. Zögerlich lasse ich die Erschütterung zu, ohne längst, wie nachhaltig sie ausfallen wird. Der Lebensabschnittspartner geht nicht mit, nennt mich zickig und unrealistisch, bedient sich ähnlicher Phrasen wie die Eltern und kapiert nicht, was uns bevorsteht. Obwohl ich mein Empfinden deutlich artikuliere. Wir brauchen einander, aber wir lieben nicht!

Wie sich die Dinge ineinander fädeln. Irgendwann spätabends, ich arbeite und höre Radio, das Thema ist Liebe. Eine Seherin spricht und beantwortet hierzu Fragen von Zuhörern, die anrufen. Drei Stunden lang folge ich mit fleißigen Händen. Die Radiostimmen reden vom Suchen und Nichtfinden, das eigene Denken kreist mit. Gegen Ende des Programms kurz vor Mitternacht bietet die Seherin eine Übung an. Die Zuhörer könnten herausfinden, wann sie in der Vergangenheit wirklich geliebt worden seien, »Denn jeder Mensch wurde in seinem Leben wenigstens ein Mal geliebt!« Ich nicht! Meldet sich sofort mein Protest. Da packt mich schon die Neugier und ich mache mit.

»Schließen Sie die Augen, entspannen Sie sich!« Ich lehne mich zurück, die Beine auf den Arbeitstisch, so ist es bequem. Die Konzentration auf die Meditationsreise klappt nicht auf Befehl, das Thema Liebe stiftet Unruhe, wühlt Erfahrungen auf. Drei langjährige Beziehungen sind die Bilanz meiner Liebestour, trotzdem kann ich nicht von Liebe schwelgen. Die Erinnerung an Kindheit zeigt mir nichts besseres. »... atmen Sie gleichmäßig, tief aus ... tief ein ...« Meine Gedanken in Aufruhr, unfertig für Entspannung. Das Ende der dritten Beziehung naht, ich sehe es kommen, spüre, dass nicht stimmt, was ich mir vormache, dass es schon lange nicht stimmt, eigentlich seit dem ersten Jahr! Ein Trauerspiel mein Leben, und sieht von außen so glamourös und vergnüglich aus. Zwölf Jahre Illusion. Innen rebelliert die Seele gegen den lieblosen Ton, draußen lacht man über meine Vision: Wie romantisch du bist! Sagt es nur, ich bin einfältig, naiv. Der Mann behauptet, mich zu lieben. Ich fühle es nicht. Seine hingeworfene Beteuerung verschwendet sich hohl im Raum. Eines Morgens nehme ich ihn nicht mehr ernst. Entweder ist Liebe etwas anderes oder es gibt sie nicht.

»Ihr Körper ist jetzt ganz schwer, Ihre Gedanken kommen zur Ruhe ...«, die Stimme aus dem Radio überzeugt den Kopf, allmählich kehrt Ruhe ein. Alles will ich ausprobieren mit der Aussicht auf den rettenden Ast, mich daran festhalten und aus dem Sumpf heraus hangeln. Ungeliebt fühle ich mich, so viel steht fest. Ich wurde nie geliebt, das ist meine Überzeugung. Ich vergeude keine Zeit, mich für den Pathos meines Bedauerns zu schämen. Es war nie wirklich Liebe gewesen von Eltern, Geschwistern, Lebensgefährten, Freunden. Wir brauchen und benutzen uns je nach Bedarf. Es wird Liebe geheuchelt, aber nicht geliebt. Es wird Freundschaft gespielt, aber nicht praktiziert. Nicht aus Bosheit geschieht, was ich anprangere, es ist das individuelle Unvermögen kranker Wurzeln bei gleichzeitiger Unkenntnis ebensolchen Mangels. Nicht Wohlwollen ist Basis. Listige Kunstgriffe sind es, mit Wohlwollen zu schmeicheln. Geben und Nehmen ohne Gleichgewicht, wer überlegen ist, nimmt mehr. Der Schwächere weckt kein Mitgefühl, weil er als Dummer sich ausbluten lässt. Und ich mittendrin, von diffuser Sehnsucht nach Liebe ganz schwindlig und offensichtlich gleichermaßen dumm.

»Sie sind vollkommen entspannt und ruhig, während Sie regelmäßig ein- und ausatmen ... und nun erinnern Sie sich an eine Situation, als sie geliebt wurden. Denn jeder Mensch, selbst wenn es vergessen ist, wurde irgendwann in seinem Leben ein Mal geliebt! Erinnern Sie sich und betrachten Sie dieses Bild.« Da ist es: Großmutter! Die Mutter von Vater. Nebeneinander sitzen wir auf der Bettkante im elterlichen Schlafzimmer, ich bin fünfzehn und weine – gerade hat mich Vater verprügelt. Großmutter hält meine Hand mit leisen Tränen, leidet mit mir, erschüttert über den eigenen Sohn. Ich atme tief, ich bin entspannt. Ich steige in die Schönheit des Bildes hinein. Meine Hand in Großmutter, sie teilt meine Not. Hier bin ich geliebt worden! Es fühlt sich richtig an, warm und wohlig. Mit der Großmutter weinen, schwach sein und gehalten werden. Ich spüre sie im ganzen Körper: Liebe. Die Großmutter hat sie kennengelernt, Liebe und Schmerzen. Und nicht vergessen. Deshalb sieht sie meine Not und tröstet mich, indem sie mir ein Wunder zeigt ...

Die Überraschung ist groß: Ich wurde geliebt! Die Tränen der Großmutter, die meine Hand hält, wird zum Symbol, an dem sich die Vision reifend erneuert. Erkenntnis schärft heilsam die Wahrnehmung, was Lieben bedeutet, wie Lieben aussieht, wie Lieben sich anfühlt. Nur das ist Liebe, alles andere nicht! Noch scheint es nicht viel, doch hinter den Kulissen der lieben Gewohnheit vollzieht sich die Wandlung. Die Gitterstäbe des Käfigs verblassen. Ich beginne zu handeln. Meine Resolutheit verblüfft mich. Zuerst spreche ich ein Ultimatum aus, dann schleife ich den verdutzt grinsenden Mann zur astrologischen Partnerschaftsberatung, was ihn belustigt, weshalb erhoffte Folgen ausbleiben. Aber ich fange an, meine Bedürfnisse wichtig zu nehmen und bald wichtiger als seine. Indessen er meine Aktivitäten für merkwürdige Anwendungen und Launen hält, entschlüpfe ich dem Kokon und fliege davon. Da ging es rasend schnell, die Zigeunerin klingelte an der Tür, ich warf einen Wunsch in den Bach, begegnete Kalo und es ist passiert. Ja, da ist sie: Liebe! Wiedererkennen aus alter Zeit. Heute Staunen und Grübeln, ob die erweckte Erinnerung mir Kalo gezeigt, Großmutter, Liebe diese Begegnung ermöglicht hat. Hinter mir öde Strecken des Lernens, erst in der Lebensmitte erkennen, dass ich geliebt worden bin. Es war vergessen. Manchmal wie von

Sinnen vor Glück. Hier ist die Schnittstelle. Brizzeln im Bauch, wie sonst nur beim Imaginieren eines Unheils, dem man knapp entwischt ist. Was, wenn ich nicht gegangen wäre, sondern noch immer gefangen im alten System, weil Großmutter's Hand und ihre Tränen aus dem Bewusstsein gelöscht, im Gedächtnis verschollen sind, was, wenn das Wunder vom Vergessen aufgefressen, ich sie daher nicht gefunden hätte, mir somit jede Vorstellung fehlte, wie Liebe aussieht, welche Gefühle sie macht, was, wenn ich nicht riskiert hätte, Gongschlag und Verwirrung zu lauschen? Ja, sich verwirren lassen ist der Anfang für erwachendes Gespür. Göttin sei dank ich tat es. Zuerst fand ich das Erlebnis mit Großmutter wieder, dann Kalo. Glück, dass ich ihn sah.

Großmutter! Ihre Liebe schenkte sie der heiligen Maria, bei Großvater hat sie resigniert. Es waren andere Zeiten, man wechselte nicht so leicht den Mann. Ihrer litt bald an einer körperlichen Behinderung und mies launiger Halsstarrigkeit. Helden und Rebellen fehlen in der Familienchronik, keine Unartigen, die gegen Konventionen verstießen, Eigenes zu entfalten, neue Wege zu beschreiten. Laut Chronik bin ich der erste Sonderling. Man sieht nichts Gutes in mir, hält mich für überspannt und widerspenstig. Mustergültig sein, die Quote der Normalität einhalten, das wird belohnt. Was normal ist, wird der Bibel entnommen. Stimmen erreichen mich, es hätte jemanden gegeben wie mich vor langer Zeit. Ich schnuppere in die Gruft, die Haare stellen sich auf. Eine Frau, zuerst schreiend, dann stumm. Begabung und Fantasie gewalt-sam verstümmelt, bluten Fragen auf mundtoten Lippen. Ahnend beschleicht es mich, was sie mit ihr gemacht haben vor hundert Jahren oder zwei ...

Großmutter's Temperament hat mich als Kind beeindruckt. Nicht still und unscheinbar wie Mutter, liebte sie ausgefallene Hüte, Handtaschen, Knöpfe. In der Nachbarschaft räumte sie die Schränke der Verstorbenen aus und verteilte die Sachen an Bedürftige. Nichts sollte vergeudet sein. Zwei Weltkriege hat sie erlebt, als Kind den Ersten, den Zweiten als junge Mutter von zwei kleinen Kindern mit einem behinderten Ehemann. Schon früh wandte sie sich der heiligen Maria zu. Irgendwann auf der Lebensstrecke resigniert, warf sie sich wohl vor, sie sei zu innig mit ihren Kindern gewesen, da ihr Mann gar so ruppig und unzugänglich wurde. Wie sonst hätte sie der jungen Schwieger-

tochter den Rat geben können, nicht zu den Kindern, sondern zum Ehemann zu halten, »Weil die Kinder sowieso einmal das Heim verlassen!« Und Mutter trug Großmutters Einsicht wie ein päpstliches Gebot vor: »Die Oma hat gesagt ...«, und befolgte den Rat ohne eigene Prüfung. Der Zeitgeist ihrer Kindheit und Jugend hat sie nachhaltig zu blindem Gehorsam geprägt. Für Großmutter war es zu spät, aber Mutter sollte klüger sein. Allem Anschein nach vermisste sie das Eigene nicht. Unter derselben Dressur gebeugt und dennoch so verschieden diese zwei Frauen. Alle sollen gleich sein, es gibt nur einen Gott! Der liebe Gott ist übellaunig und gewalttätig wie Großväter und Väter. Vater und Mutter ehren: lebenslang! Opferung des Eigenen für deren unbescholtenen Glanz. Ein kurzer Traum von Freiheit und Liebe im Lichtspielhaus während der Jugendzeit in den Zwanzigern. Dann zieht die Dressur im neuen Stil ein, von ersten Lebensstunden an die Sinne zu knebeln. Deswegen ist das Merken so schwierig. Die Masse gibt recht! Daher kein Grund zur Sorge? Auch der Gott der modernen Dressur besteht auf Alleinherrschaft und sitzt fest auf dem Thron, jetzt an der Börse und nicht mehr im Himmel. Es geht immer weiter so, lediglich Jargon und Styling verändern sich.

Mutter eignet sich besser zum Leugnen, sie scheint nicht zu leiden. Großmutter blutete das Herz. Weder ihr selbst noch der heiligen Muttergottes gelang es, dass sie ins Vergessen floh, um die Sehnsucht zum Schweigen zu bringen. Daran ist sie gestorben. Einen letzten Rest ihrer Lebenslust für mich gerade noch zu erhaschen, wenn sie aufgekratzt wie ein junges Mädchen, verkleidet zum Faschingsball aufbrach. Großvater nahm an ihrer Begeisterung weder teil noch von ihrer Verwandlung Notiz. Sie ging allein, für eine Nacht lang unbeschwert. Als ich sie erstmals so betrachtend denke, stockt mir der Atem. Hat Großmutters Sehnsucht mich mit der Kraft versorgt, an das Wunder der Liebe zu glauben? Mit ganz neuer Sicht atme ich das Leben.

Liebe! Was bleibt mir von Mutter, wenn sie nicht mehr ist? Vergeblich suche ich das Bild, das mich heilen könnte. Ich gebe nicht auf, ich resigniere nicht, will nicht, dass am Ende übrig bleibt, was ich fortlaufend erblicke. Die Erinnerung an Mutter ist bedrückend. Bring sie nicht um! Mutigste Tat ihr Flehen. Und danach kein Trost für das doch nicht umgebrachte Kind. Jeder hat

seine eigene Skala. Mutter hat mich geboren, Vater gab seinen Samen, mein Leben verdanke ich ihnen. Eigentlich war noch kein Kind geplant gewesen, als ich entstand. Muss ich mit lebenslänglicher Dankbarkeit sühnen, egal was sie mir taten? Elternliebe! Was bleibt mir von Vater, wenn er nicht mehr ist ...

Dauernd träume ich ein gutes Ende. Deshalb höre ich nicht auf, Wunder zu beschwören. Wie viel Zeit mir noch bleibt, ob mich ein Wunder dem Leben zurückgibt? Bodenlos im Niemandsland durch Vergangenheit schweben. Niemand begleitet mich, reicht mir die Hand, lächelt mir aufmunternd zu, winkt aus der Ferne: Komm, da geht es zur Erlösung! Unbewohnt die Landschaft, bröckelnde Ruinen, leises Wimmern, irgendwo. Bin ich die einzige hier, die ihre verlorenen Teile sucht? Alles einsammeln und mich wieder zusammensetzen, wie Isis ihren Geliebten Osiris, um dann neues Leben von ihm zu empfangen, ihr Kind Horus. Meine Augen schonen mich nicht. Weitergehen, ich muss, es gibt kein Zurück, das Kind finden, mich selbst, das Kind empfangen mit seiner Not, um dann vollständig wiedergeboren zu werden ...

An Großmutter denken. Türen, die sich öffnen, Tränen und Reue, weil ich ihr nicht mehr sein konnte als ein viel zu junges Ding. Als sie stirbt, bin ich zweiundzwanzig, gerade frisch verliebt in meine zweite hoffnungsvolle Lügenliebe. Meine Zellen gieren nach Leben und kennen kein Ende. Aufblühen ist nicht die Zeit, den Tod zu denken. Zum letzten Mal mit Großvater zu Besuch für ein paar Wochen, nimmt Großmutter wie einst meine Hand und führt mich ins elterliche Schlafzimmer, nach wie vor der einzige Rückzugsort in der engen bevölkerten Wohnung. Wieder nebeneinander auf dem Bett sitzen und die Hände halten, doch diesmal weinen wir nicht. »Ach Klio, jetzt will ich nur noch sterben.« sagt sie ruhig und blickt mich an. Sie erwartet keine Antwort, will mir lediglich ihr Ende mitteilen, unseren Abschied. Ich erschrecke. Ihre Worte verkrafte ich nicht, »Oma, sag doch so was nicht!« Heute weiß ich, wie wichtig dieser Augenblick für sie und mich gewesen ist. Indes kauerte ihr verkalkter Mann selbstvergessen im Wohnzimmer in dem Sessel, den er als sein Vorrecht auserkor. An den Dauergrimm in seinem Gesicht ist man gewöhnt. Niemand stört uns. Wen interessiert, was wir im Schlafzimmer tun? Hand in Hand auf dem Bett sitzen mit den wenigen endgültigen Sätzen zwischen uns

und innig schweigen. Zweiundzwanzig Jahre sind einfach zu jung für eine alte Frau, die mit Enttäuschung beladen ihr Leben beschließt. Eigentlich zu jung zum Sterben, erst dreiundsiebzig Jahre alt. Ich ertrage den Gedanken nicht, dass sie bald nicht mehr ist, und bleibe nicht bei ihr in ihren letzten Tagen, sondern eile mit dem neuen Freund davon. Heute weine ich, wenn ich an unsere letzte Begegnung denke. Sie hat es mit Fassung gewusst, ich hielt den Abschied nicht aus. Fröhlich sage ich Aufwiedersehen und küsse sie, ohne Mut zum letzten Mal. Drei Wochen später ist sie tot. Mika fährt mich in seinem offenen Alfa in die entfernte Stadt, wo sie beerdigt wird. Mein neuer Freund ist unauffindbar. Wir rasen, weil die Suche nach ihm zuviel Zeit verschlungen hat. Vor achtzehn Uhr müssen wir den Friedhof erreichen, dann nämlich schließt die Leichenhalle. Ich muss sie sehen! Auf der Autobahn mit zweihundert Sachen platzt ein Reifen und bringt uns ins Schleudern, doch unversehrt kommen wir auf dem Seitenstreifen zum Stehen. Die Autos hinter uns halten an, die Fahrer springen heraus und schütteln die Köpfe, fassungslos, weil nichts passiert ist. Das hätte ziemlich böse ausgehen können! Wir sind alle bleich und begreifen es nicht. Das Auto ist neu, die Reifen sind neu. Mir zittern die Knie, im Kopf nur ein Gedanke: Die Oma noch einmal sehen. Reifen wechseln und schnell weiter. Gerade rechtzeitig schaffen wir es. Ich stehe vor dem offenen Sarg, schaue sie an, schaue und schaue. Sie atmet nicht. Reglos ihre Brust. So sieht Oma aus, wenn sie tot ist. Ich weine nicht, das Staunen nimmt mich vollends in Bann. Großmutter ist die erste Tote vor meinen Augen. Erst nachdem der Sarg mit Erde und Blumen zugeschüttet ist, ertränkt mich die Flut, stundenlang. Ich bin die einzige, die dermaßen die Fassung verliert. Die anderen vergießen ihre Tränen pünktlich am Grab, dann gleich wieder gelacht im Gasthaus beim Leichenschmaus. Den verkalkten Großvater hat man wohlweislich zu Hause verwahrt, er kapiert nichts mehr. Lange vor ihrem Tod hat er vergessen, dass er verheiratet und Großmutter seine Frau ist. Ich verzweifle an den Dingen, die die Erwachsenen so pragmatisch nehmen. Selbst meine neue Liebe kann mich vor diesem Aufruhr nicht retten. Ist das Leben nicht größer als das, was ich da sehe?

In den Jahren, die folgen, kommt Großmutter in meine Träume. Sie sitzt

im Zug am Fenster und blickt mich an, zeitlupeartig nickend. Ich stehe am Bahnsteig ohne Gedränge, glücklich, sie zu sehen. Der Zug fährt an und mit ihr davon. Lange starre ich auf den verblassenden Punkt am Horizont. Dort hin ist sie verschwunden mit ihrem ernsten Blick auf mich.

Um mich zu trösten, schreibe ich: Abschied von Großmutter. Unsere letzte irdische Begegnung. Zum allerletzten Mal berührt, gemeinsam geatmet. Ich viel zu jung, mit zweiundzwanzig fast noch ein Kind. Knospen sind dem Winter fern. Frisch verliebt gingen meine Füße nicht am Boden. Tanzend jeder Schritt, irgendwohin. Verheißungsvoll Sommer, und die Großeltern da, ganz still geworden, alt und pflegebedürftig. Großvater verkalkt und gedächtnislos, Großmutter mit wacher Erinnerung, doch zermürbt vom körperlichen Verfall. Man möchte meinen, Großvater sei der glücklichere gewesen. Die Zeit hat sein Gedächtnis geleert, Gutes samt Schlechtes einfach hinausgefegt. Was von ihm übrig blieb, war kein vergangenheitslos glückliches Kind, kein bisschen. Er war schon immer ein Tyrann gewesen. Das ist von ihm übrig geblieben. Sogar das Lachen hat er vergessen. Sein Blick düster glotzend. Sieht so die Zielgerade am Ende des Lebens aus? Oma und Opa auf ihren Atomkern geschrumpft. Und ich mit meinem neuen Freund flitze vor ihrer Abreise noch einmal hin. Großmutter, die mein Tempo unterbricht, mich leise beiseite nimmt, um mit ihr im Schlafzimmer auf dem Bett zu sitzen und schweigend die Hände zu halten. Wie sieben Jahre zuvor, ich ein Teenager vom Vater verprügelt, und neben mir du mit deinem Tränenrost. Noch mehr weinen wegen deiner Nähe. Weil du die einzige bist, die das für mich tat. Niemand so mutig, nicht einmal meine Mutter. Wie damals halten sich unsere Hände, nun aus anderem Grund: Abschied auf ewig! Unvorstellbar, ich will es nicht wissen, der Moment zu riesig für ein unfertig verliebtes Mädchen. Großmutter, hörst du mich? Wie jung und ängstlich war ich und tat so mutig. Zurück wünsche ich mich, bei dir zu sitzen. Wie du mich anblickst: »Ach Klio, jetzt will ich nur noch sterben!« Zurück wünsche ich mich und dann nicht hilflos jung für solches Wortgewicht mit ringendem Atem erwidern: »Oma, sag doch so was nicht.« Zurück wünsche ich mich, diesmal dir als Starke die Hand zu halten. Doch ohnmächtig vor Angst, die mir den Mund verriegelte,

hielt ich deine Hand. Unfähig, meine Furcht nur zu denken. Manches geschieht einfach zum falschen Zeitpunkt. Dankbar jetzt, dass du es mir gesagt hast. Es ehrt mich. Zurück wünsche ich mich, um mit meinen jungen Armen dich zu umschlingen bis zu deinem letzten Atemzug. Ich weine, weil ich weg-lief und dich vermisse. Jemand wie du ist nicht mehr da. Ich bin die letzte mit Erinnerung. Wer wird sie nach mir nehmen? Hörst du mich, meine große Mutter? Danke, dass du in meine Träume kommst, seelenverwandt, als Heilerin. Deine letzten Worte sind Gold, wenn ich sie denke. Deine Nähe hat mein Urvertrauen gemächtigt. Bald werde auch ich zu meinem Atomkern schrumpfen. Was wird übrig bleiben von mir? Ich wünsche, du bist es ...

Ich fliege. Der Körper ausgeschaltet auf dem Operationstisch, wird künstlich beatmet. Die fleischlosen Anteile meines Wesens reisen schwerelos durch die gesammelte Zeit. An unsichtbaren Fäden bin ich mit den großen Dingen verbunden. Chronologie folgt keiner linearen Logik. Die Intensität der jeweiligen Anziehung von Ereignissen gewinnt ihre Stärke von den im Dunkel gefangenen Emotionen. Ans Licht gelangen ist ihre Energie, gesehen zu werden ihre Mission. Das Wie spielt keine Rolle hier, Erlösung kann auch der physische Tod bedeuten. Fliegend verstehe ich, im Körper eingesperrt aber nichts. Meine sogenannte Identität ist abhängig von ihm, ausschließlich auf die Materie bezogen: Name, Geburtsdatum, Ort, Körpergröße, Augenfarbe, besondere Merkmale. Das bin ich in der dreidimensionalen Welt, amtlich registriert mit sterilem Foto unter einer mehrstelligen Nummer. Von meinem Flug aus betrachtet, erscheint dies äußerst sonderbar, wie wenn man CDs und DVDs unter Gewichts- und Materialdaten zum Verkauf anbietet, dagegen nicht verrät, was darauf zu hören oder zu sehen ist. Aus der Perspektive körperloser Ungebundenheit mutet dieser Umgang mit Materie geradezu rückständig an. Rein wissenschaftlich ist man zwar untersuchend und messend zu winzigsten Teilchen vorgestoßen, über Atome hinaus bis in Nano- und Quantendimensionen, doch welche Energien sie prägen, was sie mit uns anstellen, bleibt vorwiegend außer acht gelassen. Wie viel Leid ein Individuum unwissend auflädt, somit seinen Atom-Nano-Quanten-Haushalt negativ beeinflusst, wie unbewusste Traumata sein Handeln steuern und dem Verstand

durch Angst die Kontrolle rauben, wie weit die Dämonisierung fortgeschritten ist, also welchen Gefährlichkeitsgrad die lichtlosen Emotionen bereits erreichten und wie sich folglich das Zerstörungspotential der Projektionen gestaltet. Obwohl einige Köpfe darüber grübeln, wie jede Not eines Einzelnen als Niederschlag in seinem persönlichen Atom-Nano-Quanten-Zustand sich bis auf globale Population und deren Atom-Nano-Quanten-Befinden vergrößert, findet das Kerngebiet der Zivilisationsbeschaffenheit und deren Auswirkungen kaum Interesse zur Erforschung. Ließen sich damit etwa Macht und Münzen machen? Das Ergebnis jedenfalls wäre niederschmetternd und äußerst furchteinflößend. Dann aber wäre eine Tür zur Heilung geöffnet.

Dort liegt die Materie, die mein flüchtiges Wesen fast fünf Jahrzehnte beherbergte, unter erblindeten Augen von Ärzten mit kleinen scharfen Messern. Das Fleisch aus fast achtzig Prozent Wasser, aufgeschnitten und blutend, stellt für sie die gesamte Person dar, die ich sein soll. Die hört auf zu existieren, wenn die Ärzte versagen. Nicht ausnahmslos von ihnen abhängig, auch die Emotionen sind am weiteren Verlauf beteiligt. Wie dick sie eingekerkert sind, ob die Mauern standhalten oder der Hunger nach Licht siegt. Raum- und zeitlos weiß ich, was der Körper nicht weiß. Der Lichthunger endet nicht mit dem physischen Tod. Der große Rest jenseits meiner irdischen Beschaffenheit existiert weiter, auch die Energie jener Emotionen in finsternen Kerkern darwend, die dann noch unsichtbarer ihr Unwesen treiben bei denen, die leben. Hier löst sich Freiheit auf. Dem universellen Gesetz der Ordnung untertan, ich eine winzige Instanz der Gesamtheit, Teil von Allem. Was mache ich mit meiner Vision? Ist Freiheit, sich dem Großen zu fügen und sich tätig ganz dem Richtigen hinzugeben ...

Zu wissen, geliebt worden zu sein, erweicht jeden Widerstand. Türen zu frühesten Tagen fliegen auf und legen Irrtümer offen: Nicht völlig verlassen war das Kind. Es gab Zeugen, die mit ihm fühlten. Auch die ersten vier Lebensjahre erscheinen in anderem Licht. Kein Defizit, wie zuvor gemeint. Fern der Eltern lebte das Kind bei den Großeltern. Waren die einen krank, wurde es bei den anderen untergebracht. Wenn sie mich hergeben mussten, hätten die Omas immer geweint, wird erzählt. Ich war das Sonntagskind gut gelaun-

ter Sonntagsestern, die freuten sich auf das einzige Kind am Wochenende. Die Mutter verdiente das Geld, der Vater studierte. Die kleine Welt war in Ordnung. Vielleicht sogar echtes Familienglück, denn alle drei waren auf ihrem Platz richtig. Erfüllte Freiheit bis zu meinem fünften Jahresring, als die Eltern ihre Rollen tauschten, um in das Zeitgeistkonzept zu passen. Mutter hörte auf zu arbeiten und widmete sich fortan dem Haushalt, Vater hatte sein Studium beendet und trat die Anstellung in einer großen Firma an. Nun war er der Geldverdiener. Gabris Geburt verschwindet im Nebel, ich bin dreieinhalb. Zum vierten Geburtstag bekomme ich ein Fahrrad, daran erinnere ich mich. Ein Jahr später ziehen wir in eine schicke Vier-Zimmer-Firmenwohnung. Über Nacht verwandelt sich die glückliche Sonntagfamilie in eine vierköpfige, gestresste Alltagsfamilie. Die wunderbare Welt hat für die Konvention seine Ordnung eingebüßt, denn jeder stand nun auf dem falschen Platz: Mutter als Hausfrau, nicht mehr Geldverdienerin, Vater als Geldverdiener, nicht mehr Student. Keine Freiheit mehr, sich ins Richtige zu fügen. Da muss es erstmals passiert sein. Doch sehen kann ich es auch beim Fliegen nicht. Die Schichten der Zeit überlagern das gewaltige Ereignis. Mir wird klar, welch ein Schock das Sonntagskind erfuhr. Hier liegt das Trauma begraben, das mich bis heute dirigiert. Weil die Bilder verloren sind, kann ich das Kind nicht finden. Das Fehlen visueller Relikte wird mich nicht abhalten, es zu suchen. Auf die Emotionen horchend wie ein Detektiv, fahnde ich nach den Spuren. Ob das kindliche Entsetzen zu ermessen ist, plötzlich der Tatsache ausgesetzt, wozu Mutter und Vater fähig sind? Instinktiv um die Grausamkeit wissend und gleichzeitig abhängig von den Quälern, ist Verdrängung der einzige Ausweg. Das Bewusstsein muss sich zum Schutz verrenken: Mama und Papa sind gut. Was nicht zu verkraften ist, versteckt die Angst, damit Eltern und Kind von der Wahrheit verschont sind. Später, wenn es heranwächst, schließlich volljährig ist, wird sich daran nichts ändern. Einsichten solchen Gewichts wären allen Beteiligten unerträglich. Überwuchert ist das Versteck und kaum ein Prinz weit und breit, der sich mit der Machete durch das Dornengestrüpp schlägt, um die schlafende Prinzessin mit seinem Kuss zu wecken.

Das Hinschauen kann mich nicht mehr verscheuchen, erschüttern ja, wie

mühselig die Wege sind, was alles passieren muss, damit Aufwachen und Sehen möglich werden. Das Fliegen weitet mich aus. Ein wenig Sorge, wie das Erlebte in körperloser Dimension später zu erinnern, zu formulieren wäre, sollte die Existenz des nummerierten Körpers fortbestehen. Doch vorerst gibt es Wichtigeres als irdisches Überleben: Ich muss das Kind finden! Das Kind, das ich gewesen bin an jenem verhängnisvollen Tag. Fünf Jahre alt sitzt es im Dunkeln, seit Jahrzehnten ungetröstet, ungehört wimmernd.

Es sind oft die kleinen Dinge, die große Schritte bewirken, wie die Radiosendung an einem x-beliebigen Tag mir das Herz öffnet und ich auf einmal weiß: Ich wurde geliebt! Auf die großen Wunder zu warten ist naiv. Jeder Gedanke schiebt ein Stück weiter, dem Ziel näher jede Zeile im Tagebuch. Die kontinuierliche Aufmerksamkeit wirkt leise erhellend, einzelne Lichtpunkte, die aufblinken. Großmutter's Hand und ihre Tränen sind wie ein Seil, an dem ich mich festhalte. Einmal kommt sie mit einer alten Schamanin in meinen Traum, um mich zu heilen. Die Schamanin erspürt die Stelle, wo die schonungslose Erinnerung gespeichert ist: »Im rechten Oberschenkel sitzt das Trauma fest.« Und Großmutter nickt betrübt, »Das kommt von deinem Vater.« Sie hält zu mir und verurteilt ihren Sohn. Das rechte Bein stört schon lange meinen Schlaf. Der Kopf ist müde, doch das Bein zappelt, wie ständig versucht wegzurennen. Die Muskeln aus unbekannter Quelle elektrisch aufgeladen, noch immer vom Schock gelähmt, durchzuckt von Nervenimpulsen. Ein ehemals gesunder Reflex zur Flucht hängt fest in einer alten Gefahr. Ein Zustand wie darauf wartend, das Bein möge endlich die längst fällige Flucht ergreifen. Für das Kind aussichtslos zu fliehen, sein kleiner Körper nackt eingeklemmt zwischen Vaters Schenkeln ...

Wieder ein Sonntag! Die Sonntage verfolgen mich. Muss ich sie alle der Reihe nach durchkämmen, um zur Urkatastrophe vorzustößen? Am Sonntag ist das Protokoll besonders strapazierend: Heile Welt um jeden Preis! Morgens der Besuch der heiligen Messe, nachmittags der langweilige Spaziergang nach Vorschrift der Eltern: Militärische Aufstellung, gezielte Schritte, kein Hüpfen, Rennen, Springen oder Stehenbleiben, weil Kinderaugen Wunder entdecken. Anschließend daheim die Fortsetzung des Familienglücks, ze-

lebriert bei Kaffee mit Dosenmilch und frisch gebackenem Kuchen mit Schlagsahne. Großmutter ist da, diesmal allein, Großvater brennt mit einem Bekannten Schnaps. Zuerst geht alles gut, die Sonne scheint. Dann ein lapidarer Grund, der Vaters Zorn entlädt. Beim Abwaschen sollen die zwei Mädchen der Mutter helfen, das gehört sich so. Die Jüngere, unlustig für die auferlegte Pflicht, wickelt genervt eine Sonntagstasse vom Hochzeitsgeschirr in das Abtrockentuch, legt es auf den Küchentisch und stapft trotzig davon. Der Großen verzeiht man keinen Vorwand sich zu drücken, sie ist es gewohnt, der kleinen Schwester hinterher zu räumen. Nichtsahnend nimmt sie das zerknüllte Tuch, um es ordentlich an den Haken zu hängen. Da zerklirrt die Sonntagstasse auf dem Boden. Vom Lärm aufgescheucht, platzt Vater explosionsartig in die Küche. Die Große hätte acht geben sollen, die Große ist schuld! Die Große noch ein Kind ist etwa sieben oder acht. Alles weitere endet im Drama: Lautes Geschrei, Kind ins Kinderzimmer zerren, Tür zuknallen, Kind ausziehen, splitternackt zwischen Vaterschenkel geklemmt, verhauen. Im Korridor die flehende Mutter: »Um Gotteswillen! Bring sie nicht um!«

Diesmal ein Zwischenfall der Einmaligkeit. Plötzlich fällt draußen die Wohnungstür laut ins Schloss. Der prügelnde Vater begreift, soeben ist seine Mutter davongerannt, und schlägt noch tobsüchtiger zu. Das Kind unter seinen Schlägen bekommt simultan seinen Konflikt zu spüren. Als erwachsener Mann seiner Mutter nachlaufen, um sie zurückzuholen vor den Augen der Nachbarn, wie würde das aussehen? Er muss doch seinen guten Ruf wahren. Unter seiner Gewalt fühle ich die Schläge heftiger werden. Die zugeworfene Wohnungstür ist Omas Liebeserklärung an mich. Weil sie wegläuft, bestrafen mich die Vaterhände noch härter. Es soll so aussehen, als ergreife sie die Flucht wegen dem bösen Kind. Ich weiß genau, dass nicht stimmt, was er mir einzubläuen versucht. Großmutter verlässt das Prügelhaus, weil sie über die Brutalität ihres Sohnes empört ist. Ihre Tat winkt mir wie ein ferner Kuss des Trostes in meine Hölle zu. Sie ist nicht einverstanden, was hier geschieht. Wenngleich ich für ihre zaghafte Geste des Protests unmittelbar büßen muss, danke ich insgeheim für ihre Loyalität. Der durchdrehende Vater braucht es so, dass ich allein die Schuldige bin für den verdorbenen Sonntag.

Die Sonntage sortieren sich ins Tagebuch. Es taucht erstmals die Frage auf, warum sie eigentlich nicht dazwischen ging, um ihren Sohn zurechtzuweisen. Niemals hätte er die Hand gegen sie erhoben. Da kriecht ihre Angst in mich hinein und haucht sich moderdüster aus. Wie groß mag sie gewesen sein, weil sie es nicht wagte und lieber die Flucht ergriff? Schon wie ich es denke, steht die Antwort da. Aus Mangel an Möglichkeit in ihrer Kindheit hatte auch sie etwas nachzuholen: Die Flucht ergreifen! Es scheint, zuerst will das eigene Versäumnis getätigt, die Angst überwunden sein, bevor Einmischung möglich wird. Die Sonntage sind belastend. Nach dem Kirchgang das Drama. Dauernde Selbstvergewaltigung braucht einen Ausgleich. Das Familienglück-Imitat in der Öffentlichkeit ringt jedem Einzelnen größte Anstrengung ab. Sonntage erzeugen eine tragische Kombination, eben noch den Geschmack des heiligen Sakraments auf der Zunge und bald das Brennen auf geschlagener Haut. Bis Mutter den Kaffeetisch gedeckt hat, liegt die Welt der heiligen Sonntagsfamilie jäh in Trümmern. Niemand schert sich um die rasende Not aus Rotz und Tränenschleim, wie das kleine Mädchen sich schluchzend an die verschlossene Tür schmeißt, bettelnd nach der Mama schreit, fürchtend, statt ihrer könnte der Vater kommen. Doch die Tür, mit der schlimmsten aller Verzweiflungen besudelt, bleibt einzige Zeugin solcher Trostlosigkeit ...

Es gibt eine Kraft, die behindernd auf die Anwesenden einwirkt, eine betäubende Lähmung, dem väterlichen Zorn Einhalt zu gebieten. Vater ist kein Fremder, sondern Sohn und Ehemann. Familienoberhaupt! Die schwarze Pädagogik lähmt ihre Glieder und betäubt ihre Sinne, hat jeden von früh an verkrüppelt. Gründlich. Den kindlichen Willen brechen. Seine Unschuld rauben! Als bewiese sein erster Schrei nach der Geburt, dass es von Grund auf böse sei. Ich verschlinge Bücher über traumatische Themen. Je tiefer ich eintauche in das Reich der Seelenverstümmelung, beharrt das Grauen trotz erheller Momente auf seine Existenz. Mein Schicksal ist kein Einzelfall! Diese Erkenntnis lässt mich ein wenig aufatmen. Ich leide an einer kollektiven Verwundung. Nicht nur die eigenen Eltern, ganze Generationen unter dem Dogma der Selbstvernichtung aufgewachsen, sind schwer beschädigt, daher so unerreichbar für Empathie, Verständigung, Einsicht. Die ursprünglich in-

takte Empfindungswelt des Kindes durch radikale Umerziehung im Namen von Moral zu Gefühlsverleugnung konditioniert, gedrillt zu Gehorsamsautomaten, einzig dazu befähigt zu funktionieren. Angst vor Strafe. Das ist das Erbgut, das im deutschen Blut fließt. Und alle sind davon betroffen.

»Hier wird getan, was ich sage!« Parolen von Vätern, die wie Diktatoren Frau und Kinder regieren. Es kann nichts Gutes herauskommen für ein Volk aus gefühlsverkrüppelten Bürgern, da helfen weder demokratische Wahlen noch klug gemeinte Reden noch soziologische Studien. Solange die eigentliche Wurzel des Übels tabuisiert wird, ist jede gesunde Entwicklung blockiert.

Die Familie ist die Keimzelle der Gesellschaft! Hitlers Erfolg ist mir kein Rätsel. Ich singe nicht mit im großen Chor: Wie konnte das nur geschehen? Meine Kindheit gleicht der emotionalen Not in den Lagern, von denen ich erst Jahrzehnte später erfahre. Ich bin eine Überlebende und darf das nicht laut sagen. Keine Institution vertritt mein Leid in der Öffentlichkeit, denn meine Quäler waren Mutter und Vater. Ich bekam genügend zu essen, ein sauberes Bett ohne Wanzen und ein adrett eingerichtetes Kinderzimmer mit Spielzeug – wie gut es uns doch heute geht! Das ständige Bekenntnis erwachsener Lippen soufflierte dem Kind Dankbarkeit und Demut. Indessen die Verwandtschaft der Folter beiwohnte und tapfer schwieg. Damals zutiefst irritiert, weiß ich heute mehr: Jeder war Opfer der schwarzen Pädagogik. Brav stillsein und dulden im Namen der Illusion, dass Mutter und Vater unfehlbar sind, dass Vater Staat schon alles recht machen wird. Es ist doch so sauber und ordentlich unser schönes Land! Bis heute aussichtslos, Aggressionen an die Verursacher zu richten, so harrt die Wut hinter irreführenden Barrikaden gehorsam stumm, bis sich die Ersatzmöglichkeit bietet. Eigene Kinder eignen sich gut, Arme und Schwache und solche, die aus der Reihe tanzen, also nicht im Gleichschritt mit der Masse marschieren. All die Störer der lieben Illusion sind potenzielle Sündenböcke. Im Gleichschritt mit der Masse! Hat es sich je geändert? Heute stolziert das Individuum im Gleichschritt. Wer den Takt angibt? Vorgestern Hitler, gestern die Wirtschaft, heute die Börse. Wer nicht mitmacht, geht unter. Burnout, Hartzvier. Vorgestern Angst, gestern Angst, heute Angst! Unerwünscht ist: Erwachsenwerden, authentisch fühlen, selber den-

ken, Verantwortung tragen. Lauter Gefahren für Unterdrückungssysteme. Der Heiligenschein der Eltern ist unantastbar! Garantiert dem Staatssystem, um jeden Preis bestehen zu bleiben. Die Macht legalisiert von oben die Ziele, wo sich die Unterdrückungsenergien austoben dürfen, wo sich der aufgebürdete Wust aus Hass reinen Gewissens abwerfen lässt. Der Holocaust ist vorbei, Gottseidank! Kollektives Aufatmen. Doch hat der Holocaust Metastasen gebildet. Emigranten, fremde Religionen, Raucher. Kein Ende der Barbarei in Sicht. Millionen Verbrechen verübt an Unschuldigen, damit das eigene Leid niemals zutage tritt. Millionen Verbrechen von Eltern am unmündigen Kind, damit die eigene Hölle niemals erinnert wird. Alle Täter vermeiden das Spüren, folglich ist alles menschenmütwillig verursachte Unheil Ergebnis von Leidvermeidung. Durch die gesamte Menschheitszeit bis in die Gegenwart zieht sich die Glut im Namen von Gottheiten, statt Einsicht nur neue, noch trickreichere Embleme der Tarnung legalisierter Grausamkeit.

Ha, ich bin frei! Hier denke ich, wie ich will. In der namenlosen Zwischenwelt, die Irdische zu benennen unfähig sind, limitiert mich keine Zensur, die dort bei den nummerierten Körpern emsigen Aufwand der Verschleierung betreibt. Man will von Wahrheit nichts wissen und erfindet, was immer sie von einem fern hält. Man beherrscht die Kunst der Rhetorik! Kein primitives Gebrüll wie dazumal Hitler, seinen Vater sowie alle Väter jener altmodischen Zeit imitierend. Heute spricht man bedacht, hat Techniken der Rhetorik studiert, sich in Kunst, Ästhetik, Ethik zu gewandt. Jede Missetat durch Undurchschaubarkeitskonzepte zum Alsob gewandelt, verbergen polierte Oberflächen hygienisch jede fortgesetzte Unmenschlichkeit. Ausländerfreundlich und tolerant sind wir! Nein, wegen Rasse und Religion morden wir nicht mehr, zumindest auf deutschem Boden. Obwohl es vereinzelt vorkommt, Verrückte halt, die sofort in Ketten gelegt, von den Bürgern lauthals verfeimt werden. Man weiß exakt, was gut und böse ist. Unser Land ist konsumentenfreundlich! Die Regierung lobt jeden, der sich krank rackert, um das Wachstum zu fördern. Zur Belohnung eine unzureichende Rente. Dem steigenden Brutalsozialprodukt gilt aller Einsatz. Wem fällt auf, wie schlampig man es ausspricht? Das Gewohnheitsohr versteht noch immer Bruttosozialprodukt. In einem Anflug

von Ehrlichkeit aber rutscht aus dem Mund der Verantwortungslosen schon lange das richtige Wort: Brutalsozialprodukt. Unter dem Mantel gehobener Zivilisiertheit beteiligt sich der Staat an kapitalen Verbrechen, die Scheußlichkeiten klammheimlich ausgelagert, weit weg, damit das eigene Land sauber bleibt. Eskalierende Gewinne und Renditen verstärken den Druck, die Wahrheit unter strengstem Verschluss zu halten. Wir engagieren uns für Menschenrechte! Auch außerhalb der Landesgrenzen. Hungernde Kinder, Hilferufe verzweifelter Mütter aus fernen Wüstenländern mobilisieren Spendenaktionen. Der Erlös fördert in Wirklichkeit die kranken Systeme. Helfen ist kriminell. Was kann man als Einzelner, als Gruppe, als Volk schon wissen! Die Dürre mag die Not verursachen, bestimmt auch korrupte, ferne Herrscher. Bei soviel Hintertriebenheit raffinierter Machtausübung erschließen sich Zusammenhänge nur spärlich. Die Camouflage auf die Spitze treibend, wird Transparenz zum Superstar der Begriffe propagiert. Drohen die Tumore des Raffens zu stagnieren, gilt es, die unwissende Allgemeinheit abzulenken mit Jammern und gefälschten Gefahren. Derweil hinter der Maskerade sabbernd vor Gier, die Schlaunen ihren Vorteil der Bankrotte anderer kalkulieren. Wer kann, schmückt sich weiterhin funkelnd mit Diamanten und Gold als Symbol des Gotteslohns. Wer ko, der ko! lacht der Bayer mit seinem Bierbauch. Diamanten und Gold – was geht es mich an? Weil auch die Kleinen bis hin zu Armen und Ausgebeuteten ebenso wenig bedenken, wie viel Blut an dem bewunderten Geglitzer klebt, und danach lechzen wie von Sinnen.

Wir sind es! Wer sich verführen lässt, unterstützt das Verbrechen und ist Teil des Wahnsinns. Mephisto grinst mich an. Er flüstert in mir, und ich weiß nicht, denke ich, was er will, oder denke ich selbst. Jaja, auch das moderne Volk dient dem Bösen! Abgeklärt hygienisch besessen, treibt es Ignoranz auf eine wankende Spitze. Geschickt von oben gelenkt, fleißig konsumieren, was es soll. Ach, wie gut es uns heute geht! Wer auf den Kern des Übels verweist, das Camouflage zu enthüllen, wird wegen Scheindelikte, wie etwa Vergewaltigung oder Unzucht, kurzum verurteilt, hinter Gitter gebracht oder entmündigt in die Psychiatrie gesperrt oder sonst irgendwie mundtot und unschädlich gemacht. Unzüchtiges Verhalten! Also ob das heute eine Rolle spielte. Und

die sogenannte freie Presse schreibt sich tüchtig am Betrug. Nicht allein der Druck von oben, auch Ehrgeiz, Eigennutz, Angst sind Ansporn.

Hier bin ich frei zu denken, was ich will. Mephisto ist mein Freund. Wenn ich ins Jenseits weiterreise, werde ich es dort allen erzählen: Schaut her, von was für einer Welt ich komme! Ach ja, sie wissen es längst. Mit transparenten Augen und Ohren sind sie überall. Wenn ich überlebe, zurückkehre in das Gefängnis des Körpers, wie kann ich mich verständigen, zurechtfinden nach allem, was ich hier erfahre? Werde ich sagen: »Die Familie ist die kleinste Einheit der Gesellschaft!«, dann höre ich sie alle lachen: »Ja und? Das weiß doch jeder, haha!« Wie erklären, und nicht flink genug. Schon hört keiner zu, ist fortgerannt. Ich weiß, man meint zu wissen, die Familie sei die kleinste Einheit der Gesellschaft. Aber das Wissen ist im Wort stecken geblieben, ohne die Sinne zu erreichen und jede Faser mit Bewusstsein zu speisen: Die Familie ist der Anfang für alles Große! Wäre das verinnerlicht, dann nämlich auch präsent in jeder Alltagssekunde: Hier bei mir selbst fängt es an. Ich weiß, wie unattraktiv das klingt. Ganz klein bei sich selbst anfangen, mühsam seine Teile suchen und einsammeln, mit der eigenen Geschichte ringen. Man ist allein. Wie schnell sie auch da gerannt sind: Diagnose Krebs. Und husch waren sie weg. Ein eiliger Anruf, ein kurzes Email, Funkstille. Du Arme, wie schrecklich! Es wird bestimmt alles wieder gut werden! Du schaffst das! Wenn ich etwas für dich tun kann ... oh shit, ich muss los! Ich habe sie gesehen, die Angst, die sie packt. Wohl umso mehr, weil ich so entschlossen war, der Krankheit auf den Grund zu gehen – und wenn ich dabei sterbe ...

Nein, nicht wie Kafka im Prozess. Ich werde leben! Werde mich den akuten und all den anderen Konflikten stellen, die meinen Körper vergiften. Trostlos das Bild der Mutter, wenn sie nicht mehr ist, meine Mutter, die nie ihre Tränen befragte. Zorn vom Vater, wenn er nicht mehr ist, mein Vater, der nie seinen Hass erforschte. Enttäuschung, wenn nicht gar Hoffnungslosigkeit, bleibt mir von beiden, wenn sie nicht mehr sind. Was hat der Weltzustand mit meinen Eltern zu tun? Weil sie nie anfangen zu fühlen, ihre Taten zu durchschauen, sich zu erinnern, mit welchen Methoden sie von ihren Eltern und deren Zeitgeist geblendet, grausam gemacht wurden. Utopisch, sie hätten

meine Vision erahnt, das Geschehene dennoch zum guten Ende zu bringen. Alles hätte ich ihnen verziehen, wenn nur Versöhnung stattgefunden hätte. Endlich: Frieden für uns alle ...

Das Schicksal setzt mir Grenzen. Der lebensbedrohende Knoten in der Brust stellt mich vor die größte Entscheidung meines Lebens. Willst du leben oder für die Eltern sterben? Leben will ich! Keine Frage. Das Opfer, das ich bringen muss, ist unaufschiebbar. Nicht mich, sondern die Eltern muss ich opfern. Und mit ihnen die Hoffnung, eines Tages würden sie anfangen zu lieben. Fast keine Tage mehr sind übrig. Jetzt geht es um mein Leben! Dreh dich um und geh fort ohne zurückzublicken! Wem verzeihen, wenn keiner darum bittet? Ein scharfer Schnitt und mich selbst retten. Was hält mich noch auf dem katholischen Opfertisch, wo sich die Finger wund kratzen nach der Liebe von Mutter und Vater. Das Lieben wurde ihnen so früh ausgetrieben, dass sie kein Leiden identifizieren. Von ihrer Liebe überzeugt, ist in Wirklichkeit was fühlt, dem Gehorsam geopfert. Sie spielen Liebende, so gehorsam, dass sie ihr Kind bestrafen, beginnt es sich zu regen, und zu Tode schrecken, fängt es an zu sprechen. Um dann unbescholten zu begründen, es sei einzig zum Wohle für das unartige Kind. Ihr Gehorsam nimmt sich Abraham zum Beispiel, der dem Sohn die Augen verband, damit dieser nicht sah, wie der Vater ihn für den lieben Gott schlachten will! Freilich, das Schlimme der Tat ist ersichtlich, doch viel schlimmer wäre, sich Gottes Willen zu widersetzen. Es fröstelt mich. Das Opfern müssen umschlingt mir Hals und Stirn mit dunkler Kälte. Wird mir das Elternopfer Freiheit oder Strafe bescheren?

Ich gleite durch die Bilder. Weder Zeit noch Grenzen schneiden wach und träumend auseinander. Da ist meine Verzweiflung im Esszimmer, wo Vater mich wie ein Mann begehrte. Vater, Mutter, die zwei Schwestern stehen da. Ich weine, bettle, schreie, damit sie fühlen und wir uns endlich nahe sind. Doch sie gucken verwundert mit tatenlosen Armen, wie angeklebt an ihrem Körper. In ihren Mundwinkeln zuckt der Spott. Ich drohe, aus dem Fenster zu springen, wenn sie nicht anfangen zu fühlen. Sie aber glotzen ungerührt. Meine Not weckt sie nicht, allenfalls Bedauern wegen meiner geistigen Verfassung. Ich nehme Anlauf und springe. Gerade noch sehe ich, wie sie teil-

nahmslos zuschauen, wie es sie gar nicht kümmert, was sich vor ihren Augen abspielt, wie es ihnen keine Tat wert ist, mich zu retten – uns zu retten!

Solche Bilder werfen mich durch die Nächte. Mich zu erschüttern, deshalb rufen die Träume nach mir. Unermüdlich meine Schritte zu bestärken: Schau hin! Ich schaue hin. Wie mein Hirn mir ständig vorgaukelt, es läge in meinen Händen. In Wahrheit bin ich machtlos, das Fühlen der anderen zu wecken, da mag ich noch so innig wollen. Bis ich am Ende dabei umkomme. Schau hin! Nachtgesichter erforschen, wissen, wie wahr sie sprechen. Deshalb nehme ich sie ernst. Horchen, was empfindet abseits der Dressur, hinter dem Verstand, der mich nur narrt. Es geht langsam voran. Ich muss mich selbst erst wieder finden, alle Teile, die der Schock abgespaltet hat von meiner Ganzheit, seitdem identitätslos im Niemandland versprengt. Ich muss sie zusammenklauben wie einst Isis den von Seth zerstückelten Körper ihres Geliebten Osiris. Dreizehn Teile findet sie, die sie dann zusammensetzt. Das Vierzehnte hat die Nilkrabbe verschluckt, das Glied des Osiris. Doch Isis formt es neu aus Lehm und empfängt den Sohn Horus, das Kind ...

Wie viele werde ich von mir finden, und wie das zerstückelte Kind wieder zusammensetzen, was wird unauffindbar bleiben, weil es die Krabbe der Finsternis verschluckt hat, und wie forme ich dieses Stück neu, um mein Kind zu empfangen? Horus, das Kind. Bevor die Alten Griechen und Römer eintrafen, hieß es Hor. Horizont. Das Gesicht am Horizont. Hor ist das Kind von Himmel und Erde. Ein neuer Morgen ist ein neugeborenes Kind. Wenn ich morgens den Schlaf verlasse, werde ich neugeboren. Das Zimmer wie gestern, auch draußen der Autolärm, das Vogelzwitschern, der seifenschaumproduzierende Moderator im Radio, der Baum vor dem Fenster, aber ich bin neu und jung, als hätte ein Magier an mir gezaubert. Etwas Wunderhaftes ist geschehen zwischen Abend und Morgen, ich nachts fortgeflogen in zeitlose Sphären, fort aus dem Quadrat, in dem ich wohne. Und fern des Planeten Wesen begegnen, die fremdartig sprechen und mich kennen. Ich sehe Dinge, die sich dem Licht verbergen, obwohl sie am Tag geschehen, sehe Menschen aus Glas, in Mimik und Gesten ihren Hunger nach außen gekehrt, ohne dass diese es selbst bemerkten.

Erfahrungen wachsen an den Erlebnissen, die ich sammle. Traumdeutungsbücher sind überflüssig, die Seele spricht ihre eigene Sprache. Der Träumende hat die Anstrengung aufzubringen, sie verstehen zu lernen. Oder eben nicht bei sich anzufangen. Alles ist da, das Gute, das Schlechte, das Sichtbare, das Unsichtbare, das Gewollte, das Ungewollte. Auf der Bühne der Einheit inszeniert sich der Traum als Sprachrohr seelischen Verlangens, ist Audienz bei allen Kosmen, inneren und äußeren. Fantasieren, was ich liebe, denke, fühle. In der Zwischenwelt verwischen die Grenzen, die den Verstand limitieren. Erlebtes dampft nebelartig daraus hervor, durchwabert das Übrige von mir. Riesenhaft bin ich, endlos ausgedehnt ohne den Körper.

Der ist abgeschaltet – wie lange noch? Mein schlagendes Herz, einziges Organ, das eigenständig lebt. Ein schwarzes Tuch senkt sich über mich, wie um einen verschwiegenen Raum zu schaffen. Aus dem Dunkel Gesichter, helle Linien flüchtig skizziert, die in einem fort aus der schwarzen Materie herausfließen, Augen, die auf mich zielen, näher pulsieren, in mich hinein sinken, mit mir verschmelzen. Ohne Töne. Meine Ahnen! weiß ich sofort. Sie zeigen sich mir. Ein Schwarzweißtraum vor zwei Jahrzehnten. Damals noch fest im Griff von Wut und Rache. Die Ahnen sickern eindrücklich in meine Sinne, verblassen, abgelöst von schattenhaften Farben. Ich stehe im Korridor meiner Wohnung, neben mir Mutter und die kleine Babsi. Der Farbtraum bezeugt die Realität. Ein tödlicher Geruch hängt in der Luft. »Gas!« ächze ich und sinke zeitlupenhaft zu Boden. Die Entschleunigung von Ohnmächtigwerden und Zubodensinken soll mir jedes Detail einprägen. Mutters Blick aus schierer Panik, als sie reflexartig Babsi ergreift, hastig über mich steigt, zur Wohnungstür hinaus eilt. Weg ist sie, ohne sich nach mir umzublicken. Sie ergreift die Flucht, und ich bewusstlos am Boden liegend, sterbe. Ich erinnere den Schock, als mich die Bilder roh aus dem Schlaf stießen. Die Botschaft traf mich völlig unvorbereitet. Ich sterbe, weil mich Mutter nicht rettet! Sie hätte mich an den Armen durch die Wohnungstür hinaus ins Treppenhaus schleifen können. Dass sie es nicht einmal versuchte? Meine Mutter.

Den Traum vergesse ich nie. Die Erschütterung, die Todesangst, der mich Mutter schutzlos überließ, um sich selbst in Sicherheit zu bringen. Die Todes-

angst steht als neue Erfahrung vor mir. Ich kannte Fakten der Kindheitsdramen, ahnte aber nichts von der Todesangst des Kindes. Ich trennte Tod und Angst, wollte nur weg aus Deutschland. Ohne Sicherheitsgurt heldenhaft um die Welt reisen, auf schmalen Vulkankratern balancieren, Wüsten, Regenwälder, Krisengebiete durchqueren. Ich grollte dem Vater wegen der Gewalt, später auch ein wenig der Mutter wegen ihrer Schweigsamkeit. Doch das Kind betreffend, lag es mir fern, Todesangst als einst real erfahren zu erinnern. Diese Empfindung war tot, ich nicht drin in dem Kind, das ich einmal war. Es steht mir noch bevor, die Todesangst mit dem Kind zu teilen.

Millimeterweise die Strecke abstecken, wie die vermissten Emotionen die Mutter fanden. Merkwürdig neutral, dass mich Sprachlosigkeit befiel, sobald das Thema auf die Mutter kam. »Ich weiß nicht,« und schon Stottern, »sie ist mir wie ein großes Nichts.« Meine Freunde verständnislos gaffend, denn jede und jeder hat ein Gefühl von der Mutter und kann davon erzählen. Ich nicht. Meine Konzentration auf Mutter erblickte ein Vakuum. Mutter erzeugte keine Emotion. »Du hast ein Problem mit deiner Weiblichkeit!« Analysen derer, die es zu wissen glaubten. Artig reagierte ich schuldig. Der kaschierte Vorwurf gepaart mit dem Bedauern wegen des Mangels, hielt mich zuverlässig kleinlaut. Ich sei nicht richtig, sei unfraulich, die Beziehungsarmut mit Mutter mein Problem, mein Fehler, von mir verursacht, nicht von der Mutter. Unfähig, etwas Mutterhaftes zu greifen, fehlten mir Argumente. Das Thema schenkte mir keine Bilder. Stundenlang in diesen leeren Raum blicken, die Mutter zu imaginieren. Was war dieser armen Frau vorzuwerfen? Sie trug das unschuldige Gewand der aufopfernden Mutter und Ehefrau, ohne Widerrede dem Manne untertan. Sie gehörte einer mir fremden Spezies an. Schwach und hilflos ohne einen Funken gesunden Drangs, ohne eigene Meinung. Ihre Eigenschaften schienen der höchsten Tugend anzugehören: Selbstlosigkeit! Dagegen bei Vater reflexhaft Turbulenzen, war er doch zweifelsfrei der böse Täter. Dass Mutter mich nicht beschützte, entschuldete ihre Hilflosigkeit. Ihr Flehen »Bring sie nicht um!« veranschaulichte mir ihre enorme mütterliche Sorge.

Verzweiflung wird den Irrtum vom Thron stürzen. Die Notwendigkeit ist der Stachel eines längst überfälligen Schrittes. Das Auffinden meiner Mutter-

emotionen macht es notwendig, mein leibliches Kind zu verlieren. Unser Wunschkind in meinem Bauch opfert sich für mein Mutterdefizit! Vom Tag seiner Entstehung ist es bei uns wie das Symbol vollkommenen Glücks. Drei Monate später der freie Fall in die Hölle: In der Nacht von Heiligabend geht es von uns wie die Umkehr vom Jesuskind. Angenadelt am Tropf, liege ich allein im Krankenzimmer in weiblicher Form von Prometheus am Felsen. Ein Adler unsichtbar an der Decke kreisend, wartet darauf, mir das Kind herauszupicken. Diese qualvollste Nacht aller Vorstellungen währt ewig. Mein Kind behalten wollen und gleichzeitig die Mutter morden! Taifunartig überkommt mich solche Mordwut, dass ich wieder und wieder über Mutter hinweg rasend, sie zerfleische, tausendmal tötend, weil sie mir mein Kind nimmt, das Liebste stiehlt, mächtigstes Fühlen, das mich je erfüllte, weil sie tötet, was ich liebe! Ich flehe zum Himmel: »Lass mir mein Kind!« und hacke mit scharfen Säbelmessern auf Mutter ein. Wie viel Hass möglich ist, erschreckt mich. Doch weiß ich mich im Recht und flehe zum Himmel: »Lass mir mein Kind!« Und reiße Mutter in Stücke. »Nimm es mir nicht!« schreie ich sie an, »Hilf mir wenigstens jetzt und lass mir mein Kind!« Ich tobe mit überirdischen Kräften. Zeus, Seth, Shiva, Kali – Gottheiten der Zerstörung feuern mich an. Uralte Emotionen sprengen den Kerker. Viele kenne ich nicht. Die eigenen vermengt mit Ahnenerbe, zu gewaltig potenziert, als dass sie allein von mir stammen könnten. Mit dieser Kraft wachsen Shivas und Kalis Arme aus meinen Lungen, damit ich das unschuldige Gewand der Mutter zerfetze, die Lügen entkleide, damit endlich die Wahrheit lebe. So tobe ich, bis nur noch Blut von Mutter übrig ist. Es hat ihre Stimme und tönt mir aus alter Zeit ein fernes Echo zu, das ich nun nackt und neu höre: »Bring sie um! ... Bring sie um ...«

Der Knall bebt bis heute nach. Ich kenne die Regel, affirmative Wunschsätze ohne Verneinung zu bilden, da sich sonst die Suggestion ins Gegenteil kehrt. Mutters Flehen hielt mich blind. Bring sie *nicht* um! Nie hat dieser Satz irgendeine Einsicht bei Vater bewirkt. Er schlug bis zur Erschöpfung und hörte bestimmt kein einziges Mal auf, weil seine Frau ihn beschwor, das Kind *nicht* umzubringen. Der Satz saß allen Beteiligten derart in Fleisch und Blut, dass niemand ins Stutzen kam. In jener heiligen Nacht aber, als das Ungebo-

rene von mir ging und ich meine Mutter schlachtete, stand die Wahrheit abartig vor mir: »Bring sie um!«

Eiskalte Nacht. Todesangst. Wie überlebt ein Kind, was es umbringt? Die Eltern quälen, indem sie mit dem Tod drohen. Nicht fühlen, nicht sehen, was wahr ist und wehtut, sonst stirbt es. Verdrängen und glauben, es irre. Die Illusion Elternliebe ist seine Rettung. Bring sie um! rief Mutter hinter dem Schein. Das Wissen besitzt solches Erschütterungspotenzial, dass es einen nachträglich noch umbringt. Kein noch so hohes Alter mildert den Kollaps, wenn Todesangst zurückkehrt. Schockgefroren, egal wie lang. Kein Gramm Verlust beim Auftauen. Luftleere Finsternis auf ewige Verbannung. Ich ersticke! Ich will leben! Bring sie um! Aushalten ist meine Stärke. Jetzt ist der Zeitpunkt, diese Stärke unter Beweis zu stellen: Alle Kindergräuel aus den Verstecken befreien! Um dann wissend auszuhalten. Selbstschutz mit seinem betäubenden Betrug hat das Merken Jahrzehnte geknebelt. Wäre Mutters Flehen ein echtes Anliegen gewesen, hätte sie gerufen: Hör auf, das Kind zu schlagen!

»Ohne Not verändert sich nichts, am wenigsten die menschliche Persönlichkeit,« sagt C. G. Jung, »nur schärfste Not vermag sie aufzujagen. So gehorcht auch die Entwicklung der Persönlichkeit keinem Wunsch, keinem Befehl und keiner Einsicht, sondern nur der Not; sie bedarf des motivierenden Zwanges innerer oder äußerer Schicksale. 'Viele sind berufen und wenige sind auserwählt' gilt hier wie nirgends; denn die Entwicklung der Persönlichkeit aus ihren Keimanlagen zur völligen Bewusstheit ist ein Charisma und zugleich ein Fluch ... und ein solches Glück, dass man sie nur teuer bezahlen kann! Wer am meisten von der Entfaltung der Persönlichkeit spricht, denkt am wenigsten an die Folgen, die an sich schon schwächere Geister aufs gründlichste abschrecken ...« Den Fluch habe ich kennengelernt, auch teuer bezahlt, nur das Glück muss ich noch finden. In jeder Zeile erkenne ich meine Krise, schwingende Resonanz, weil alles in mir ist. »Die Entwicklung der Persönlichkeit aber heißt noch mehr als bloße Befürchtung abnormer Ausgeburten oder Vereinsamung, sie heißt auch: Treue zum eigenen Gesetz!« Ich nicke in einem fort. »Die Persönlichkeit nämlich kann sich niemals entfalten, ohne dass man den eigenen Weg wählt ...« Ich nicke und nicke, die Worte

wie Kostbarkeiten einverleibend. Ich fühle den Schub: In mir ist alles gewusst! Es muss nur aufgeweckt werden. Jede Neuerweckung bedeutet einen Schritt näher. Wie das Näher denken, näher zu mir, tiefer in mich hinein, wo die Seele mit den anderen im großen Kreis der Unendlichkeiten schwingt ...

Schwärme von Bällen fliegen mir zu, prall gefüllt mit Augen. In der knappen Zeit zwischen Krebsdiagnose und OP Bücher und Internet durchforstend, stoße ich auf Publikationen und Autoren, die ich aufgrund meiner Not entdecke. Psychologie des Heilens! Mit Walter Böckmann lerne ich verstehen, wie er anhand seiner eigenen und der Erkenntnisse großer Medizin-Denker aller Zeiten eine Psycho-Logik des Heilens entfaltet, des Heil-Seins, des Heil-Werdens. Von Hippokrates über Aristoteles und Thomas von Aquin bis in die Gegenwart, Erwin Liek, Viktor Frankl, Bloch, Franconi, vom antiken Heilschlaf bei den Asklepios-Priestern bis hin zu soziologischen und logotherapeutischen Einsichten der Moderne spannt sich der rote Faden des Sinns. Der Sinn ist Orientierung, dorthin kann ich meine Fragen richten: Wozu? Wie werde ich heil? An das Leben klammere ich mich. Ich bin zu jung zum Sterben, meine Zellen schreien es. Erschütterung sei notwendig für den Anstoß! Bin ich nicht genug erschüttert? So erschüttert, dass das Krankenhauspersonal mich für hysterisch hält. Heil-Sein bedeute das im Werden Befindliche, sich somit auch im Werden Verändernde. Wie ich stagnierte, wie ich nach Bewegung lechzte, festgepflockt und dennoch ohne Grund. Die Fähigkeit des ständigen Werdens sei Charakteristikum des Lebendigen, Kranksein oft ein Sinn-Problem! Der eine leide an einem ihm Nächsten, der andere an Fernstem. Wie ich leide an meinen Nächsten, wie ich leide am Erbe von Schicksalen fernster Vorfahren, wie ich leide wegen des fehlenden Sinns.

Etymologisch erklärt sich Sinn als 'Reise, Weg, Erfahrung'. Nicht beliebiger Weg, vielmehr der Weg zu neuen Erkenntnissen: Hinter etwas kommen wollen! Wie ich mich quäle auf jedem Meter. Wahrnehmen wäre nicht hinnehmen, sondern nehmen und bewerten! Wie viel ich nahm, wie mühselig nun Auswerten und Strukturieren. Der Glaube kann Berge versetzen, aber auch töten! Wird meine Geschichte mich töten? Und wieder die Erschütterung, von deren Heftigkeit der eigentliche Heileffekt abhängig sei, von der

Gewalt des inneren Anstoßes. Wie sehr ich erschüttert bin. Hat es mich schon angestoßen? Ich schmecke die Zeilen, rieche mich hinein. Heilen ein Wieder-in-Bewegung-Bringen, Gesundheit ein geordnetes Fließen! Eine Störung, eine Stockung durch Erschütterung! Ich höre die Antwort des I-Ging: »Die Stockung dauert nicht ewig. Allerdings hört sie nicht von selber auf, sondern es bedarf des rechten Mannes, um ihr ein Ende zu bereiten ... bedarf der Anstrengung ... um beseitigt zu werden.« Rechter Mann und Anstrengung, Erschütterung und Anstoß! Jede Zeit hat ihre Wörter, den Sinn des Erlebten zu befragen. Wie beharrlich die Stagnation jeden Antrieb erstickte, zwar erkannt und erlitten, doch erst der Krebs hat mich bewegt.

Verzweiflung erzeugt Bewegung. Die Psyche des zu Heilenden irgendwie zu erregen, die Tiefenschichten zu sensibilisieren für Befehle, die über das Großhirn an sie gelangen! So komme es, dass selbst Leute, die dem Heilungsprozess oder der Person des Heilers oder sich selbst skeptisch bis ablehnend gegenüberstehen, dann geheilt würden, wenn sie seelisch aus dem Gleichgewicht gebracht werden! Meine Chance, da ich zweifle und ganz aus dem Gleichgewicht bin. Wird es genügen zum erforderlichen Anstoß? Ich horche, lese, denke, schreibe, ohne die Unermesslichkeit der Prozesse abseits meiner Willenskraft. Heilung ist Einbeziehung, Erfassung, Verständnis weitester Komplexität! In uferlosen Denkstudien suche ich mein Un-Heil zu erfassen: Der Verlust des Kindes, der Stress der Erblast, der Verbiegung, das Nichtvergessen, der Hormoncocktail Kuhmilch ... Eben nicht bloß Pech gehabt! Und da sagt es schon jemand, dass der Arzt als Mittler zwischen Patient und Umwelt den Lebenskonflikt zu lösen helfe, den jede Krankheit darstellt, aber nicht unbedingt zur Ursache hat, dass Anhören des Patienten wichtiger sei als Reden des Arztes, dass nicht nur geteiltes, sondern auch mitgeteiltes Leid, halbes Leid sei. Zugehört haben nur die Homöopathin und die zwei Heiler. Die Wirkung kam unvermittelt. Von der Anteilnahme berührt, begann ich zu erweichen. Heilen ist Heiliges! Wichtig sei, dass der Patient an sich selbst und an seine physische wie psychische Gesundheit glaubt! Aber ich zweifle doch. Halt, in einem Punkt nicht: Dass ich leben will. Der moderne Arzt laufe Gefahr, die magische Seite seiner Tätigkeit angesichts des gewal-

tigen Fortschritts der somatischen Medizin zu vernachlässigen! Mit Ungeduld haben sie mich angehört, der Arzt und das Krankenhauspersonal, meinen Aufruhr betulich beschwichtigend, als sei das alles nicht tragisch. Was kränkt, mache krank! Genau. Ich lese und brenne, die Texte entzünden mich.

Es verändert sich bei Ärger und Angst allerhand. Adrenalin als Flucht-hormon, bei Angst 'auf und davon!'. Noradrenalin als Angriffshormon, bei Ärger 'auf ihn!'. Ich sehe die Angst bei Mutter und den Ärger bei Vater. Dass Ärger als körperliche Affektion gravierender ist als Angst, sofern letztere nicht zur Panik ausufert, sehe ich bis zu mir hin bestätigt. Heilung heißt in jedem Fall Selbst-Heilung! Das beträfe vor allem den vielfach auslösenden Konflikt, der neben der Bekämpfung seiner physischen Begleiterscheinungen immer auch als Konflikt gelöst werden müsse, und das habe der Betroffene selbst zu leisten. Ganz selten der Arzt! Ja, die Ärzte können mir nur den Knoten heraus-schneiden, alles weitere liegt bei mir. Nur der gelöste Konflikt bedeutet Heilung, Wiederherstellung der Ganzheit der bis dahin unheilen Situation! Die Heilung auf dem Nebenkriegsschauplatz Organismus sei nichts anderes als eine flankierende Maßnahme. Ich wusste im ersten Augenblick: Was an meinem Körper sichtbar wurde, ist meine materialisierte Not. Bloße Scheinlösung wäre es, wenn auf einen Konflikt hin nur ein Kranksein einträte, wenn in dessen Verlauf überhaupt nichts von den dahinterstehenden Problemen angesprochen würde ... Wohin ich blicke, reden die Experten der Seele von der Dringlichkeit, Konflikte ernst zu nehmen und an der Wurzel zu lösen, statt mit positivem Denken zu verschmähen. »Ein guter Gedanke besiegt noch keine Krankheiten. Das sieht man bei Krebserkrankungen deutlich!« behauptet A. H. Gaischin, ein Wiener Psychologe und Humanbiologe. Auch seine Erkenntnisse sauge ich ein wie ein wiederbelebendes Elixier. Welche Neurotransmitter freigesetzt werden, hänge stark von psychosozialen Einflüssen ab. Stress erhöhe die Gefahr, dass sich jene Überträgerstoffe durchsetzen, welche die Metastasenbildung fördern. »... das heißt, dass eine erfolgreiche psychoonkologische Intervention zwar die seelische Befindlichkeit der Erkrankten deutlich verbessert, aber unter Umständen die Wahrscheinlichkeit für das beschleunigte Auftreten von weiteren Metastasen beziehungsweise Sekundär-

rezidiven erhöht und wäre deshalb aus kurativer Sicht kontraindiziert.«

Es geht nicht sanft, das ist schon lange mein Verdacht. Sanfte Stimmen beunruhigen mich. Sofort ist mein Misstrauen geweckt. Was durch hochdramatische Erlebnisse ausgelöst wird, kann nicht sanft weggestreichelt werden. Zuerst geht es ins Zentrum des Übels, danach mag das Streicheln gut tun. Vage erahnt, was ich bei Forschern lese, deren Namen ich erstmals höre. Dr. Ryke Geerd Hamer! Er sieht die Krebserkrankung als archaische, biologische Anpassung nach einem hochdramatischen Schockerlebnis. Alle nichtgelösten, aktiven Konflikte führen seiner Ansicht nach trotz Chemotherapie und Bestrahlung zum Tode des Individuums. Denn nicht Viren, Bakterien, Pilze lösen ursächlich eine Krebserkrankung aus, sondern treten erst in einem geschädigten Milieu auf und werden wirksam. »Neunzig Prozent der Brustkrebserkrankungen bei Frauen gehen vom Plattenepithel der Milchdrüsengänge aus. Letzteres gehört wieder zum äußeren Keimblatt und bildet während eines aktiven Konflikts eine geschwürige Vergrößerung der Milchdrüsenausführungsgänge und während der Heilungsphase nach Konfliktlösung eine Zellneubildung zur Reparatur der Ulcera (letzteres heißt wissenschaftlich Brustkrebs). Biologisch entsteht bei der rechtshändigen Frau ein so genannter Tumor in der rechten Brust bei einem schockartig und unerwartet erlebten Partner-Trennungskonflikt, in der linken Brust bei einem Trennungskonflikt vom Kind ...« Ich halte die Luft an, Zufall, Zufälle, am Zufälligsten! »In unserer heutigen Gesellschaft haben Mutter-Kind-Konflikte oft eine viel längere Dauer und sind von größerer Bedeutung. Deshalb haben chronisch aktive Mutter-Kind-Konflikte an Häufigkeit zugenommen. In Folge dessen können sich nach einem akuten Mutter-Kind-Trauma durchaus Tumore bilden ...«

Ich fange an zu fließen. Jede dieser Aussagen ist ein Anstoß, mich zu bewegen. Mephisto springt durchs Bild, grinst so schön böse in meine Richtung, dass ich es genieße. »Ich bin ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft!« Schon hat er mich in meine späten Teenagerjahre gebannt. Dort hat es mir Goethes Mephisto angetan. Schauspielerin will ich werden, und den Kopf voller Träume, vieles mehr. Für die Aufnahmeprüfung an einer renommierten Schauspielschule wähle ich seine Rolle. »Ich

bin ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft!« Nach dem Vorsprechen tiefes Schweigen. Dem Lehrerkollegium aus einem Dutzend kluger Köpfe hatte es die Sprache verschlagen. Geblendet im grellen Bühnenlicht, wartete ich, ein wenig verunsichert wegen der vielen Augenpaare, die mich anstarren. Was wusste ich? Meine erste Aufnahmeprüfung an einer Schauspielschule. Wohl ist es üblich, zuerst einmal nachdenklich zu verstummen. Diesem Habitus war durchaus eine gewisse Distinguiertheit abzugewinnen. Immerhin machten sich hier wichtige Persönlichkeiten Gedanken. Denn: Hier handelte es sich um nichts Geringeres als die Auswahl geeigneter Kandidaten für die Erhaltung der nationalen Kulturlandschaft. Schließlich fand eine elegante, alte Dame in der ersten Reihe ihre Sprache wieder: »Wirklich sehr eindrucksvoll Ihre Darbietung. Aber sagen Sie, wie kommen Sie auf die Idee, als Frau den Mephisto zu spielen?« Ich war baff. Darüber hatte ich nie einen Gedanken verschwendet. »Warum nicht?« antwortete ich irritiert. Dann sprudelte es geradeso heraus, die Quelle direkt hinter meinem Bauchnabel: »Mephisto ist weder Mann noch Frau, Mephisto ist eine Energie!« Darauf wusste keiner der gescheiterten Leute etwas zu sagen.

Jetzt denken, wie viel man weiß, ohne es zu wissen. Alles ist da von Anfang an im eigenen Kern. Es bloß entdecken. Weil er so unverblümt böse ist, faszinierte mich dieser Mephisto. Ohne dass ich die Herkunft realisiere, inspiriert er mich zur Teufelin während meiner Denkstudien über Stagnation in der zähen Stockungsphase: »Die Teufelin ist vonnöten, wenn es um Befreiung geht!« Ich sage »Teufelin«, auch »Kali«, C. G. Jung nennt sie »Not«, Goethe spricht durch seinen Mephisto: »Ich bin ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.« Ich frage: »Wer ist ein Teil von jener Kraft, die stets das Gute will und stets das Böse schafft?« Mephisto blinzelt mich an, meine Gedanken galoppieren. »Wir meinen es nur gut mit dir!« brüllt der fromme Vater und schlägt sein Kind. »Wir wollen doch nur dein Bestes!« winselt die gute Mutter und duldet die Grausamkeit. »Wir bringen den armen Heiden das Heil und bekehren sie zum einzigen Glauben!« predigen die Kirchendiener und metzeln komplette Völker nieder. »Wir werden das Böse bekämpfen!« verkündet manch ein Präsident und wirft Bomben in fremde Län-

der. Sie alle, diese legitimierten, von Gott berufenen Guten, sind Teil jener Kraft, die stets das Gute will und stets das Böse schafft. Kein Preis ist zu hoch für das Gute. Gewalt ohne Grenzen im Namen vom lieben Gott! Nur zum Besten, zum Beispiel für ein entrechtetes Volk oder für ein entwürdigtes Kind. Aus reiner Erziehungsmaßnahme dem Guten selbstlos dienend, sei man daher ohne eigene Triebe. Warum aber Schaumpartikel in den Mundwinkeln, in den Augen irres Geblick, die Stimme entgleisend? Das Gutmeinen hat die gesamte Menschheit um den Verstand gebracht. Gutsein dreht mit Einzelnen durch, steckt dann die anderen an, bis keiner mehr sieht, was vor sich geht. Schreit jemand Halt? Der Aufschrei der Minderheit ein Flüstern.

Reißender Schmerz in meiner Mitte. Selbst hier im Nirgendwo Signale des Körpers, wenn das Drama in seiner ganzen Größe ins Bewusstsein tritt. Phantomschmerz! Ich bin abgeschaltet, mein Körper Fiktion, Objekt betriebbarer Chirurgenhände mit Messern und Schläuchen. Die Sinne wundersam wach und rege, vermitteln mir plastisch, wie sich individuelle Kindheitstragödien unheilstiftend über die gesamte Welt multipliziert, wie gewaltige Wellen globalen Ausmaßes ganze Nationen verschlingen. Und wieder ein Volk am Boden liegt unter Bergen von Leichen, nichtwissend, wie das hatte passieren können. Dann den Horror fliehend, die erste Tat beschließt: Vorwärtsschauen und nie mehr zurück! Die Erinnerungsvermeidung glückt, verhindert aber die Chance, aus vergangenen Taten Besseres für die Zukunft zu entwerfen. Die Nachhaltigkeit frühkindlicher Verstümmelung sichert dem Irrsinn überall Rezeptoren. Das Nicht-mehr-fühlen-sollen führt zu Nicht-mehr-fühlen-können, somit zu Projektionen auf Sündenböcke, um in ahnungsloser Eintracht für die Schuld einen Ort zu haben. Und sich schuldfrei zum Schlafen bettet. Das Gutmeinen ist ein teuflisches Ideal, Unendlichkeitspotenzial des Bösen. Fatal die Folgen der Tücken, verleugnen und manipulieren, dort im Makrokosmos, hier im Mikrokosmos. Draußen Kriege, Betrug, Ausbeutung, Grausamkeit. In mir der unsichtbare Krieg, sichtbar nur für die Doktoren, wuchernde Zellen, die mein System zu zerstören drohen. Sollten sie siegen, sterben sie mit mir. Ihr Sieg ist unser Tod. Ihre destruktive Existenz braucht einen Körper. Das ist meine Genugtuung in solch jämmerlicher Angelegenheit. Etwas ist schief ge-

laufen, mein System derart zu stören. Das Wachstum von Zellen ist außer Kontrolle geraten, Zellen, die eigentlich Leben schaffen, verschlingen es jetzt. Was hungert dermaßen nach Größe und Unsterblichkeit, dass es sich zugrunde richtet? Lediglich zwei Zellen, die sich endlos teilen ohne zu altern, hat die geriatrische Forschung entdeckt: Die Keimzelle und der Krebs.

Da ist die Einsiedlerin, die zur Einsicht gelangt, dass es die Spannung ist, die es zwischen Gut und Böse zu halten gilt, zwischen Himmel und Erde. Kein Zuviel des einen und Umkippen in ein Extrem. Da ist die Tänzerin, die es vorführt: »Kontinuierlich in Bewegung die Mitte umkreisen!« Da ist die Anstrengung, die hinter mir liegt, und die Herausforderung, die noch hürdenhaft vor mir steht. Ich sehe meine Kraft versiegen, meinen Willen schwinden. Wie sich richtig entscheiden? Die gut gemeinte Erziehung hat mich kaputt gemacht, die Rebellion ausgelaugt, das Mühlrad aus Leidenmüssen und Vergessenwollen mich stetig Richtung Krankheit gerollt. Die Balance zwischen gut und böse geriet ins Ungleichgewicht. Das Merken kam spärlich. Wenn ich überleben will, muss ich auch böse sein.

»Notzeiten sind das Gegenteil von Erfolg. Aber sie können zum Erfolg führen, wenn sie den rechten Menschen treffen.« Ich höre den Stimmen des Orakels zu, das ich wiederholt befrage, wenn ich vergeblich um Mutter und Vater ringe, vergeblich zu vergessen übe, vergeblich nach Frieden greife. »Wenn ein starker Mensch in Not kommt, so bleibt er trotz aller Gefahr heiter, und diese Heiterkeit ist die Grundlage späterer Erfolge. Sie ist die Beständigkeit, die stärker ist als das Schicksal. Wer sich durch Erschöpfung innerlich brechen lässt, der hat freilich keinen Erfolg. Aber wen die Not nur beugt, in dem erzeugt sie eine Kraft der Gegenwirkung, die sicher mit der Zeit ans Licht kommt. Doch dazu ist kein Gemeiner fähig. Nur der große Mann wirkt Heil und bleibt ohne Makel. Freilich nach außen hin ist ihm zunächst der Einfluss versagt, da seine Worte keine Wirkung haben. Darum gilt es in Zeiten der Not innerlich stark zu sein und wenig Worte zu machen.«

Heiterkeit bewahren? Das I-Ging hält mich beschäftigt. Die Botschaft entschlüsseln, mich nicht vergeuden in endlosen Spiralen. Ein einzelner Satz stößt Türen auf, und ich durch den Spalt lugend, entdecke Neues, oft ein

Wort, das mich fremdartig antaumelt. Ahnenerfahrung in alten Sprachen, die in weisen Zirkeln jener Epochen geläufig waren. Einige schelten das I-Ging patriarchalisch. Ich lese das Gedankengut als Metapher, lese Mutter und Vater, Frau und Mann als weibliche und männliche Kräfte. Licht und Dunkel. Dazwischen die Spannung als Instanz der Balance, die durch Bewegung zustande kommt. Ordnung ist die Energie, die aus Richtigkeit resultiert. Orientierung. Zielgerichtetes Fließen. Es macht keinen Sinn, Künstliches zu tüfteln. Bei Nutzung des Wissens fällt der Seele die Führung zu, die für allumfassende Ordnung wirkt. Irgendwo in den Jahrtausenden vor Null hat sich die Wende vollzogen. Das Patriarchat mit seinem Anspruch auf Macht und Alleinherrschaft brachte die große Ordnung in Schiefelage. Seitdem sind es patriarchale Mütter, die ihre Kinder ernähren. In matriarchalen Gesellschaften sorgten matriarchale Mütter für das Wohl ihrer Kinder. Eine goldene Zeit erträume ich mir. Auch Kinder sind das Volk. Die Fakten sind in Urzeitschichten versunken, mit ihnen das Wissen vom Leben, verbal von Gedächtnis zu Gedächtnis weitergetragen. Das Matriarchat benötigte keine Monumente, um Einzelne zu glorifizieren. Jeder war rühmender Teil der Gemeinschaft. Hat man sich etwa selber geboren? Darin liegt der springende Punkt ...

Der springende Punkt ist Vaters Ausspruch, den ich keiner Prüfung unterzog. Wäre Derspringendepunkt ein Wort gewesen, wäre mir die Schreibweise völlig logisch erschienen. Jetzt aber Stutzen, weil mir der springender Punkt so bildhaft wird. Ein Punkt am Boden oder an der Wand, der springt und springt, unermüdlich auf und ab wie ein Pingpong-Ball, eifrig winkend um Aufmerksamkeit. Hat Vater den springenden Punkt genauso gesehen? Oder sagte er, ebenso gewohnheitstreu blind wie ich, Derspringendepunkt ohne zu denken. Springen, ringen, gingen, gegangen, vergangen ... Die Worte wandern wie Fremdes durch mich und schieben mich in Bewegung. Bei meinen Füßen zieht ein Gewicht nach unten. An den Fußsohlen beginnen die Wurzeln! Meine Augen rutschen in dunkle Schächte hinab, tiefer und tiefer. Schier endlos windet sich die Ahnenkette durch erloschene Zeiten, vorbei an Ur-Generationen mit ihren ur-guten Ur-Grausamkeiten. Dem Kind mit Gewalt die Seele rauben! Wie weit das Verbrechen zurückreicht, wo das Ur-Unheil an-

ding? Durch Generation hindurch unheilpotenzierte Geschöpfe und ihr ungezähltes Leid, jedes einzeln erlitten, jedes ohne eigene Schuld. Schichten aus Blut und Klagen bilden dicke Lagen, den Boden der Gemeinschaft, aus der meine Füße wachsen. Mutter, Vater, Mütter, Väter, Großeltern, Urgroßeltern bis hin zu einem Anfang, den keiner mehr kennt. Gemeinsam gelingt der gewaltige Akt der Vertuschung. Täuschend brave Laute stimmen sich in den heiligen Chor des Vierten Gebots, inständig zu übertönen, wie tief die Wunde geht. Niemand spricht Wahres. Viel ist verschüttet, daher verloren. Wer es probiert, aus dem tragischen Wust Originales herauszupicken und zu vergrößern, ist schnell zum Sündenbock gestempelt. So gelingt es, die Verstümmelung von Kinderseelen zu bagatellisieren. Züchtigung, das war der Erziehungscode der Vorfahren. Über Jahrtausende hinweg Tragödien und Düstereien. Selbstquälerei! Gemeinsam blind und taub, konditionieren Täter und Opfer Sichselbstverstecken im Namen des Guten. Wer die Augen öffnet, ist ein Verräter. Zu manchen Zeiten nennt man sie Ketzer. Jede Zeit hat ihre Wörter und Namen, Kostüme und Kulissen, die sich ändern. Doch die Energie, die sich damit bekleidet, besteht in ihrer Urkraft weiter. So bildet kollektives Verdrängen den Nährboden für neukeimendes Unheil. Woher es ursprünglich stammt, wird selten bis nie durchschaut. Wie es einst begann ... Im wahrsten Sinne des Wortes ahnungslos über das Symptom des Unheilseins, vollführen Ahnenlose Schattenkämpfe, indem sie ihr ungefühltes Leid traditionsgemäß gewaltverpackt auf die Schwächeren werfen. Eine gängige Praxis beweist noch lange nicht, dass sie im Besitz eines Sinnes ist. Man glaubt so. Die Gegenwart verurteilt Kindesmisshandlung erst dann, wenn Kinder sichtbare Verletzungen erleiden oder gar umkommen. Wenn sich aber aus multiplizierter Kindernot eine menschliche Katastrophe ereignet, die Zahllose mit dem Leben bezahlen, da ist das Stutzen enorm. Grelle Bestürzung mit der Frage: Warum? Doch scheut man die Antwort und fragt nicht weiter.

An den Fußsohlen beginnen die Wurzeln! Mein Strang ist mit vielen verschlungen, verstrickt, verwickelt, verwachsen zu weiteren Wurzelsträngen, die sich vorbei winden an schwarzen Säulen aus Rauch, vorbei an der Feuersbrunst über jener französischen Burg, wo die letzten Katarer brennen,

vorbei an qualmenden Haufen, auf denen verkohlte Hexen und Märtyrer und sogenannte Ketzer an Pfählen gefesselt, lichterloh stehen. Ihre aufgerissenen Kiefer zeugen vom Fluch, den ihr letzter Atemzug über die Köpfe der Gaffer stieß. Das Feuer wurde von den guten Leuten gezündet. Die Brennenden sollen büßen. Wer brennt, hat in der falschen Zeit gelebt. Wenig Licht, was ich dort sehe, kaum einen Funken Freude. Die Luft nicht schwirrend von Bienengesumme, den Augen keine bunten Blütenkelche. Was von den zivilisierten Menschen stammt, ist für lange Zeit verflucht. Gut und böse verdrehend, hat sich der hochgelobte Verstand als unfähig erwiesen. Die am ärgsten seelenverkrüppelt sind, vollführen das lauteste Geschrei, was alles Schlechte zu tun sei im Namen des Guten: Amen! Soviel Duster, wohin ich blicke: Meine Wurzeln! Baum und Stamm von Nation und Kultur, aus der ich hervorging. Was für einen Gewaltaufwand man betrieb, mich zu einem guten Bürger zu erziehen. Darauf stolz sein? Die Erbscham betrifft jeden. Wer aber fühlt sie? Man prahlt sich gegenseitig stolz und fliegt aufgeblasen in grandiose Höhen. Einen guten Menschen aus mir machen! Genauso wie aus den anderen Neugeborenen. Bloß nie so werden wie sie! Täglich gegen das Falsche rebellieren, gegen die Dressur zum Bösen. Das Urteil fällt vernichtend aus. Ich bin eine Nestbeschmutzerin. Wer urteilt hier? Es flüstert mich. Ich bin nicht ich, ich ist Illusion, ich sind viele. Das Urteil vernichtet mich und jene, die mit Ernst auf Heimat, Ursprung, Wurzeln blicken. Gäbe es ein verschlossenes, niemals geöffnetes Kästchen, wo Wunschträume aufbewahrt werden, dann wären sie wenigstens Orientierung. Es gibt nichts zu fliehen oder zu suchen oder zu sehnen, es existiert kein irgendwohin und besser. Die Luft, die wir atmen, stammt aus unseren Lungen, von den Blättern der Bäume, vom Dunst der Ozeane, von den Lungen der Ahnen ... Umkehren jetzt! Mir schwant, wohin der Wurzeltrip führt. Weltreligionen und Nationen wurden von Grausamkeit geboren, auf blutendem Boden errichtet. Wir kennen viele Fakten und begreifen nicht. Ich kehre um, innerlich ausgeweitet und angefüllt mit erschöpften Augen. In die Gegenwart fliege ich zurück und dann weiter. Irgendwo in der Zukunft muss es doch heller werden ...

Warumwarumwarum ... Mit rasendem Hunger nagt der Wurm an meiner

Resistenz. Warum ich? Warum nicht Freundinnen und Schwestern, deren namenlose Kinder in ihren fruchtbaren Bäuchen Lust und Launen zum Opfer fielen? Warum ich, die das Kind so innig wünschte? Warum ich Sündenbock und Prügelkind? Warum ich mit dem Krebs? Warum mir so viel Leiden? Das Warum ist ein hungriger Wurm, der Magen so lang wie sein Körper. Unersättlich. Warumwarumwarum ... Ich mag ihn nicht, diesen Wurm, scheuche ihn fort, winde mich fliehend. Er jagt jeden meiner Gedanken. Ich erinnere den genauen Zeitpunkt nicht, als ich eines Tages diese Stimme hörte, das Kind in mir, das fragt: Warum? Vielleicht begann ich da, die Scham wahrzunehmen, sie da zum ersten Mal überhaupt zu denken. Bis sie als hartnäckigste Schutzfunktion der Leidverleugnung begriffen, ich mich nicht mehr schämte. Wut? Hass? Viel mächtiger ist Scham. Die Demütigung fristet sicher eingebunkert in einer uneinnehmbaren Festung ihr Dasein, ungesehen und verschwiegen. Bestenfalls heftigste Erschütterungen fügen dem Gemäuer Risse zu. Lediglich Kratzer, doch kein Anstoß. Es braucht gewaltiges Geschütz, die Scham aus ihrem Bunker zu sprengen. Und nicht nur das. Es braucht Überzeugung, dass es nötig ist. Scham fungiert als oberste Vermeidungsinstanz. Sie heutzutage ernsthaft in Erwägung zu ziehen, ist der Lächerlichkeit preisgegeben. Lieber Muschis, Schwänze und inneres Organgeweide ausgestülpt und hergezeigt in Talkshows und Selbstdarstellungsgeschreibsel: Schaut her, das bin ich! Nein, von Scham will die moderne Zeit wirklich nichts wissen. Hurra, wir lachen und gruseln uns, aber schämen tun wir uns nicht!

»Schämst du dich!?!« – oder ich schlag dich tot! Die Erpressung von autoritären Vätern hatte dergestalt Normalität angenommen, dass Scham mit eisernem Trotz sich ins Gegenteil verkehrte und für die Sinne verblasste. Zu Fleisch und Blut geworden die Drohung in Form von Hormonen und Adrenalin in ständigem Bereitschaftsdienst. Zu Fleisch und Blut wie einst der Leib Christi durch Brot und Wein: Hier, esset und trinket! Denn dies ist mein Leid, für euch gelitten, damit ihr weniger leiden müsst, frei seid vom Leid eurer Vorfahren und die Sünden eurer Urahnen euch nicht mehr schaden ... Wer versteht, was er sagte? Niemand soll meinen, vom Ahnenerbe verschont zu sein. In Fleisch und Blut, das heißt für die Nachgeborenen im Erbgut. Dort ist

das gesamte Emotionenspektrum gespeichert. Jeder hat Unheil aus grauer Vorfahrenzeit in sich gelagert. Emotion ist Energie, die will verwandelt sein wie der Leib Christi. Man muss sich selbst bemühen als Verwandler, wie ein Alchimist, der genau weiß, was er tut. Vielleicht irgendwann in einer Zukunft werden Menschen Alchimisten sein. Sie wären dann fähig, Ahnenemotionen nutzvoll umzuwandeln in Reife. Möglicherweise auch in praktische Dinge, zum Beispiel, um ihre Lampen zum Leuchten zu bringen. Oder wenn sie ins Auto steigen, Urahnleid im Kopf aktivieren und schon springt der Motor an. Emotion ist Energie! Mein Krebs ist der Beweis dafür.

Opfersein ist schlimmer als Tätersein! Es regnet in Strömen, beinahe wäre ich daheim geblieben. Um zehn Uhr in der Filmakademie »Der Kick«, ein Dokumentarfilm mit Diskussion. Andres Veiel, der Regisseur, ist anwesend. Wie setzt man eine wahre, schreckliche Geschichte filmisch um? Jugendliche kicken einen Freund zu Tode und fühlen danach keine Reue. Der Regisseur schildert seine Erfahrungen, in einem langwierigen Prozess die richtige Form zu finden. Das Material tausender Stunden Gespräche inszeniert er schließlich mit zwei Schauspielern, eine Frau und ein Mann, die in die verschiedenen Figuren schlüpfen. Die Eltern der Totschläger sprechen irgendwie abwesend, als wären sie bereits vor langer Zeit innerlich verdorrt. Die zwei Jungen in der Strafanstalt sagen nicht viel, nehmen die Strafe apathisch hin. Wortkarg und teilnahmslos. Ahnen sie ja nicht, aus welchen Quellen ihre Tat gesteuert wurde. Nach Abschluss des Films bleibt der Regisseur dem Fall treu und besucht die inhaftierten Jugendlichen regelmäßig. Vertrauen wächst langsam. Vielleicht wäre es klüger gewesen, den Film erst viel später zu realisieren. Nach zwei Jahren erst erzählt der ältere von einer Begebenheit, die er bis dahin verschwiegen hatte. Als er gerade pubertierte, war die Familie in das Provinznest gezogen, wo sich später der Totschlag ereignen sollte. Anfangs kann er bei den Gleichaltrigen keinen Anschluss finden, ständig zeigt man ihm, dass er nicht dazu gehört, schließt ihn aus, ärgert ihn, demütigt ihn. Einmal bringen sie ihn zum See und zwingen ihn dort, sich splinternackt auszuziehen, um dann bis zu den Schenkeln im Wasser stehend zu masturbieren, währenddessen sie ihm Aale um Hals und Schultern hängen und sich

derb vergnügen. Obwohl der Vorfall Jahre zurück liegt, fällt dem inzwischen Neunzehnjährigen das Geständnis schwer, hat es nur erzählt, weil sich jemand so dauerhaft für ihn interessiert. Weder Eltern noch Therapeuten noch irgendjemandem sonst vertraute er diese Schande an. Abschließend sagt er zum Regisseur: »Opfersein ist schlimmer als Tätersein!«

Ich bin elektrisiert. Von tief unten aus geheimen Schächten schwingt mir unzumutbare Furcht ins Bewusstsein: Opfersein ist schlimmer als Tätersein! Wie viel mächtiger als Wut, Hass, Trauer, Angst? Die Scham ist die letzte Kriegerin, die sich der Schmerzerkenntnis ergibt! Dann erst kann Heilung beginnen. Die Wunde ist komplex. Ebenso zugefügt von unsäglichem Ärger wegen erlittener Demütigungen. Was kränkt, macht krank! Auch morden ist Symptom einer Krankheit, die heilen will. Ich mordete meine Mutter, doch nur in Gedanken. Die Scham, so lange dem Licht verborgen, verhindert, dass man sich dem leidenden Kind zuneigt. Die schwerste Reise steht bevor. Wer die Hölle erlebt hat, muss zu ihr zurück! Nochmals sich dem alten Leid ergeben, hinabtauchen in das Schattenreich. Dort kauert das Kind, schluchzend bekleidet mit seiner Not. Der Alptraum hält es gefangen. Es wartet – auch tausend Jahre lang ... Einen Wunschtraum solle man visualisieren, damit er sich verwirklicht. Deshalb stelle ich mir vor, wie ich es finde, das wartende Kind. Wie ich seinen nackten Körper in meine Arme schließe mit dem innigsten Versprechen, es für immer zu beschützen. Und es dann hinauf trage ins Licht und keine einzige seiner Tränen zurücklasse ...

Ein Februartag weht mich eisig an. Zum ersten Mal, dass ich mich für meine Eltern schäme. Ich bin vierzehn. Mit dem Fahrrad fuhr ich los, meine Freundin zu besuchen. Der Weg neben der Landstraße voller Eisschollen. Plötzlich dreht sich die Lenkstange um die eigene Achse, ich stürze kopfüber auf die Straße. Benommen richte ich mich auf, unter mir Asphalt. Von oben tropft Blut auf meine Hände, wohl vom Kopf her. Kein Schmerz. Ein Mann steht auf einmal neben mir. »Du meine Güte, beinahe hätte ich nicht mehr bremsen können und dich überfahren!« Er hilft mir auf und führt mich auf die gegenüberliegende Straßenseite zum Haupteingang des Krankenhauses. Was für ein Zufall, denke ich, was für ein Glück. Ich bereite keine Umstände.

Wäre der Sturz nicht so perfekt an dieser Stelle passiert, hätte mich der Fremde blutend in ein Krankenhaus fahren müssen samt dem demolierten Fahrrad, in seinem schönen Auto. In der Notaufnahme will man mich sogleich medizinisch versorgen. Die Platzwunde am Kinn muss mit vier Stichen genäht werden, für meinen jungen Körper das erste Mal. Dank der Betäubungsspritze spüre ich nichts. Aber ein unangenehmes Geräusch reibt mich auf bei jedem Einstich, lässt mich an das Sonntagshuhn denken, das Mutter zunäht, damit die Füllung beim Schmoren nicht herausquillt. Da knackt es auch, nur etwas anders. Weil das Huhn tot ist oder ich nicht drin bin, vielleicht ...

Den Mund kann ich nur unter Schmerzen ein wenig öffnen, es werden Röntgenaufnahmen gemacht. Nichts Verdächtiges fällt den Doktoren auf, den Kieferbruch wird man erst eine Woche später in der Universitätsklinik feststellen. Nach der Notversorgung soll ich meine Eltern anrufen, damit sie mich abholen. Es wäre besser gewesen, die Ärzte hätten angerufen. Möglicherweise auch nicht. Ich wähle unsere Nummer. Dann Vaters Stimme. Nur mühsam kann ich sprechen wegen des noch nicht diagnostizierten Kieferbruchs. Ich solle selbst schauen, wie ich heimkomme, sagt er schlecht gelaunt und legt auf. Sie sind weder in Sorge noch kümmern sie sich. Was soll ich den Ärzten erzählen? Ich schäme mich für meine Eltern, schäme mich, den Ärzten die Wahrheit zu sagen. Ich rufe schnell meine Freundin an, die ich besuchen wollte. Ihr sage ich die Wahrheit. Vor ihr kann ich meine Scham überwinden, sie kennt meine Eltern. Dann geht alles reibungslos einfach. Zwanzig Minuten später ist sie da mit ihrer Mutter, die mein Fahrrad ins Auto lädt und mich heimfährt. Wir wohnen gleich in der Nähe, sie hingegen kommt von einem entfernten Stadtteil. Die Fürsorge tut gut, doch plagt mich auch Schuld, anderen soviel Aufwand zuzumuten.

Tränen, die sich nicht schlucken lassen. Wie schwer es mir fällt, Hilfe anzunehmen. Die Bilder sprechen. Die Mutter meiner Freundin hat das Drama wohl erkannt. Zum Trost ließ sie mir die Tochter da mit einer Tafel Schokolade. So saßen wir in meinem Zimmer, meine Freundin und ich. Die Stimmung wie Blei, das schlechte Gewissen der Eltern schwelte anklagend durch die Wohnung. Jeden Augenblick kann die Bombe hochgehen. Ich hatte gelernt,

mich rechtzeitig zu fürchten. Unterdrückte Schuldgefühle der Eltern sind gefährlich. Ihr Unwohlsein panzert das Dogma. Lieber blind als sehend, sind sie gewappnet. Gewissensgründe ausblenden, es vor dem Denken schützen. Der Zweck heiligt die Mittel, Ordnung und Realität zu ihrem Schutz zu verbiegen. Die Scham steigt ihnen unangenehm auf, das Gewissen zu schrecken. Egal, die Abwehr funktioniert so prompt, dass sie es nicht merken. Die Erstgeborene ist Hauptbin ihres Schutts und alleinige Verursacherin allen schlechten Empfindens. Meine Hochachtung vor der Mutter meiner Freundin, ihre Tochter in der Grube der Hölle zu lassen mir zum Trost.

Aus der Distanz des Erinnerens erst möglich, die Zutaten meiner Enttäuschung zu benennen. Ein wilder Mix aus Wut, Trauer, Beschämung. Vor allem die Wut erfasst mich ganz neu. Was kränkt, macht krank! Noch dürftiger fällt das Licht auf meine Erzeuger. Unterlassene Selbstkonfrontation! Dem auszuweichen, dafür haben sie mich missbraucht. Ärger randaliert im Magen. Den Preis für ihre Verfehlung hatte ich zu bezahlen! Weder Lob noch Dank noch sonst irgendeine Entschädigung mir jemals erstattet. In einem Traum forderte ich dies ein. Den Eltern werfe ich vor, mich so kurz gehalten zu haben, behaupte, ich sei ihr billigstes Kind gewesen. Deshalb fordere ich eine Entschädigung, eine finanzielle Wiedergutmachung. Schmerzensgeld! Denn wieder gutmachen, was sie taten, lässt sich nicht. Ansonsten, so rechtfertige ich meine Forderung, bliebe mir nichts als Leid von ihnen. Das sei mir zu wenig. Es wäre ungerecht und beleidigend. Mutter hört bestürzt zu, bis sie eingeschüchtert fragt, ob hunderttausend okay wären. Sie hat die kleine Babsi an der Hand, was mich verwundert, zumal ich glaube, kurz zuvor hätte ich sie groß gesehen. Ich bin einverstanden mit der Summe, so fühle ich mich besser. Gabri ist undeutlich anwesend, Vater nur verschwommen ...

Jetzt frage ich mich, warum ich mit Mutter verhandelte? Denke dann, es ginge mir tatsächlich besser, kämen sie und sagten: Hier hast du hunderttausend, weil du soviel hast leiden müssen wegen uns. Was wiederum eine imposante Leistung wäre, die Einsicht bedingt. In jedem Zustand träume ich Familiensymptome, wach und denkend, schlafend oder ausgeschaltet. Es sei gesund, mehrmals am Tag zu seufzen, sich innerlich ein wenig auszulüften.

Ich seufze, nur ein Traum wie viele von dieser Sorte. Warum ich so träume, mich lieber quäle, statt die Realität zu akzeptieren? Meinen Trost will ich retten. Meine Familie. Und dass auch sie ein bisschen leiden, bezahlen für ihr Vermeiden. Tatsächlich aber ist der Trost nicht zu retten, da sie nicht merken. Die Absolutheit des Anspruchs auf Familienglück stählt ihre unerschütterliche Isolation. Dort sitzen sie in Einzelhaft, lebenslänglich bis zum Tod, ihre Lebensform als richtig und glücklich propagierend. Manchmal, wenn es mich zu sehr bedrückt, beneide ich sie um die Gabe solch entrückter Sorglosigkeit.

Der Körper vergisst nicht! Und da sehe ich ihn wieder. Ohne Regung liegt er da, abgeschaltet von Ärzten, um die Wucherung des Verderbens herauszuschneiden. Darin gespeichert jedes Delikt geatmeter Zeit. Das Archiv seiner Erfahrungen wird er seinen Nachkommen vererben. Aus Büchern erfahre ich vom Phänomen der umfangreichen Archivierung. Bis Symptome am eigenen Leib das Unglaubliche bestätigen. Herzrasen mit kaltem Schweiß, plötzlich und unerwartet während des zensurlosen Ausschöpfens. Zittern, Nervosität, grundloses Getriebensein. Besonders drastisch die Erfahrung mit dem Fahrradunfall vor über dreißig Jahren. Erinnern und Formulieren in Schriftform ruft identische Beschwerden hervor: Mein Kiefer benimmt sich, als sei er gebrochen. Vom Fahrradunfall hatte ich öfter anderen schon erzählt, doch ohne signifikante Nebenwirkung. Das Niederschreiben wirkt so mächtig, dass ich wie damals den Mund kaum öffnen kann wegen der Sperre und der Schmerzen. An Kauen ist gar nicht zu denken. Mein Zustand macht mir bewusst, dass die Schmerzen nur eingefroren waren. Kalo zweifelt nicht, als er meiner Schilderung folgt. Und eine Woche nach dem Unfall die entwürdigende Behandlung in der Universitätsklinik, wo ein Professor sich fachkundig engagierte, mir den gebrochenen Kiefer einzurenken. Dass ich schrie vor Qual, irritierte weder Ärzte noch Vater. Sie waren in der Überzahl und überzeugt, ich sei wehleidig und simuliere. Ich spürte genau, dass etwas nicht stimmte. Was schließlich eines der Röntgenbilder offenlegte: Der rechte Kieferkopf war gebrochen! Doch keine Entschuldigung für die Folter. Dreißig Jahre nach dieser Beleidigung endlich ein Zeuge, der meine Hand hält, während das Erlebnis aus dem Archiv wiederbelebt ins Bewusstsein tritt. Drei Tage lang essen

wir Suppe und Brei. Ich staune, wie real die Schmerzen sind, noch immer bei mir. Lausche den Emotionen, auch dem Ärger – was kränkt, macht krank! Die Wut auf Vater und Ärzte kehrt zurück, die berechtigte Wut auf die Missachter meines Befindens, die Menschenwürde derart mit Füßen traten. Die Wut ist uralt, gewinnt ihre Kraft von zahllosen Ahnen, die jetzt meinen Rücken stärken. Für sie und mich befreie ich das Recht auf Achtung. Das sinnlich-physische Erleben ermöglicht, die Vierzehnjährige der Vergangenheit zu entreißen. Nach drei Tagen verschwinden die Symptome, ich kann wieder beißen.

Jetzt das Symptom Krebs. Da liegt der Körper, über den ich nicht verfüge. Etwas Entscheidendes verbirgt sich noch. Finde ich es, wird der Krebs nicht mehr nötig sein. Der volle Umfang der Kränkung muss ans Licht, damit ich heile. Krebs sei der Kuss Gottes! sagte die Homöopathin und lächelte wie eine Mutter, die Mutter ist. Der Krebs hat mich zu ihr geführt. Sie ist Expertin, Brustkrebs homöopathisch zu behandeln. Und doch riet sie eindringlich, den kleinen Knoten entfernen zu lassen, empfahl mir den Arzt, bei dem sie als Studentin assistiert hatte, und unter dessen Skalpell ich nun liege. »Und danach können wir alternativ weitermachen?« fragte ich. »Ja, gewiss!« antwortete sie, »Doch wichtig ist, dass Sie ganz allein die Entscheidung treffen.« Ich ganz allein muss also über die nachfolgende Behandlung entscheiden! Das sei der erste Schritt zur Heilung, »Und lassen Sie sich ruhig Zeit!«

Die Dringlichkeit für den alternativen Weg weist mir die Richtung. Und doch wankend, ob Angst und Feigheit oder inneres Wissen mich steuern. Der Arzt könne erst nach dem Befund Genaueres sagen. Sachlich erläutert er die entsprechenden Maßnahmen: Sei der Krebs bereits gestreut, wäre Chemotherapie unerlässlich, bei unbefallenen Lymphknoten eine sechswöchige Bestrahlungstherapie nebst der Einnahme von Tabletten fünf Jahre lang. Beiläufig die Erwähnung von möglichen Nebenwirkungen wie eine vorübergehende Schlechtwetterprognose. Manche Frauen seien halt sehr empfindlich und reagierten mit Übelkeit und Migräne. In Anbetracht einer Krebserkrankung jedoch müsse man notgedrungen gewisse Nachteile in Kauf nehmen. Über das ganze Ausmaß der Nebenwirkungen erfahre ich aus anderer Quelle: Die Tabletten fördern Gebärmutterkrebs! In mir sträubt sich jeder Wille, der Schulme-

dizin Vertrauen zu schenken. Mit vierzehn versuchte ein Universitätsarzt meinen gebrochenen Kiefer einzurenken, ohne die Sirenen meiner Schmerzen als Wahrung zu verstehen. Wäre mein Kieferbruch Krebs gewesen, wäre ich jetzt nicht mehr am Leben. Auf andere darf ich mich niemals verlassen.

Möglicherweise lebensrettend, die knappe Zeit von zehn Tagen zwischen Diagnose und OP für eigene Nachforschungen zu nutzen. Noch jetzt ohne Körper bannt mich das Geheimnis hinter meiner Erkrankung. Zufällig mein Pech, wie der Arzt meint, soll der Krebs völlig grundlos vor etwa sechs Jahren begonnen haben zu wachsen? Die zeitliche Übereinstimmung mit dem Ende meiner kurzen Schwangerschaft an Heiligabend vor genau fünfeneinhalb Jahren spricht deutlich: Ich leide an Muttermangel und Weihnachtsbetrug. Das war der leidvolle Grund, mein Kind zu verlieren. Dorthin führt die heiße Spur. An diesem weihnachtlichen Ort verbirgt sich das machtvolle Geheimnis, das ans Licht will, muss, damit der Organismus weiterleben kann. Sonst würde mir der Krebs nicht ins Bewusstsein schreien: Du bist nicht in Ordnung!

Fassungslos fragend der Blick aus Kinderaugen. Das bin ich auf einer Schwarzweißfotografie, fünfjährig an Heiligabend. Was wäre, wenn dieses Familienalbum nicht existierte? Die Fotos konservieren Erinnerung, mal neugierig, mal belustigt durch die Finger geblättert. Gewohnheit macht blind. Zweieinhalb Jahre ist es her, dass ich die Not in diesem Kinderblick entdeckte. Da wusste ich noch nichts vom Krebs. Höre noch, wie still die Küche und draußen Herbst, wie das gelegentliche Plopp des undichten Wasserhahns versicherte, dass ich nicht träumte. Wie eben geschehen präsent, dieser Augenblick des Sehens, den man nie vergisst. Wie es mich sogartig in dieses Kind hineinzog, im Bauch Donner, weil Vergangenheit mit Gegenwart kurzgeschlossen, einen Urknall des Begreifens auslöste. Wegen einer kleinen Schwarzweißfotografie und dem Entschluss, mein Album wieder in Besitz zu nehmen, fand ich das Kind im doppelten Sinne wieder. Was wäre, wenn ich den Impuls überhört oder ignoriert hätte? Ich zoomte jenen Sonntag groß. Zurück im Elternhaus nach langer Zeit, das Familienalbum holen, das die Zeit von meiner Geburt bis zur Einschulung dokumentiert. Jede der drei Töchter besaß ein persönliches Album. Was wäre, wenn Vater nicht fotografiert und

Mutter die Abzüge nicht sortiert, eingeklebt, beschriftet hätten?

Die Überwindung zu diesem Besuch, die Anstrengung, mich innerlich darauf vorzubereiten, ist mir wie gestern. Eine aufreibende Prozedur und dann der große Fund. Nach dreizehn Jahren wieder über die Schwelle zum Elternhaus treten, erstmals nach ihrer Trennung. Mir schwante, was auf mich zukam. Doch hier zu kneifen, war ausgeschlossen. Die heileweltbekränzte Eingangstür muss ich durchschreiten, dann Mutters Unschuldsblick ertragen, bestimmt auch ihren Spott. Mut und Souveränität suggeriere ich, mich für die bevorstehende Mutterbegegnung mental zu wappnen. Cool bleiben, Emotionen müssen schweigen! Ausschließlich wegen des Fotoalbums komme ich, aus reinem Eigennutz. Meine Vergangenheitsforschung vertiefen mit dem Ziel, irgendwann frei davonzufiegen. Der schwere Schritt ins Elternhaus dient allein diesem Zweck, ich erwarte keine Wunder an diesem Ort. Die Erfahrungen zeigen, dass dort nichts zu haben ist, was mich nährt. Ich bin kompliziert, die anderen vergessen ohne zu wissen. Telefonisch werde ich meinen Besuch ankündigen, Mutter nicht unangemeldet überfallen, wie es ihre und Vaters Gewohnheit gewesen war. Wohl haben Eltern das Vorrecht, keine Absprachen treffen zu müssen, sie sind die Älteren. Die Kleinen ehren die Großen und die Großen beschützen die Kleinen! So will es die Ordnung. Jeder Sprosse auf der hohen Leiter der Hierarchie sind angemessene Rechte und Pflichten zugewiesen. Bei Nichtbeachtung krankt die Ordnung der Gemeinschaft, was zuerst die Schwächeren trifft. In meiner Familie hat jedes Mitglied versagt. Die Kleinen ehren die Großen nicht, weil die Großen die Kleinen nicht beschützten. In beiden Richtungen fehlt die Achtung. Ich rufe Mutter an. Das Herz schlägt den zehnfachen Takt des Klingeltons. Nach so langer Zeit ihre reale Stimme und nichts, was sich geändert hätte: »Oh, dann könnt ihr doch gleich zum Kaffeetrinken bleiben, ich habe Kuchen gebacken, und die Klara ist zu Besuch, die wird sich freuen, dich wieder einmal zu sehen ...«

Schreck durchfährt mich, als Mutter leibhaftig vor mir steht, ihr Gesicht drastisch gealtert. Wie ein Hilferuf aus verquollener Umgebung halten ihre Augen standhaft den Damm des Tränenozeans. Ihre Lippen schmal geworden, hat der Stolz entsaftet. So sieht es aus, wenn man auf die Zähne beißt

und alt wird. Augen und Mund sind Feinde. Die Augen verraten die zurückgehaltene Trauer, der enttäuschte Mund führt den Sieg des Stolzes vor und triumphiert: Ich ergebe mich nicht! Dieses Gesicht erschüttert mich, fange wohl deshalb gleich an zu schwächeln. Mein Mitgefühl hat sich noch nie einem Abgrenzungswunsch gefügt. Keine Tugend, es dient nicht dem Guten. Empathie wird als Schwäche gedeutet und rigoros niedergetrampelt. So entsteht Krieg, schweigend oder lärmend. Das ist der Anfang. Mitfühlen schwächt. Wer sich dem Du öffnet, gibt seine Macht her. Eigentlich sollte es freiwillig geschehen, aber das Fühlen fragt nicht um Erlaubnis. Wenigstens über mich wäre ich gern mächtig, doch ungebeten überkommt mich das Dauern. Ungeschützt vor der Gefräßigkeit des gegenüberstehenden Vakuums, verliere ich mich. Mein altes Programm reaktiviert sich. Schon bin ich zurück im Familienmuster, machtlos unter dem Gesetz, das die Heilewelt diktiert.

Kein Tag ist vergangen! Aber das Gras hoch gewachsen. Es verdeckt das Schweigen über ein Jahrzehnt zwischen Mutter und Tochter. Keine Fragen wegen der Gründe. Nicht nach einem Ursprung graben! Es droht der Ausstoß aus dem Paradies, vielleicht der Tod. Wissenwollen ist gefährlich. Ich sehe mein Unvermögen, übergangslos zum Alltagsprotokoll umzuschalten. Körperliche Revolte beim Versuch, die existierenden Verwundbarkeiten zwischen uns lautlos zu halten. Das Gebot der Konfliktlosigkeit beherrscht nach wie vor dieses Haus. Kein Tag ist vergangen! Ich schweige uns harmonisch. Cool bleiben. Da rutscht ungeplant eine aufflammende Hoffnung zum Vorschein: »Ich würde mich freuen, wenn du mich einmal anrufst, damit wir uns treffen und reden.« Meinen Vorschlag überfliegt sie mit frisch gebackenem Sonntagskuchen und Klaras Besuch. Das ist Mutter. Die Tricks der Entziehung beobachte ich bei vielen. Freundlich geizt die Stimme, will zwischenmenschlicher Kontakt Verbindlichkeit fordern, Loyalität abverlangen. Wenigstens in irgendeine Richtung, zu sich, zu einer Meinung, egal, aber loyal. Wohl wegen Mutters Vakuum schmerzt es mich so über die Maßen bei anderen. Sie hätte die Freiheit, sich zu entscheiden: Nein, ich will dich nicht treffen und reden! Oder: Gerne können wir uns treffen, aber ausschließlich zum Kaffeetrinken! Sie aber nimmt sich die Freiheit der Entziehung, sagt weder Nein noch Ja

und umschiff den brenzligen Kern mit ködernden Banalitäten.

Das Wohnzimmer ist die Bühne. Den Zuschauerraum bildet der angrenzende Essbereich. Dort sitzt am gedeckten Tisch Klara, eine urentfernte Verwandte aus Mutters katholischem Kaff. Kuchen, Schlagsahne, dampfender Filterkaffee auf weißem, gemangelem Tischtuch. Ein buntes Blumensträußchen in der Porzellanvase krönt die Idylle. Die Vase, ein Imitat irgendeiner chinesischen Dynastie, ist ein Schnäppchen von Mutters Streifzügen durch nie versäumte Schlussverkäufe. Als wir die Bühne betreten, stellt sie sich in Pose und spricht übertrieben laut und deutlich: »Ach, das ist aber schön, dass du dich auch mal wieder für deine Kindheit interessierst!« Mit Worten schlägt sie mich doppelt ins Gesicht. Ahnungslose Ohren hören nichts als mütterliche Freude. Garantie der Unschuld. Ich ringe um Fassung. Aller Schutz für sie selbst, nie für das Kind! Alte Wunden platzen, bluten, Emotionen spucken Feuer. In der Leibesmitte rottet sich ein Aufstand zusammen, gleich die Kehle zu stürmen. Mich zusammenreißen, den Mund knebeln! Als würde ich ausgepeitscht und dürfe dabei nicht schreien. Sämtliche Adrenaline aus Angst und Ärger jagen durch die Blutbahnen: Flucht und Angriff! Ich verbiete mir beides, keine Flucht, kein Angriff. Nur wegen des Albums bin ich hier! Sie weiß nichts von ihrem beleidigenden Benehmen. Meine Galle rebelliert, wissend um die Demütigung, Bitter durchsickert den Magen. Arme und Beine wollen schlagen und treten. Sich wehren. Ich würge die Schmach hinunter – nur jetzt! Was in alter Härte schmerzt, in inneren Dunkelkammern verstecken, sonst droht die Katastrophe. Mutter mimt sich fröhlich, und betulich lächelnd überreicht sie mir das Album mit großer Geste. Sie gefällt sich in ihrer Rolle. Warum hat sie nie theatergespielt, wenigstens in einer Laienschauspielgruppe? Eine Fremde schaut mich an, ihr unbefleckter Ausdruck zäunt mich ein. Mit gekränkten Gefühlen stehe ich vor jener Frau, die ihre verleugnet. Meine Mutter! Mutter nur, weil sie mich geboren und mit Nahrung versorgt hat. So ist es in der Geburtsurkunde vermerkt, so weiß es der Kopf. Sonst herrscht Totenstille. Uns trennt das Vakuum. Kein Funke zündet Wärme zwischen ihr und mir. Der Quell, wo eigentlich die Liebe für die gesamte Lebensreise entspringt, ist eine Wüste ohne Brunnen. Die Mutter braucht die

Heilewelt, damit sie nichts erinnern muss. Das Kind braucht ein Zeichen ihrer Zuneigung, um endlich vergessen zu können. Wenn die Mutter das Kind liebt, ist alles gut, wenn nicht, dann ist die Ordnung eingebüßt. Die Mutter hat ihre Heilewelt und erfolgreich vergessen. Das Kind wartet noch immer bei den Alpträumen, die sich bis hin zu Hexenverbrennungen ziehen.

Wie das schier Unmögliche schaffen, den Spott ertragen und nicht laut losschreien? Ignoranz überfordert mich. Aushalten ist meine Stärke. Nicht ich bin gemeint, es sind ihre Phantome. In fünf Minuten wird es vorbei sein. So beschwichtige ich mich, doch nicht den Aufruhr, von den Protagonisten der gesamten Empfindungspalette losgetreten, um vollzählig den Tanz der Tragödie in meine Sinne zu stampfen. Mutters Vermeidung ist Mittelpunkt, ihre gefühlsamputierte Art des Sichentziehens verunmöglicht jeglichen Kontakt: zu mir, zu sich, zu Klara, zu Vater, zu Gabri, zu Babsi. Jeder Einzelne isoliert in Einzelhaft, wo sie ihr Leben träumen, heil und schön die Welt fantasieren, wo sie mit Schatten und Fassaden kommunizieren und nichts eigenes fühlen müssen. Umso mehr fühle ich, wie sie die Realität mit leibhaftigen Personen verschmähen. Der Tanz der Tragödie entlarvt das Kleid der Liebesunfähigkeit. Das ist der Boden, in den meine Existenz gepflanzt worden war.

Das Album in Händen mich Richtung Tür wenden. Mein Blick streift die alte Klara, die vom gedeckten Tisch herüber schießt, in freudestrahlender Erwartung, dass ich sie begrüße. Artig schüttle ich ihre Hand und muss meine Höflichkeit sogleich bereuen. »Wie schön, dass du wieder heimgekommen bist, das freut deine Mutter aber sehr.« Rührselig plappert sie daher und schnitzt ihr Gesicht heilig. Ihren Spott ertrage ich ebenso tapfer. Was weiß denn diese alte Frau? Kennt ausschließlich Mutters Gejammer: Meine Tochter hat mich verlassen! Und: Klio kommt halt mit ihrem Leben nicht zurecht!

Wenn es um ihren Schutz geht, kennt Mutter keine Gnade, aber die besten Tricks. Alles Beunruhigende abwehrend, findet sie noch im Wohnzimmer auf dem Weg zur Tür neue Worte, mich zu verspotten. So will es ihre Rolle, dies ist ihr Abgang von der Bühne. »Na, dann meldest dich halt mal wieder!« sagt sie. Nein, sie tönt exaltiert, die Stimme geziert in die Höhe geschwungen, ein Tonfall, den sie nur in Anwesenheit von Fremden anstimmt. Boshaf-

tigkeit unterstelle ich ihr nicht, vielleicht ist das mein Fehler. Ihr Unschuldstant hypnotisiert auch mich, es macht sie unangreifbar. Ihre Hiebe in meine Wunden nimmt sie nicht wahr, genauso wenig wie ihre eigenen Wunden. Ich ringe die Emotionen nieder, die sich in dunklen Schächten zur Meuterei zusammenscharen. Es beschämt das Kind, von der Mutter an seiner empfindlichsten Stelle getroffen. Die bringt es fertig, unerbittlich herzlos ihre Rolle auf die Spitze zu treiben und nicht zu merken, wie verletzend sie ist. Es beschämt mich, meine Mutter so unverhüllt anzuschauen, ihre Selbstfremdheit, das Vakuum zwischen uns, wie sie ihre Heilewelt inszeniert. Ich kenne sie nicht, die Heilewelt und diese Frau. Und da muckt noch immer Kummernis auf, weil Mutter und Tochter gescheitert sind. Mit Stolz und urkindlicher Glut durchdrungen sagen: Meine Mutter! Von wegen. Kinderträume. Schau den realen Menschen an! Sie sieht nur das hohe Gras, das die Abscheulichkeiten unserer Zeit verschlingt. Endlich ist wieder alles in bester Ordnung! Endlich kommt die abtrünnige Tochter heim, was für eine glückliche Familie wir sind. Dazu braucht es nicht viel, es genügt, wenn die Tochter anruft zum Geburtstag, Muttertag, Weihnacht und ab und zu einfach 'mal' zu Besuch kommt.

Schweigend neben Mutter die wenigen Schritte zur Haustür. Ein schriller Cocktail der Verletzung kocht mich auf, die Mutterignoranz wie Säure in meinem Bauch. Bevor ich zu implodieren drohe, will ich wenigstens in milder Form meinen Zustand artikulieren. Die Höllenpferde steuernd, stemme ich mich mit voller Kraft in die Zügel, indes die Wut impulsiv los galoppiert, geradewegs der Mutter in ihr selbstgefälliges Gesicht. Ich schreie nicht, der Ton gehorcht meinem Zügel, teile lediglich mit, wie ich empfinde. Tausendmal den Dialog gewünscht mit ihr und Vater, so stelle ich mich, eine zitternde Heldin, vor Mutter hin. Wie baff überrascht, staunt sie mit einer Brise Entsetzen, das sie eher zu amüsieren scheint als zu schrecken. Die Große war ja schon immer überspannt, so denkt sie wohl, hat nun vollends den Verstand verloren und redet wirres Zeug. Ich sage die Wahrheit! Die will sie nicht hören. Diesmal nehme ich keine Rücksicht, spreche aus, was ich sehe. Dass sie die Fakten verleugne, sich weigere zu reflektieren, ihre Schäden und Konflikte unbewältigt blind weitergereicht und uns Kindern in ihrem Unschuldskampf

Altlasten aufgebürdet habe, zu keiner winzigsten Einsichtsgeste bereit sei, tatenlos in allen wichtigsten Situationen, ohne Verantwortung für unsere Beziehung, bis heute teilnahmslos, uns alle ein bisschen in die Nähe der Ordnung zu schieben ... So lege ich ihr meine Tochnernot zu Füßen und ernte umgehend die Bestätigung der Aussichtslosigkeit. Sie spielt Theater und manövriert sich in eine fast unheimliche Mischung aus Belustigung und Bestürzung. Die Belustigung dient ihrem Schutz, die Bestürzung gilt meinem bedauernswerten Zustand. Ihr Panzer hält der Bedrohung stand, ihr Herz ist unerreichbar. Sie lässt sich nicht hineinziehen in die Hölle der Erinnerung. Du liebe Zeit! Hölle, das sei mein Ding. Sie hat mit einer Hölle nichts zu schaffen. Die Verblüffung hervorragend arrangiert, verscheucht sie jede Bedrängnis. Im Schauspiel kann ihr nichts gefährlich werden. Bestimmte Gesten mag sie bei ihren Theaterbesuchen gesehen und als besonders eindrucksvoll erachtet haben, in derart bühnenreifer Weise schlägt sie die Hände über dem Kopf zusammen, garniert mit perplexen Zuckungen, weil ja nicht ernst zu nehmen sei, was die Tochter da von sich gibt. Ölig tönend ruft sie aus: »Du liebe Zeit! Wenn das wahr wäre, was du da sagst, das wäre ja schlimm!« – »Es ist schlimm,« erwidere ich, »weil du die Fakten nicht mit deinem Leben in Zusammenhang bringst, glaubst, du hättest mit allem gar nichts zu tun. Weil du das Schlimme siehst, aber nicht dich darin. Weil du die Wahrheit als meine Fantasie abtust.« Kein bisschen schwankend, lacht sie mich klirrend aus, und geradezu furchteinflößend fährt sie fort, sich rollensicher in Unschuld zu hüllen. Sie beherrscht die Taktik der Überlegenen, eine klare Bühnenstimme, damit die Zuschauer den Text verstehen. Im Theater ist das Wort an das Publikum gerichtet, das am Schluss die Großtat mit Applaus honoriert. Sie spricht nicht mit mir, sie trägt ihren Text dem imaginierten Publikum vor. Drinnen am Kaffeetisch sitzt die alte Klara und hört mit. Für die spielt sie Theater, das Stück einer armen Mutter, die mit einer undankbaren Tochter gestraft, nicht versteht warum. Die Erstgeborene der Lüge zu bezichtigen, spart sie aus. Jeder, der die Tochter kennt, weiß, gerade ihre Ehrlichkeit macht sie so anstrengend. Die Mutter schreibt die Komplikation einer psychischen Problematik zu: Klio ist halt überspannt und hat leider eine viel zu blühende Fantasie!

Das Unschuldskonzept ist ihr Alltag, jeder hat sich daran gewöhnt. Jetzt gruselt es mich an, was ihr vermutlich widerfuhr, dass sie sich das Erinnern verbot. Eine Scheußlichkeit vor langer Zeit, da sie derart hartnäckig auf ihre Unfehlbarkeit pocht. Etwas hat sie gewaltig erschreckt, muss unerträglich schlimm gewesen sein. Wieso sonst sollte sie die Waffe nutzen für den Verzicht, auf Erlebtes zurückzublicken. Ob sie es je verraten wird oder das Schlimme gänzlich vergessen hat, vielleicht noch rechtzeitig aufblitzend in ihrer Todesstunde, damit ich an ihr Bett eilen und es erfahren kann? Und sie dann trösten. Vielleicht wird keine Chance auf uns warten, und sie, ohne sich umzublicken, verschwindet aus dem Leben, das nie ihr eigenes gewesen war. Es scheint ihr ein Leichtes, mit glanzvollen Posen die Rolle der Arglosen zu verkörpern. Was jemals ihre schlaflosen Nächte hätte durchdringen wollen, ein letztes Aufmucken von Lebendigkeitssignalen, hat sie mit Pillen betäubt und nachhaltig abgestumpft. Was sich einst natürlich regte, ist endgültig zum Schweigen gebracht. Mein Vorwurf, sie und ihr untreuer Ehemann hätten ihre Eheprobleme auf mich abgewälzt, stürzt sie gar in schallendes Gelächter: »Ich!? Ich habe mein ganzes Leben noch nie ein Problem gehabt!« So trällert sie. Und Triumph schnitzt ihr dazu eine amüsierte Maske.

Um die ganze Welt bin ich gereist, bestand Gefahren und Abenteuer, diese Darbietung aber verschlägt mir die Sprache. Niedergebügelt stehe ich vor ihr, meine Mutter, strahlend in der Tür aufgebläht. Wie erfolgreich sie vergessen kann, Hitler und der Zweite Weltkrieg, als sie ein junges Mädchen war, womöglich Vergewaltigung durch Soldaten, der Schock, als der brave Ehemann sie nach vierzig katholischen Ehejahren wegen einer andern verließ, all das ist aus ihrem emotionalen Erfahrungsschatz gelöscht. Nicht spurlos, denn sie muss Theater spielen und weiß es nicht. Ich sehe die Trauer in ihren Augen, den Stolz um ihren Mund, ihre Augen ohne Licht, ihre Lippen nur Striche. Meine Mutter. Ein Universum trennt uns, sechshundneunzig Prozent dunkle Materie. Hier endet meine Kraft. Sprachlos gehe ich weg und kann nur noch weinen. Draußen vor dem Gartentor wartet Kalo neben dem Auto.

Mutters Lippen nur noch Striche! Und ihr Gewissen fern von meinen Tränen, die ich auf das Autodach gieße. Die Schauspielerin sitzt mit ihrem Publi-

kum drinnen am weiß gedeckten Sonntagstisch und vollendet ihr tragikomisches Stück, gemeinsam mit der alten Klara mampfend, Sonntagskuchen mit Schlagsahne in ihre hohlen, gefühlsentleerten Mägen.

Wie viel Spott soll ein Mensch ertragen für einen guten Zweck? Gut für wen, für die Mutter oder die Tochter? Ich beschließe, den Hohn wieder auszuspuken, weiß noch nichts von der Scham, die wird mir bald in die Quere kommen. Nicht aus Rücksicht auf Mutter den inneren Aufruhr mildern, die Einsicht, ein Ausbruch würde meine Nerven ruinieren, zähmt mich. Es geht ausschließlich um mich! Der Besuch galt einzig dazu, das Album zu holen. Mehr nicht. Es gab nie die Absicht, mit Mutter ins Gespräch zu kommen. Sie muss ihre Füße selbst bewegen, will sie Schritte gehen. Hier ist mein Schritt, den Vorschlag lasse ich bei ihr, sie könne mich anrufen und treffen, wenn sie will. Anscheinend wollte sie nie. Geantwortet hat sie nichts, stattdessen geschwiegen, als verstehe sie plötzlich kein Deutsch mehr. Doch wer sie fragt, dem antwortet sie standhaft schuldlos bis heute, die Erstgeborene habe sie verlassen. Und Tränen tunken ihre Augen wie auf Knopfdruck. Hier findet ihre alte Trauer den geeigneten Ort, die Tränen sind echt. Die nutzt sie, um öffentlich über ihr Kind zu klagen, das punktet immer. Eltern sind gut, Kindern fehlt es an Respekt! Genauso wie es sich schickte, die Sprösslinge zu prügeln, doch niemals die Ehefrau, verschafft man sich glänzend Eindruck, sich über undankbare Kinder statt über den Ehepartner zu enttäuschen. Mutter weint nicht wegen mir. Meine Person dient lediglich als Wirt ihrer gefangenen Trauer. Wie hätte die sich sonst äußern können, fernab von mir in einer heilen Welt? Ich bin der legitime Grund ihrer verwaisten Tränen. Worum sie wirklich weint? Nichts wäre verbotener, als die eigenen Eltern anzuklagen oder doch wenigstens kritisch zu sehen, niemals würde sie das tun. Sie verbiegt sich für ihre makellosen Eltern. Die Schuld ihrer Tränen wird gehorsamst der Nestbeschmutzerin zugeschoben, und ich gehorsamst, fühle mich schuldig. Das Publikum bereitwillig an Mutters Vermeidung beteiligt, ist ja selbst in Alpträumen gefangen. Die Wahrheit der Trauer darf sich nicht wissen.

Neuerdings fing ich an, genau da einen Hinweis vermutend, aus meiner Wut heraus zu steigen. Ein traumatischer Verlust in Mutters jungen Jahren,

da sie geradezu pathologisch mich als Verlasserin braucht. Niemand zweifelt ihr die fantasierte Verlasserin an. Nur ich, weil ich weiß. Dass nicht sie, sondern ich so viele Briefe schrieb und wie oft anrief. Sie nie. Fakten sind vom Denken ausgeschlossen. Die Angst steht Wache. Soll jemand die Schuld tragen, gelten keine Argumente. Bockig wie ein Kind, beharrt sie bei jedem Telefonat, ich hätte sie verlassen. Meine Aktivitäten der letzten anderthalb Jahrzehnte neben ihr Nichtstun gestellt, schweigt sie an. Das kann sie am besten.

Babsi erzählt mir später, Mutter habe sich für meinen Besuch vorsorglich mit Beruhigungspillen präpariert. Mich fährt die Wut gleich wieder auf: Deshalb hat sie kein Problem, sich spielend zu fälschen! Der Zweck heiligt die Mittel. Wie hat sie uns nur geboren? Babsi reagiert mit Vorwurf. Für Mutter hat sie Verständnis. Sie habe halt Angst vor mir, genauso wie Gabri. Der auswendig gelernte Standardsatz bedarf keines Sinns. Um etwa diese Angst zu hinterfragen, die dubioserweise nur wegen mir existiert. Ja, die Antigefühlspillen leisteten gute Dienste, sich angesichts von Argumenten bloß nicht zu beunruhigen. So gewappnet, überstand sie die Konfrontation ohne einen Funken Gefühlsbeteiligung. Babsi kritisiert zwar Mutters Maßnahme, sich mit Pillen zu betäuben, jedoch sind ihre Gründe andere als meine. Wenige Monate später wird sie mich fallenlassen, weil die Geburt von Gabris zweitem Kind allen den Kopf verdreht. Weg von Klios böser Welt voller Konflikte und Komplikationen, hin zum putzig neuen Kind und ihm alle ungestillten Sehnsüchte rosarot zuwerfen samt des defizitären Zustands jedes Einzelnen ...

In jedem ein Kosmos, der alles weiß. Die Schwierigkeit ist, den Kontakt zu knüpfen. In Mutter, Vater, Gabri, Babsi, in jedem das Wissen, das wiederum alle Menschen verbindet. Von Innen wirkt, was sich im Außen gestaltet. Intuition bahnt den Weg. Ist dieser blockiert, hilft alles Wollen nichts. Mich hat sie zur Überwindung bewegt, das Fotoalbum im Elternhaus zu holen. Dankbar, fast heilig ergriffen, wenn ich daran denke, weil die Intuition soviel Gutes für mich tut. Und weil ich sie höre. Der Verstand hat wenig beigetragen, dass ich nach so vielen Jahren meine frühe Kindheit in den Händen halte.

Stundenlang die Bilder studieren. Für die Zukunft konservierte Gesichter. Anfangs einige Seiten mit einer verwirrt dreinblickenden, jungen Mutter, ihr

erstes Baby auf dem Arm, als sei es ein Fremdkörper. Dann scheint sich der neue Alltag einzuspielen. Lauter lachende Menschen – glückliche Eltern und glückliche Großeltern umringen ein glückliches Kind. Ein Foto berührt mich besonders, Vater und Töchterlein Wange an Wange mit wonnestrahlenden Gesichtern. Ich bin noch kein Jahr. Pures Glück. Was für Zeiten! Und später noch eins, die Dreijährige auf Vaters Schultern zerzaust ihm lustig die Haare. Danach sieht man den Vater nicht mehr strahlen, er mimt sich freundlich für die Kamera. Seine Züge verraten Kummer. Das Kind lacht weiter, es weiß noch nicht. Vielleicht auch lacht es umso mehr, um den Vater aufzumuntern. Die Mutter lächelt nun für jedes Foto, auch die Großeltern, die ihr sonniges Enkelkind genießen. Dann auf einer Seite kein Lachen mehr, Heiligabend und ich fünf Jahre alt. Hier ist der Bruch. Großvater fehlt, Monate zuvor ist er sechzigjährig an Asthma gestorben. Mutter gibt ein munteres Fotogesicht zum Besten, es ist das erste Weihnachtsfest ohne ihren Vater. Die Großmutter, jetzt Witwe, sitzt trübsinnig daneben und starrt zum Boden. Gabri noch klein kann gerade laufen. Vater fehlt diesmal auf den Fotos, er fotografiert das fragwürdige Weihnachtsidyll. Wohl fühlt er Unbehagen, ein heiteres Gruppenbild zu arrangieren, nachdem was kurz zuvor passiert ist. Das Ereignis ist nicht abgebildet, nur die erloschenen Augen des fünfjährigen Kindes als Folge davon. Verstört blickt es den Fotografierenden an, als wolle es fragen: Was hast du mir bloß angetan? Trotz der Geschenke kein Glück im Kindergesicht, gezeichnet vom Blick in die Hölle. Was ist passiert? Niemand hat es je erzählt. Der traumatische Moment entzieht sich dem Bewusstsein. Aber die Fotos sind da. Auf ihnen kann ich in die Kinderaugen blicken. Ist der Weg nach innen einmal gebahnt, wird eine Schwingung vernehmbar sein.

Zeitlos vertieft in jede Seite von der ersten bis zur letzten, und wieder von vorn. Und mit jedem Mal entblättern die Figuren den Plot näher zum Kern. Die ersten Jahre Paradies. Das Kind lacht bis zu jenem Weihnachtsabend mit fünf, der die Tür zur Hölle markiert. Die zwei jüngeren Geschwister lernen das Erstere nie kennen, die Hölle bildet ihr Nest und nennt sich Familienglück. Diese Sichtweise blieb mir lange verschlossen. Ich hing dem Trugschluss an, mir sei das Unglück zugefallen und meine Schwestern hätten

Glück gehabt. Wie sehr ich irrte. Jetzt mit leichten Augen mein Leben überfliegend, dem Wunsch nach Ordnung, das System zu verstehen, warum gekommen ist, was dann kam, wird das Drama umfassend plastisch. Nicht die zwei Jüngeren hatten Glück, sondern ich! Sie kennen kein Paradies. Bald nach der Geburt von Gabri nahm die Hölle ihren Anfang und jeder musste sich an sie gewöhnen. Weder für die Kinder noch für die frommen Eltern gab es Alternativen. Über Nacht verwandelte sich das Sonntagsglück in einen vierköpfigen Alltag. Das hat alle Beteiligten überfordert. Mit einem Schlag im wahrsten Sinne des Wortes war das Glück der Familie kaputt. Fortan spielte die Familie Glück, beschränkte sich auf die schicke Wohnung mit dem Wandschrank aus Alt-Eiche, das Automobil, den Persianer, bald ein Fernseher. Als Jahre später Babsi das Licht der Welt erblickt, hat Mutter bereits ihren Nerzmantel. Man ist geübt, die Hölle mit Familienglück zu tarnen. Selbst ich vergaß, dass ich zu Beginn des Lebens ein Paradieskind gewesen war.

Den Prozess der Kinderdressur untersuchen. Wie reagiert ein Kind nach dem ersten Schock, wie nach allen weiteren, die folgen? Eine Woche lang verstummt es, bis es gezwungenermaßen zurückfindet in den gewohnten Ablauf des Tages. Etwas Schwerwiegendes ist vorgefallen, das Kind hat das Grauen erblickt in Mutter und Vater. Die schelten es bockig, weil nach jedem Geschlage das unfröhliche Kindergesicht das Familienglück beleidigt. Ihr Vokabular kennt kein Trauma. Die tagelange Stummheit wird nicht als Symptom der Erschütterung begriffen, sondern als Grund, das Kind erneut zu bestrafen, und seine natürliche Reaktion solange geahndet, bis seine menschliche Natur zum Fremdkörper verkrüppelt, gehorsamst erstickt. Selbst wenn es sich zeitweilig zu erholen scheint, sitzt die Demütigung vergiftend in ihm, nicht allein im Gemüt, in jeder Zelle des Körpers ist das Erlebte gespeichert. Der Körper vergisst nicht. Erfahrung braucht ein Gedächtnis! Vielleicht sucht es durch sein weiteres Verhalten den Beweis, dass nicht wahr sei, was es gesehen hat, und prüft ganz unbewusst, ob es nicht doch so sein darf, wie es gemeint und geschaffen ist. Die Schwarze Pädagogik weiß, wie es geht: Den Willen des Kindes brechen, bis es pariert. Züchtigung ist ein wirksames Mittel. Eltern und Großeltern gingen durch dieselbe Schule. Schläge haben noch

keinem geschadet! Der Erziehungsstil bleibt unbezweifelt, Gewalt ist alltäglich. Anzeichen erfolgreicher Seelenverkrümmung ist der versperrte Zugang zu eigenen Schäden. So geht es, gefühlstot, taub und ahnungslos fortzufahren, mit Hilfe des bewährten Stockes das Kind zum Untertan zu biegen. Bis die Stimme seiner Seele ebenso verkümmert wie die der Erzieher.

Ich wähne mich auf der richtigen Fährte, in meinem fünften Lebensjahr nach dem ersten Schlag zu fahnden. Das erste Mal geht immer tief – the first cut is the deepest! Die erste Gewalt ist der Anfang des Übels. Hier entscheidet sich die Richtung, hier ist die Weggabelung zur Zukunft. Wird der Täter erschüttert seine Tat bereuen oder die Erschütterung allein dem Opfer überlassen, wird er blind genauso weiterverfahren, ohne Konsequenzen zu bedenken? Äußere Umstände führen zur heißen Spur. Seit Teenagerzeit litt ich unter Weihnachten, ein Horror, der sich mir nicht erklärt, bis zum Abgang an Heiligabend. Da entstand der Knoten in meiner Brust. Krebs ist der Kuss Gottes! Der Krebs zeigt mir, woran ich leide. Die weibliche Brust ist der Ort mütterlicher Ernährung. Meine Brust wird nun vom Krebs aufgefressen, weil die Nahrung der Mutter fehlt. Krebs in der linken Brust ein Trennungskonflikt vom Kind! Für Wochen ist das Familienalbum Orientierung, die Weihnachtsfotos, die verstörten Kinderaugen. Da verlor ich das Kind, mich selbst. Vielleicht geschah es am Tag zuvor, als es zum letzten Mal scherzend mit Kusinen und Vettern abgebildet ist. Trotz allem grinst Mutter ihr »cheese!« ins Bild und präsentiert sich unberührt als glückliche Dreifaltigkeit: Hausfrau, Mutter, Ehefrau. Auf den Fotos oft die einzige mit fröhlicher Fassade, wirkt sie wie eine Fremde. Die Konstanz ihres immer gleich sterilen Lachgesichts macht mir Gänsehaut. Ich verwandle mich, da ich diese Dinge auf einmal sehe.

Ich teste Kalo, Freunde, sogar Babsi im letzten Atemzug unserer Beziehung, lege das Album vor sie hin mit dem Hinweis: »Irgendwo gibt es einen Bruch!« Und jeder sieht ihn! Alle halten bei dieser Seite inne. Für mich geschieht ein Wunder. Nach vierzig Jahren hat das Kind Zeugen. Seine Not von den Betrachtern jahrzehntelang umgeblättert, selbst von mir sein stummer Schrei nicht wahrgenommen. Ich stieg darüber hinweg wie Mutter über mich im Traum. So ist Blindheit möglich! Blindheit ist grausam. Bis, wie plötzlich

aufgewacht, der Blick im Kindergesicht vor dem Kerzenlichterbaum mich trifft. Und das Elend dolcht mich ins Zentrum meines Bewusstseins ...

Wie um mich in Bewegung zu halten, spricht Urgroßvater in meinen Traum. Etwas vom Krieg. Zwei gab es während seiner Lebenszeit. Ich stelle ihn mir als Soldat vor. Das kann aber nicht sein, er hat das Bauernstädtchen nie verlassen. Stutze jetzt, weil er im Album fehlt, kein Foto zeugt von ihm. Drei Wochen vor meiner Geburt ist er neunzigjährig friedlich entschlafen. Hätte er nicht warten können? Von der uralten Urgroßmutter, die mich als Säugling hält mit ihren gichtigen Fingern, gibt es ein paar Bilder. Hinter ihren Runzeln ein Geheimnis, das sich nicht preisgibt. Sie kennt den Schmerz, ein Ungeborenes zu verlieren, hat ihn gleich mehrfach erfahren. Mutter hat es mir erzählt. Ein Kind ist ihr geblieben, meine Großmutter, im gleichen Sternzeichen geboren wie ich. Ich bin ihr Geburtstagsgeschenk: Ihr erstes Enkelkind. Urgroßvater ist immer fern gewesen. Zwei gerahmte Fotos sind von ihm übrig geblieben, die besitze ich. Auf dem Hochzeitsbild starrt er mit ernster Miene geradeaus, ein attraktiver Mann neben seiner Braut, die zugeknöpftes Schwarz trägt, das war um neunzehnhundert bei einfachen Leuten so üblich. Von beiden lediglich das Gesicht unbedeckt, sind sogar die Hände unter Handschuhen versteckt. Die Imagination, das junge Paar mit dem versteinerten Ausdruck gebe sich nacktverschlungen leidenschaftlich der Liebe hin, misslang mir grundsätzlich. In jener Zeit, so heißt es, herrschten Zucht und Ordnung. Zweifle, ob man unter diesem Dogma lieben kann. Mutter und Vater sind unter solchen Göttern großgeworden. Auch mir sollten Zucht und Ordnung beigebracht werden. Das zweite Foto zeigt die Urgroßeltern etwas älter. Auf eleganten Stühlen sitzen sie, zwischen ihnen hinter einem kleinen Tischchen steht die Tochter, meine Großmutter mit zwölf Jahren. Artig steif starrt sie nun ins Leere, wohingegen ihre Eltern ihre Steifheit verloren haben. Urgroßvater blitzt geradezu schelmisch aus seinem Gesicht. Was war der Anlass für dieses Foto gewesen? Hat man doch nur zu besonderen Anlässen ein Fotostudio aufgesucht und sich ablichten lassen. Urgroßvater in meinem Traum – erinnere ich Geträumtes?

Bis zum Zeitpunkt, als ich den Knoten in der linken Brust ertaste, ist das

Jenseits optimistisch bebildert mit einer Vielfalt aus hellen Möglichkeiten. Hoch in den Wolken neben Jesus an einer langen, weißen Tafel sitzend, kann lediglich das Kinderherz betören. Die Pubertät bringt andere Töne zum Schwingen und ist sich gewiss, dass die Aussicht mit dem Ewigkeitssiegel ziemlich langweilig wäre. Später, während ausgedehnter Reisen zu primitiven Völkern in Wüsten und Urwäldern von Afrika, Asien, Borneo, reift ein neues Verständnis heran. Es gibt ein Leben nach dem Tod in anderen Dimensionen! Hierzu hat der Verstand wiederum keinen Zutritt. Ich kann damit leben. Wenn wir nicht wissen, woher wir kommen vor der Geburt, wie sollen wir wissen, wohin wir gehen nach dem Tod. Als jedoch das Henkerbeil über mir schwebt, ist es vorbei mit der schönen Fantasie. Der Knoten schleudert mich in die schwarzen Löcher des Weltalls. Finsternis und Nichts! Von nirgendwo eine Hand zum Beistand. Regungslos erstarrt, ins Nichts entschwunden, ausgelöscht für alle Ewigkeit. Und in jeder Beziehung tot ...

»Wie finden wir uns wieder?« frage ich und Kalo blickt mich ratlos an.

Dieses Nichts macht mich mit dem Erschütterndsten bekannt. Im Fernsehen sagt ein berühmter Schauspieler am Abend seines Lebens, die Menschen bräuchten den Glauben an Gott, weil sie sich sonst so verloren fühlten in diesem weiten Universum. Ich verstehe. An Gott glauben, selbst wenn es bloß eine Illusion ist, damit man beruhigt schlafen kann. Das hilft nun alles nichts mit dem gefräßigen Knoten in mir. Das schwarze Loch schluckt mich. In den Pausen der Panik akzeptiere ich. Die Realität ist, wie sie ist, nicht nur für mich. Längst hinter mir liegt die Mitte des Lebens, wenn das Schicksal an die Tür klopft mit der Aufforderung zur Korrektur. Durch die Lebensmitte schreitet jeder auf seine Art. Mina lässt sich beim Schönheits-Chirurgen die Spuren des Alterns entfernen und neue Augen modellieren, Jörg bringt sich um, Max kauft ein teures Motorrad, Theresa muss sich einer schweren Herzoperation unterziehen, Carol richtet ihre Wohnung neu ein, Brigid spielt mit dem Gedanken, die langjährige Ehe aufzugeben und ein neues Leben zu beginnen, schreckt aber dann doch zurück in Anbetracht der Anstrengung, Bequemlichkeiten und Gewohnheit zu opfern, und lässt es bleiben. Ein letztes Aufmucken von Verwirklichungswillen rüttelt an der eingespielten Mecha-

nik und stülpt die Selbstverständlichkeiten um. Die liegen dann verstreut um einen da als nichts sagende Schnipsel, die nicht mehr in alter Form zusammenzufügen sind. Es kommt auf die Sinneswahrnehmung an und die anschließende Verwertung. Die Folgen der Dressur verzerren das Sehen und erschweren die Wahl, das Richtige als richtig zu begreifen und sich zu entscheiden. Mich stellt die Lebensmitte auf den Kopf, zwingt mich rabiāt, alle bisherigen Bestandteile der Anpassung aufzugeben. Nach dem ersten Schritt schon läuft mir Kalo über den Weg und mein Leben geht um hundertachtzig Grad gedreht weiter. Ein Wichtiges aber muss mir entwischt sein, sonst wäre der Brustkrebs nicht wie ein Versäumnis in die Lücke gesprungen. Jedes Detail untersteht einer Gottheit, genauso mein Krebs, den ich wie eine Beleidigung empfinde. Etwas für mich Lebensnotwendiges blieb unerledigt hinter meinen Augen liegen. Will ich zuviel? Freunde sagen es, die es gut meinen mit mir. Jeder hat seine eigene Skala, sinnlos, sich mit anderen zu messen. Jede Mode blendet den Blick hinter die Fassaden, wo jenseits der Wahrnehmung die Vielfalt regiert. Dem großen Ganzen werden Monokultivierungsbetrieb und Diktaturen nichts anhaben können, die Reichweite der Menschheit ist einfach zu dürftig. Um bei mir selbst zu bleiben, muss ich nach innen hōren. Hinter jedem Augenpaar existiert ein individueller Kosmos, verwaltet von eigenen und universellen Gesetzen. Langsam trainiere ich mir die Erlaubnis an, dass auch mein Kosmos seine Existenzberechtigung hat.

Kerzenlicht und Duftlāmpchen, Freundinnen um den gedeckten Tisch, Wein und Lachen, ernsthafte Gespräche. Sie wissen vom Knoten, den ich seit wenigen Monaten taste. Gebannt folgen sie dem Bericht vom Status Quo meiner Krise. Die Nachricht hatte sie noch in kurzen Aufruhr versetzt, aber die gute Hoffnung erfasste sie rasch, mich ermutigend, ob der Möglichkeiten. Zwei Heiler konsultierte ich, beides alte Mānner. Der Franzose erbte den Heilergeist von seiner verstorbenen Mutter, der Deutsche besitzt die Gabe des Pendelns, gepaart mit Homōopathie und Astrologie. Wenn ich vom Knoten spreche, ist Medizin nebensächlich. Meine mentale Verfassung ist das Zentrum der Reflexion. Die Freundinnen nehmen rührig daran teil, schließlich könnte es jede treffen. Man kennt die alarmierenden Zahlen der Statistik, hört

von neuesten Forschungen, Ursachen und wirksame Medikamente zu entdecken. Ich spreche offen. Wie soll ich meinen Zustand benennen? »Todesangstkrise« sage ich. In diesem Augenblick kracht ein lauter Knall durch das Zimmer. Wir erstarren mit Blicken aneinander festgefroren. Todesangstkrise. Ein Wort bloß und löst eine Explosion aus! Das Schälchen des Duftlämpchens war in zwei Teile zersprungen, und das Teelicht von seinem Platz heraus gehüpft, brennt daneben unbeschadet weiter. Die älteren der Freundinnen rappeln sich nach dem Schreck bald wieder auf, die zwei Jüngsten der Runde lange nicht. Ihnen ist elend vor Sorge um mich. Instinktiv spüre ich, dass die Sorge ihre eigene Angst betrifft, nicht die um mich.

Todesangstkrise! Wenn dieses Wort ein Duftlämpchen zersplittert, könnte das entsprechende Wort ein ganzes Haus in die Luft sprengen oder den Krebs eliminieren. Vage vernehmbar hauchdünne Ahnung. Es hapert an der Enge des Wortes. Rein physikalisch passt das Große nicht in Mund und Kopf, das Medium Wort oder Gedanke ist inkompatibel für solche Formate.

Warum spricht Urgroßvater wiederholt in meinen Traum? Dauernd präsent, lenkt er die Aufmerksamkeit auf sich. Ein inneres Flüstern trägt es mir zu. Und ja, der Geist kreist suchend um ihn, klaubt auf, was die Erinnerung von ihm übrig ließ, und reiht die Fundstücke nebeneinander hin. Warum hat er nicht gewartet mit dem Sterben, bis ich geboren bin? Dann hätte er mich sehen können. Nicht nötig! lacht es von irgendwoher, freundlich winkend aus leuchtenden Nebeln. Um mich zu sehen, benötige er keine physischen Augen, wo er jetzt ist. Es geht nicht mit rechten Dingen zu – was denke ich? Ist es träumen? Oder sind es die letzten Eindrücke, wenn die Funktionen des Körpers allmählich im Stillstand versiegen – erinnern, träumen, sterben ...

Die Geburts- und Todesdaten meiner Vorfahren prüfe ich im Vergleich und stelle Überraschendes fest. Urgroßvaters Geburtstag derselbe wie der von jenem Mann, den ich irrtümlich geheiratet hatte vor langer Zeit. Urgroßmutter's Geburtstag derselbe wie Kalos. Und die Sterbedaten der Urgroßeltern! Nur ein Jahr versetzt scheiden beide am gleichen Kalendertag aus der Welt, wie um dieses Datum mit einer Botschaft zu versehen. Es ist die Tag- undnachtgleiche im Frühling, identisch mit dem Datum unseres ersten Kus-

ses über vier Jahrzehnte später, Kalo und ich. Ein inniger Wunsch erfasst mich da, bevor ich sterbe, diesen Bezug zu enträtseln.

Warum denke ich jetzt an die Reihe von Unfällen und Schicksalsschlägen, die der Ankunft des Knotens vorausgingen? Im Frühling der Sturz vom Rad, bald ein tiefer Schnitt in den Finger, im Sommer eine Rippenprellung und beinahe eine Kollision mit einem Laster, im Herbst ein Selbstmord in Kalos Familie. Kurz darauf sein Zusammenbruch mit undiagnostizierten Fieberschüben und elender Verfassung. Zeitgleich entdecke ich den Knoten. Die Wucht der Tragödie drückt ihn an die Oberfläche. Da liegt er dann direkt unter der Haut wie eine Erbse am falschen Platz und beschert mir einen allmorgendlichen Grusel beim Duschen. Dem pendelnden Heiler ist das plötzliche Auftauchen des Knotens absolut plausibel, »Das kommt vor, dass ein Tumor aufgrund emotionaler Belastung nach oben rutscht.« Der Arzt, der mich operiert, hält nichts von verborgenem Emotionspotenzial. Er hat das Fleisch studiert, die Organe mit all ihren Funktionen, die Materie von den Zellen bis zu Knochen und Muskeln. Dass der Körper nicht vergisst, weil in seinem Gewebe Erinnerung in Form von Energie gespeichert ist, widerspricht seinem medizinischen Verstand. Es gibt keinen Grund für Krebs! Nur Pech! Wie kann es sein? Der eine Experte sieht, was dem anderen verborgen ist. Beide dasselbe im Visier, dennoch unterschiedlich die Erkenntnis. Wer liegt richtig?

Der rote Faden! Die wichtigen Punkte vom Anfang bis zum Ende verbinden, damit ich in meiner Geschichte den Sinn finde. Die Notwendigkeit, sie zu verstehen, dreht mich im Kreis. Meine Aufmerksamkeit darin bündeln. Neun Monate vom Rutsch aus der Tiefe bis zum Tag, den Knoten schulmedizinisch prüfen zu lassen. Einer schwierigen Schwangerschaft gleich, währenddessen ich verzweifelt hoffend um Heilung ringe, täglich den Bösewicht tastend, der unveränderlich auf sein Dasein beharrt. Weder wird er größer noch kleiner. Ein langsam wachsender Krebs, der vor sechs Jahren entstanden ist ...

Es schwappt mich zurück in die Monate davor, als der französische Heiler mich 'operiert'. Er könne die Schläge fühlen, die das Kind erlitten hat. Mit einer Warnung entlässt er mich, eine große Operation habe er in diesem speziellen Fall an mir vorgenommen, »Wie zwei Operationen auf einmal.« Er ist

überzeugt, ich könne den Eingriff verkraften. »Sie sind sehr stark, aber schwer verletzt.« Beinahe heule ich los vor Rührung, weil er es ausspricht. Er redet mir ins Gewissen, den Eingriff sehr ernst zu nehmen, »In den nächsten Tagen sollten Sie unbedingt jede Anstrengung meiden und sich ausruhen.« Dabei schaut er mich so menschlich an. Ich krieche förmlich heim und falle gleich in Tiefschlaf wie nach einer Narkose. Danach tagelang unfähig Fahrrad oder Auto zu fahren, erhole ich mich langsam wie nach einer Operation.

Diese Erfahrung zeigt mir alles. Welchen Menschen ich mich anvertraue, auf der Suche nach einem heilsamen Weg. Ärzte und Heiler mit ihrer eigenen Sicht auf die Dinge therapieren dementsprechend ihre Patienten. Die Homöopathin, die mich zum chirurgischen Eingriff überredete, kennt beide Seiten und weiß, was sinnvoll ist: Die eigene Entscheidung! Ihr vertraue ich. Noch bin ich unentschieden. Wie entscheidet man richtig? Lassen Sie sich Zeit! Das beruhigt ein wenig. Das Zeitlassen wird noch folgen oder erübrigt sich. Wenn ich die Operation überlebe, kann ich anfangen, zwischen den Optionen abzuwägen: Schulmedizin oder alternative Nachbehandlung. Mich inständig in die Möglichkeiten vertiefen und sinnlich ausloten, um dann – so hoffe ich – wie vom Blitzstrahl erleuchtet zu wissen: Das ist der richtige Weg für mich!

Das Zeitlassen wird Stress bedeuten, permanent hin- und hergezogen zwischen unvereinbaren Fronten. Das Kopfkino wiederholt permanent die nüchterne Unterrichtung des Arztes, was er für unumgänglich hält: Chemotherapie oder sechs Wochen Bestrahlung und fünf Jahre lang Tabletten. Wie beiläufig wischt er eventuelle Beschwerden wegen Unverträglichkeiten des Medikaments beiseite, nichts erwähnend, dass diese Tabletten neben Migräne und übelster Zustände zudem Gebärmutterkrebs verursachen können. Wie entschieden er jede Alternative abtut – Homöopathie, Ernährungsumstellung, Kinesiologie, Mineralstoffe, positives Denken, Psychotherapie, Familienaufstellung, Trauma-Auflösung. Unter den Verordnungen dieses Arztes werde ich weiter leiden, mental und körperlich. Die Praxis hat mir zur Genüge bewiesen, gegen jede Form von Allopathie wehrt sich mein Körper.

Was fühle ich? Die tiefgefrorenen Emotionen befreien! Die nämlich vergiften mich. Hier, wo ich im Augenblick bin, gilt weder positives noch negatives

Denken. Ohne Kostümierung durchdringt mich die Gesamtheit aller Dinge, mich bis auf den nackten Urzustand entblättern. Die Gesamtheit beherbergt den Atem allen Lebens, so auch meinen. Erinnerungswolken gleiten durch mich hindurch, um mein Gedächtnis auszukehren. Vermengt mit emotionalem Erbe jener Zeit, lediglich von Bedeutung, damit ich begreife, fallen die Bilder in meine Augen. Unverfälscht wie sie beschaffen sind, reihen sie sich auf, doch keine Zensur teilt sie in positiv und negativ.

Positives Denken irritiert mich. Skrupel schlagen Alarm, sobald jemand sagt: Du musst positiv denken! Die weiche Stimme erzeugt die Irritation. Sie ist Täuschung. Wohl ist mein Ohr besonders empfänglich für falsche Töne, vielleicht meine Überzeugung so hartnäckig, das Alte zu hüten. Hergeben tut weh, als wäre ich einer Amputation unterzogen. Obgleich das Alte nicht mehr schützenswert, sondern schädlich ist. Mein Unverständnis dem eigenen Mangel zuschreibend, guten Willens einige Versuche, mich dem positiven Denken zu öffnen. Wenn ich die Abwehr überwinde, wird es Gutes für mich tun. Die Krebsdiagnose macht mich bedürftig. Alles versuchen. Das Krebshilfe-Institut bietet einen Kurs für Krebskranke an, positives Denken zu üben. Ich überwinde meine Abwehr und nehme daran teil. Mit sanften Bewegungen meditieren, anschließend freies Malen unter Anleitung einer Psychologin. »Sie sind im Einklang mit sich, lauschen Sie ihrem Atem.« Ich lausche und öffne mich. Doch was in mich eindringt, mahlt mich zu Boden. Danach schleppe ich mich heulend heim, verseucht vom Leid der krebskranken Teilnehmer. Ich lasse das positive Denken sausen, tanze lieber zur Musik brasilianischer Lebensfreude oder zum Feuer afrikanischer Trommeln. Das hebt mich ins Glück, das ich dann für ein paar Stunden wieder schmecke.

Wie soll das gehen, mit einer Krebsdiagnose sich auf Knopfdruck in Einklang zu bringen? Wohin so schnell mit dem vorhandenen Unrat? Der muss doch zuerst weggeräumt werden. Wäre Einklang so einfach und sanft herbei zu tönen, hätten es Krebszellen schwer, überhaupt einen Nährboden zu finden. Die Praxis des positiven Denkens überzeugt mich nicht. Wenn positiv denken, dann um die Kräfte zu bündeln zur Orientierung, nicht aber zur Vermeidung, die Hürden zu überwinden. Wer sich von Altlasten zu reinigen hat,

muss sich um den Müll kümmern. Durch positives Denken allein wird diese Arbeit nicht erledigt. Heilwerden hat einen Preis, der muss bezahlt sein. Der Preis ist ein Opfer – der Ordnung willen! Die Mutwilligkeit, unabwendbare Realität des erforderlichen Kraftakts durch positives Denken zu ersetzen, erscheint mir geradezu töricht. Absurde Szenen kreiert die Fantasie. Nach einem verheerenden Krieg sitzt man meditierend auf Trümmern mit der Absicht, die äußeren sowie inneren Verwüstungen positiv wegzudenken. Die Trümmer sind da, unschuldig und passiv Zeugen der Misere. Verursacht von Zorn und Hass, werden sie sich nicht von selbst beseitigen. Hände haben sie geschaffen, Hände müssen sie forträumen. Im Schweiß des Angesichts hat man sich an ihnen abzarbeiten, denn als Fundament für eine neue, friedliche Welt sind sie untauglich. Fang den Tag nicht mit den Scherben von gestern an! Vaters Belehrung klingt mir wie Unsinn. Er heiligt den faulen Zweck, um seine Verantwortung in die Verbannung zu schicken. Mach die Augen zu, schau sie nicht an! Simsalabim – ich sehe keine Scherben mehr!

Mir imponieren die Helden der Mythen. Mit allen Konsequenzen durchlaufen sie die karmische Heilungsinstanz von Generationssünden. Wohlgleich die Strapazen der Höllen sie wie jeden schrecken, gehen sie den Weg, der notwendig ist. Ein göttlicher Fluch zielt auf sie wegen eigener Verfehlung oder wegen ungesühnter Missetaten von Vorfahren. Positives Denken kann eine zerbrochene Tasse nicht wieder kitten. Jedes Kind weiß, was zu tun ist: Die Scherben aufkehren, und falls möglich wieder zusammenkleben. Jedes Mal, wenn man später daraus trinkt, werden die Narben an den Bruch erinnern ...

Wenn ich zweifle, ob ich mir helfen könne, trete ich auf der Stelle. Wie soll man weitergehen, wenn man nicht weiß, in welche Richtung? Ich stagniere. Schon wieder. Stagnieren ist ein Prozess der Entwicklung. Früher war mir das Auf-der-Stelle-treten unbekannt. Fahrtwind im Gesicht, danke lieber Gott! Bitte mach, dass es nie aufhört! Reisen von einem Ort zum nächsten, weiter und weiter und immer in Bewegung. Früher, das ist so lange her, als wäre da ein anderes Leben gewesen. Nun an Schläuche und Apparate gekabelt, weht kein Fahrtwind in mein Gesicht. Ohnmächtig liege ich mit wachen Augen. Der große Rest, der ich ohne Körper bin, ist ein Kosmos aus Emotionen. Unter

deren Energien hilft kein Trick des Fliehens, sowie jegliche Täuschung wirkungslos ist. Alles Falsche hat keinen Zutritt ins Reich zwischen Diesseits und Jenseits. Hier bin ich nackt, pure Energie, die kein Wollen steuert.

Die Bilder quälen mich mit Wiederholung. Damit ich sehe. Ich durchschaue die Absicht, mich der Chronologie zu entreißen. Sie dient mir als Gelände, an dem ich mich festhalte auf dem Weg durch meine Geschichte. Eins ergibt sich aus dem anderen. Hier jedoch ist Chronologie ohne Bedeutung, alle Ereignisse existieren gleichzeitig. Der Kopf unterscheidet und trennt, weil er nur so denken kann. In Wirklichkeit bin ich Teil des Pulsschlags sämtlicher Galaxien aus leuchtenden Sternen und schwarzen Löchern. Wäre mein Bewusstsein fähig, könnte ich das gesamte Universum erfassen, würde dann nicht einmal staunen, sondern sagen: Ja, genauso ist es!

Urgroßvater, den ich nicht kannte, in meinem Traum. Wie Perlen fädle ich die Ereignisse auf eine Kette, nach Zusammenhängen suchend. Auf den Tag genau ein Jahr nach ihm starb Urgroßmutter drei Wochen vor meinem ersten Geburtstag. Ihr gemeinsames Todesdatum markiert über vierzig Jahre später den glücklichen Tag der Urenkelin Klio, ihr erster Kuss mit ihrer großen Liebe Kalo. Eine Botschaft spricht in diesem Zufall, etwas fiel mir zu. Es streift mich ein Frösteln: Hier begann Heilung. Wohl sind die Urgroßeltern Teil meiner Verwundung ... Heilung ist ein beschwerlicher Weg. Heilung ist Sinn. Was hat Kalo mitgemacht, der nie aufhört, meine Hand zu halten. Man benötigt großen Schutz, sich der Arbeit am Verdorbenen zu widmen. Und eben nicht zu vergessen! Wenn ich all die verschollenen Empfindungen rufe, wird die Wiederbelebung sie erlösen. Im Kerker der Vergangenheit sitzt das verlassene Kind, dort befindet sich die Quelle der Tränen für das gesamte Leben.

Ein heiliger Abend. Eine heilige Nacht! Heilig! Heilig ... Linien geschwungen auf weißem Papier. Worte geraten in Krieg mit Empfinden. Ich schreibe und schreibe, der Materialisierung einen Sinn abzuringen. Was man darf und nicht, sollte und müsste für das Gesicht des Zeitgeists, ist hier ausgeschlossen. »Heimatlos« stand bereits auf meiner Kinderstirn, niemand hat mir erklärt warum. Ich bin nicht allein mit dem Wunsch, zu sein wie sie, auch dazugehören zum glücklich großen Kreis. Mit dem Älterwerden jedoch be-

schleicht mich das Grauen der Konsequenz, die Enge des Verbergens auszuhalten. Ich bin nicht allein, weil ich die Flucht ergriff. Das Kind flog davon, bunte Fantasien aus Malen, Schreiben, Träumen. Der Teenager und die junge Frau rannten um die Welt, auf der Suche ... Und jedes Jahr Weihnachten. Heilige Nacht! Der Heiland wird geboren! Heilig! ... Angst tötet ein Kind!

Vergeblich knebelt mich der Vorsatz, den Weihnachtsabend nicht zu behindern. Jedes Mal versagt die Disziplin wegen des ungeheuren Kraftakts, die Empörung zu zügeln, Kräfte, die der Wille nicht beugt. Bitte, wenigstens heute! In allen Augen das Gebot und kein Zeichen von Verbundenheit. Ein einzelnes Augenpaar hätte mich besänftigt. »Wenigstens heute!« gilt ausnahmslos mir, denn die anderen fügen sich. Wenigstens heute! Zwei Worte, die das Drama betiteln. Die anderen, von Zweifeln verschont, lesen den Titel schön, Vater, Mutter, Gabri, Babsi. Bei mir aber treffen die zwei Worte ins Zentrum der Rebellion: Wenigstens heute! Die Warnung des Familienoberhaupts beim leisesten Anflug einer Bedrohung, dem weihnachtlichen Ausnahmezustand würde die Maske heruntergerissen, lauert im Blick des Diktators, gleich dahinter ein Abgrund. Das sehe nur ich. Und wie sich das verschwiegene Drama potenziert. Das Verbot, die Wahrheit zu sagen, zu verraten, was sich hinter dem Blick des Diktators verbirgt, lehrt das Kind Schweigen. Widersetzt es sich, kommen Teppichklopfer, Ledergürtel oder Kochlöffel zum Einsatz. Oft genügt eine eisige Miene, um dem Kind sinnlich zu vermitteln, was ihm droht und wie es aussieht in Mutter- und Vatergesicht, wenn sie es verstoßen. Später, weil die Macht der Gewohnheit greift, ist das Schweigen Routine. Wer die Möglichkeit hat, reicht die Schwarze Pädagogik an die nächste Generation weiter, an die eigenen Kinder, an die Schüler, an das Volk. Es entwickeln sich Menschen, die wieder schlagen und hassen ohne Sinne, die im Namen des Guten nicht lieben, sondern quälen. Meine Geschwister merken nicht, wie sie zum verlängerten Arm von Mutter und Vater mutieren. Selbst ich bin jahrelang blind für den Maulkorb, mit dem auch Gabri und Babsi mir geschickt den Mund verbieten. »Ich will darüber nicht reden!« sagt Babsi frostig, es ist ein Befehl. Gabri brüllt cholerisch, um mich vor jedem Gespräch abzuschrecken. Instinktiv zielen beide auf meine Dressur, und

ich reagiere zuverlässig eingeschüchtert und fühle mich schuldig. Ich soll nicht reden. Weil ich es will, bin ich nicht richtig. Wehtäte ich ihnen. Sie leiden, wenn ich rede. Aber nicht das Leid weckt ihre Aufmerksamkeit, sondern meine Untat, so schlimme Sachen von mir zu geben, als würde ich alles erfinden, um sie zu quälen. Dass ich reden muss, weil ich leide, und leide, weil sie es mir verbieten, kümmert sie nicht. Die Stimmung würde ich vermiesen, es müsse auch mal Schluss sein. Ich lasse mich zum Schweigen zwingen und fechte allein die Schlacht im Stummen. Ich schreibe. Das Papier verbietet mir nicht das Sprechen. Zeit verstreicht. Ich schreibe und lasse Gabris Vorwürfe über mich ergehen. Da das Schreiben meine Zeit für sie reduziert, bin ich nicht mehr beliebig verfügbar wie früher. Gabri stemmt sich gegen den leisen Wandel, zwischen uns soll es so sein wie bisher. Ihre Daumenschrauben winden sich enger. Irgendwann ist genug. Ich zerre den Maulkorb vom Mund und zahle den Preis. Redefreiheit ist teuer. In Etappen durchtrennen die Schwestern das Band und stückchenweise zerbröseln unsere Nähe. Redefreiheit oder das Haben von Geschwistern, Eltern, trauter Gemeinschaft. Ich verdamme dieses Oder, denn ich will beides: Sowohl als auch! Das Oder kommt von weit her. Die Entfernung vernebelt seinen mächtigen Schöpfer.

Schauernd folge ich den Spuren, die bis hinaus zu nationaler Ausdehnung mäandern. Überall auf dem Globus herrschen destruktive Methoden, die dem familiären Nest entspringen, überall das Verbot, die Wahrheit zu sagen und zu hören, sogar in Demokratien Redefreiheit bloß ein auf Hochglanz poliertes Emblem. Wozu Lügen? Für Macht und Unterdrückung. Und stets gleich das Ergebnis: Zertrümmerte Städte und zahllose Tote. Im Kleinen sind es Familien, die zersplittern, entzweit Eltern und Geschwister. Bei jedem Diktator spinnt sich der rote Faden von seinem mächtigen Sockel zurück in seine traurige Kindheit. Dort stellt sich die Rache bloß, die das einstige Kind seinen erzieherischen Quälern gegenüber nie empfinden durfte. Diese Energie hat sich dem Kind dämonisch einverleibt. Wie kann es die Eltern hassen und gleichzeitig überleben? Es muss glauben, dass Mutter und Vater es lieben, indessen der Hass gefesselt im Dunkeln ausharrt, bis die Zeit reif ist, man selbst groß und mächtig, um dann in seiner Verbiegung die Welt mit Gewalt

zu pflügen. Nicht einmal da reißen sich vor Schreck die Augen auf, in den Grausamkeiten die alte Not zu erkennen. Wie soll es auch gehen, wenn Fühlen und Merken verboten sind? Verkümmert. Das Volk ist Opfer von Elterndiktatur genauso wie sein Herrscher. Deshalb will man auch bei bösen Diktatoren nichts von schlimmer Kindheit wissen, es siegt die Blindheit, allwissend auf einen fiktiven Teufel zu weisen. Und hat damit nichts zu tun. Wie steht es wirklich um jene Spitzen von Nationen, die im Namen eines Gottes oder glorifizierter Ideale ganze Völker ausrotten, die im Namen der allmächtigen Wirtschaft die Schwachen von Grund und Boden vertreiben und jeglicher Rechte berauben? Der Wahnsinn ist nie vorbei, solange das Fühlen sich opfert, so dass Liebe in Hass verkehrt, ersatzweise Projektionen notwendig werden.

Warum höre ich so eindringlich die Wut aus rosigen Mündern schreiender Kleinkinder, die unter dem fortschrittlichen Diktat von »Wie geht es uns doch heute gut« in Kinderwägen festgezurr, sich verzweifelt auf den Arm von Mama und Papa sehnen? Das kindliche Bedürfnis wird nicht gefühlt, da ja das eigene verkümmert ist. Heute hat sich die schwarze Pädagogik modifiziert. Ist das Kind gewickelt, gefüttert, mit Spielzeug versorgt, hat es keinen Grund zu schreien. Es geht ihm doch gut! Ich ersetze Diktator mit Vater, ersetze Volk mit Mutter und Kinder. Ich sehe die Dinge in ihrer Nacktheit – weil ich mich im Prozess des Sterbens befinde? In solcher Dichte bestürmen mich die Bilder. Der Todesmoment entrollt nochmals das Leben, nun in Lichtgeschwindigkeit. Großmutter vom Land in ihren letzten Tagen bei der Familie in der Stadt krabbelt von der Vergangenheit eingeholt, in pflegebedürftigem Zustand auf allen Vieren durch die Wohnung und ruft Hilfe herbei. Das Heu müsse sie einholen, gleich würde es regnen! Warum fiel dieser alten Erinnerung solches Gewicht zu? Schnelles Sterben schont bestimmt nicht vor dem Erinnern. Mina, die ihren ersten Fallschirmsprung absolviert, berichtet außer Atem, wie sich ihr gesamtes Leben im Kopf abspulte. Ewig kam es ihr vor, und ungläubig erfährt sie hinterher, dass es nur drei Sekunden dauerte, bis sich der Fallschirm öffnete. Ihr Freund stand unten und guckte auf die Uhr. In diesen drei Sekunden sah sie ihren Lebensfilm. Ob gerade dasselbe mit mir geschieht? Was bleibt, Erlösung? Ob ich es schaffe vor dem letzten Atemzug? Ist das

der Sinn, sein Leben noch ein Mal zu erleben, um ihn dann zu finden ...

Das Sträuben ist mächtig, ich will nicht zurück und wieder fühlen. Ich weiß, dass Weihnachten der Ort meiner Verwundung ist. Doch eine dunkle Energie zieht mich magnetisch genau dorthin, wo es brenzlich nach Hölle riecht. Plätzchen und Wachskerzen kennzeichnen den Duft meiner Hölle, bespielt mit Weihnachts-Chören. Ich lehne mich auf, an diesem weihnachtlichen »Wenigstens heute!« klingt alles falsch. In mir tollen Teufelszungen, die zischen unablässig: Ausgerechnet heute! Kann ich widersprechen? Recht haben sie. Ausgerechnet heute am Tag der Liebe wird am eifrigsten geheuchelt! Ausgerechnet heute in der heiligen Nacht.

Warum nicht Theater spielen? Die Widersprüche zerreißen mich. Ich stand doch sonst so leidenschaftlich theaterspielend auf der Bühne. Mühelos hielt ich mich an Text und Ausdruck der Rolle, verkörperte mit allen Sinnen Jesuskind, sterbender König, Mephisto, Rotkäppchen oder den bösen Wolf in Mutters altem Hasenpelz. Die Inszenierung unter dem geschmückten Tannenbaum dagegen ist purer Stress. Vermutlich weil die Kostüme fehlen, weil kein Publikum applaudiert, weil es weder Bühne noch Vorhang gibt, der Vorhang, der danach fällt am Ende des Stücks. Anschließend Sekt trinken, feiern, trällern: Was für ein Theater! Nach Weihnachten sagt niemand: Was für ein Theater! Das Theaterstück Heilewelt ist nie zu Ende, geht weiter ohne Pause bis zum neuen Jahr, durch die heilige Fastenzeit bis Ostern, Pfingsten, Sommerferien und über alle Geburtstage mit Kerzenlicht, Geschenken in Glanzpapier, an Sonn- und Feiertagen Kuchen mit Schlagsahne. Offenbar fiel Vater das Theaterspielen schwer. Hinter seiner gemeißelten Fassade nur Trübsalpulver und Qual. Erstickt hätte er meinen Verdacht mit diesem Wenigstens-heute!-Blick. Keine Silbe wegen weihnachtlichen Unbehagens trat über seine Lippen, nur Vorwurf an mich, weil ich nicht überzeugend feierlich bin. Ob die Erinnerung an das erste Mal, Weihnachten, als ich fünf Jahre alt war, einfach ausgelöscht ist, erfolgreich vergessen, wie er mich mit dem ersten Schlag unter seine Gewalt nahm und mein Kind vertrieb, dann am Abend unter dem Weihnachtsbaum »Freuet euch!« sang und das Familienglück fotografierte? Oder weiß er noch, braucht daher alle Kraft für die Verleugnung,

was seine Nervosität am heiligen Abend erklärte. Knisternde Stille, wenn er die Bibel aus dem teuren Wandschrank in Alt-Eiche herausholt, um daraus die gleiche Stelle wie jedes Jahr vorzulesen. Kein Halleluja bringe ich hervor. Gewichte drücken auf unsere Köpfe und Schultern. Insgeheim bete ich, dass es bald vorüber ist. Mutter andächtig lauschend, beneide ich, weil sie sich so arglos in die Rolle fügt. Die zwei Schwestern halten geduldig still mit der Gewissheit der baldigen Bescherung. Noch ein paar heilige Lieder singen zu Geige und Klavier, dann ist es vorbei: Heilige Nacht ... Oh Tannenbaum ... Leise rieselt der Schnee ... Freuet euch! Ich quäle mich, schlimmer als Vater, der seine Stimme verfälscht wie der Wolf, der Kreide gefressen hat, um die Ziegenkinder zu täuschen und dann zu verschlingen.

»Freuet euch, denn heute ist euer Heiland geboren!« Was fange ich mit solchem Wortgehülst an? Für mich gibt es nichts zu freuen, am Geburtstag vom Heiland wurde meine Seele entzweit. Die eine Hälfte floh davon, die andere blieb verstümmelt bei mir, wie um täglich auf den Verlust hinzuweisen, wohl so beharrlich, damit ich nie vergesse, die verlorene Hälfte zu suchen. Vater bringt mehr Disziplin auf als ich, seine wurde in der Hitlerjugend und im zweiten Weltkrieg gedrillt, meine nur unter seinem Zorn. Die Miene gestählt, die Gesten sakral verklärt, zieht er Weihnachten durch das Protokoll wie ein automatisiertes Duplikat, seelenlos und hohl, möglicherweise verschwiegen hoffend, danach etwas ruhiger zu schlafen. Mutter und Geschwister glauben den Ernst, der nötig ist, um die Heilandgeburt gebührend zu verkünden. Ich sehe die Anstrengung. Hinter der weihnachtlichen Fassade lärmten Sirenen: Bloß die Emotionen unten halten! Dass sie freikämen, ist seine monströse Angst. Auch er angstvollgepumpt wie Mutter. Das Zähnezusammenbeißen ihm so früh beigebracht, dass sein Kiefer sich der Unterdrückung angepasst hat. Beim Kauen und Sprechen schiebt sich die untere Zahnreihe über die obere. Heute wird ein Überbiss mit Zahnsparren korrigiert, Angst und Wut müssen sich dann ein anderes Ausdrucksmittel suchen.

Manchmal erfasst mich Mitleid. Vaters Gebiss ist letzter Zeuge vom frühen Tod des Kindes, das er einst war. Ein so inniges Verlangen bedrängt mich dann: Warum fallen wir uns nicht alle um den Hals und weinen zusam-

men? Wir tun es nicht und werden es nie tun – vermutlich. Stattdessen trainieren wir unsere Mienen tapfer, damit wir ernsthaft wirken und nicht wütend, damit wir heiter singen und nicht freudlos verstummen. Wir halten uns fest an der Bibel und tönen ungeduldig Freudenlieder, »Freuet euch, denn heute ist euch der Heiland geboren!« Im Lichterglanz des abgesägten Tannenbaums präsentiert sich besonders krass der Schein, wie falsch unser Leben ist. Den Betrug kann auch glitzerndes Lametta nicht vertuschen. Vater nimmt das Falsche wahr, Mutter nicht. Vater zähmt das Falsche krumm mit seiner Disziplin, Mutter braucht sie nicht, sie sieht auf Knopfdruck alles schön: Cheese! Nur wochentags, wenn der Mann bei der Arbeit ist, bricht der Frust aus ihr hervor und malt ihr Gesicht hässlich, wenn sie laute Klagen samt Tränen über die kleine Tochter schüttet: »So habe ich mir das nicht vorgestellt, verheiratet sein und Kinder haben!« Die kleine Tochter inhaliert das Elend mit kindlichen Sinnen. Kein Zweifel für den jungen Verstand, sich dafür schuldig zu fühlen, was Mutter und Vater bedrückt. Und tiefgeheim keimt hier die Einsicht, später klüger zu sein: Niemals heiraten, niemals Kinder!

Welchen Plan hat das Schicksal, mich in eine Familie zu setzen, wo ich keinen Deut hineinpasse. Und mich mit der Konstitution aus unvereinbaren Komponenten auszustatten: Rebellisch, harmoniebedürftig, treu, unabhängig, unbeugsam, sanft, Widdersonne, Waageaszendent, Steinbockmond, Jupiter-Uranus-Konjunktion in Krebs im zehnten Haus, Venus in den Fischen. Welche Absicht steckt hinter solchen Geburtsrequisiten? Dass Erich Mühsam ähnlich bestückt war und ebenso fehlplatziert in seiner konservativen Familie mit gewalttätigem Vater-Diktator, fand ich kürzlich heraus. Sein Schicksal weist in den Abgrund des Grauens. Gescheitert im Kampf gegen Hitler, hing er schändlich aufgeknüpft über dem Abort eines KZs. Kurz zuvor schrieb er das Gedicht: Hilf mir lieben. Wenn ich an ihn denke, muss ich weinen ...

Es ist mit einem Mal so hell. Ich blinzele ins Sonnenlicht. Unter mir verwittertes Holz einer Bank, vor mir weite Landschaft, eine Ebene korngelb bis zum Horizont. Wärme und kein Lüftchen, das sich bewegt. Stille, als huschten Engel vorbei. Neben mir leises Atmen. Ein Mann in meinem Alter um die vierzig, Jacke und Hose von zeitloser Gelebtheit, kauert zu meiner rechten,

zwischen uns ein halber Meter. Er starrt vor sich hin. Ungekämmt krausdunkles Haar umrahmt sein Gesicht, Schnauzbart und Nickelbrille. Ich kenne ihn von Fotografien aus dem Buch *Verbrannte Dichter*: Erich Mühsam. Ich bin perplex. Und wiederum erscheint mir diese Begegnung völlig schlüssig. »Warum sind Sie hier?« frage ich. Er blickt mich an, seine Augenwinkel von einer Last nach unten gezogen: »Ich warte.« – »Ich warte auch.« sage ich, staunend über diese Gemeinsamkeit. Wir warten beide! Aus dem gleichen Grund. Rechts hinter uns der einzige Baum weit und breit, mächtig wie eine schützende Hand im Rücken. Links von uns führt ein Weg vorbei, von Horizont zu Horizont. Plötzlich steht ein alter Mann vor uns im langen Gewand aus undefinierbarem Gewebe, leicht fließend, matt. Ohne ein Indiz von Überfluss wirkt er majestätisch. Ich sehe ihn zum ersten Mal und weiß dennoch: Das ist der Meister. Auf ihn warten wir. Sein Lächeln verrät, dass er uns kennt. Stumm blicken wir ihn an. Mit einem Wink gibt er zu verstehen, ihm zu folgen. Wir gehen ihm nach und lassen uns im Schatten des Baumes auf den Wurzelarmen nieder. »Warum muss das so sein?« fragt Erich Mühsam. Ich bin verblüfft, meine Worte sprechen durch seinen Mund – warum muss das so ein? Auch ich will die Antwort wissen. Der Meister wiegt den Kopf. In der Güte seiner Augen weiche ich auf. Lange überlegt er. Die richtigen Worte zu finden, ist nicht einfach. Auch für ihn. »Nun,« beginnt er, »das Schicksal wählt für die Geburt eines Rebellen eine Familie, wo Leid und Ungerechtigkeit erfahren wird. Verliefe die Kindheit unbeschwert, wie sollte die Notwendigkeit des Erneuerns aufkommen? Stellt ihn euch in einer heilen Welt vor. Jeder erwachende Gedanke für Wahrheit und Gerechtigkeit wäre von jüngst an nieder geschmust und zugedeckt mit süßen Tröstungen. Zuerst kleine Leckereien und Bewunderung, später Besitz und Privilegien. Mit Samthandschuhen der Erpressung hielten die Verwandten ihn instinktiv stumm, wie von Vorfahren übernommen. Der heranwachsende Spross soll seine Abhängigkeit niemals verlassen und unangenehme Fragen stellen. Ihr seht selbst, in solchen Verhältnissen wäre es aussichtslos, Widerstand zu wecken. Ist das Leid jedoch offensichtlich durch Prügel, Verrat, Demütigung, dann lernt der junge Rebell das Muster kennen, das Leid hervorbringt. Fortan wird sich darin seine

Energie bündeln, Verbesserungen anzustreben. Als Spross von Familienglück hingegen wäre sein ganzes Tun, genauso wie das der restlichen Familienmitglieder, einzig darauf beschränkt, dem unausgesprochenen Diktat der Sippe gehorchend, bloß keine richtigen Gefühle zu hegen, um das Harmoniekonstrukt nicht zu gefährden. Glückliche Familien, die das Befinden eines jeden respektieren, mag es durchaus geben. Mangelt es aber an innerer Bindung, ist die heile Welt nur Fassade. Da erlaubt die Sippe kein eigenes Denken. Wer es dennoch wagt, ist augenblicklich ausgeschlossen – für einen Abhängigen unerträglich. Also pariert er, die Unfreiheit ihm genauso wenig bewusst wie einem Neugeborenen, abhängig von der Mutterbrust. Davon wird er sich nie weit entfernen, wenngleich er auf sogenannten eigenen Beinen steht oder gar ein Volk regiert. Die Sicherheit des Gewohnten freiwillig aufzugeben, ist hart. Buddha mag es gelungen sein, doch Persönlichkeiten seiner Art sind rar ... Nun geht ihr beiden und seid ein Brunnen. Die Menschen werden euch nichts geben, wenn sie an euch ihren Durst löschen. So müsst ihr ohne Dank leben. Irgendwann werdet ihr alles verstehen ...«

Wir liegen in seinem gütigen Blick. So vieles will fragen, doch wie formulieren? Die Zellen wissen das Viele, sie bedürfen keiner Worte. Hier draußen aber im Schatten des Baumes, durch Blätterwerk sonnenlichtbesprenkelt, hat das Viele keine Stimme. Während ich so empfinde, verblassen die Konturen des Meisters, sein Lächeln, das uns alles mitteilt ohne Laut. Die Luft weiß es und ich atme sie ein. »So muss es wohl sein!« sage ich nach langem Sinnen und wundere mich, wie die Worte selbständig von meinen Lippen fallen. Erich Mühsam nickt bedächtig. »Mein großer Bruder!« sage ich froh, auf meinen Wangen noch das Lächeln des Meisters. Ein Band überspannt den Zeitraum zwischen seinem und meinem Leben. Sein Blick Stutzen, und seine Augen wollen danken, nicht wissend warum. Sprachlos ist er, der ein so großer Redner war. Ich bin ihm unbekannt, denn er hat vor mir gelebt. Ich kenne ihn, weil ich nach ihm geboren, von ihm las. Das sei es nicht allein, denkt es in mir. Eine Erinnerung klopft irgendwo im Dunkeln an und will herein. Tapsend suche ich nach der Tür. Ich will, ich muss sie finden ... Der Wecker klingelt. Sanfte Küsse streichen über meine Wangen. »Ich kenne dich!« murmelt mein

Traum, »Du kennst mich nicht, weil du vor mir gelebt hast.« – »Was redest du?« ruft Kalo und lacht. Als ich die Augen öffne, sehe ich dicht vor meinem Gesicht wie schwebend sein Lächeln. Am schönsten ist es am Morgen – was für ein Glück! »Du hast im Schlaf gesprochen.« sagt er. »Da war Erich Mühsam ...« will ich erzählen, aber die Bilder verwischen, die Verbindung reißt ab. Es ist Tag, ein neuer Morgen. Draußen lärmen die ersten Autos vorbei. Bettlaken auf meiner Haut, weiches Rascheln, warm, zu zweit ...

Lange verweilen so die Sinne, während die Augen fern des Körpers durch Erinnerung und Traum gleiten. Bis ich Mina wieder sehe und ihren Fallschirmsprung, bald selbst durch windige Höhe treibend, bald tiefer und tiefer auf die Erde zufallend, bald von stockfinsterer Nacht verschluckt. Ein kleines Flämmchen rettet mein Augenlicht, goldenes Kerzenlicht am Weihnachtsbaum. Und schon packen sie mich, die Unholde mit kratzigem Gezischel aus dem Hinterhalt. Wie wenig der heilige Abend zu allen anderen Tagen passe! Viele Stimmen in meiner Kehle. Wunder von Weihnachten seien verjährt. Oh Tannenbaum! Maria, Josef, Jesuskind! Sie ließen sich nicht mehr in stille, heilige Nacht verzaubern, von keiner Magie das Empfinden wie einst neu belebt. 'Einst' bedeutet: Vor dem ersten Schlag. Dort ist es steckengeblieben in seiner Weihnachtsentwicklung, wie übrigens die Mehrzahl der christlichen Gemeinde. Wie sonst erklärt sich das Phänomen der Tannenbaumkäufe, ob religiös oder nicht, um aufwendigst mit Schnickschnack dekoriert, erwartungsvoll davor zu sitzen, die prächtige Weihnachtsbauminszenierung möge schöne Gefühle bescheren. Der immense Aufwand soll die Kinderseele locken zurückzukehren. Sie wissen nichts vom verlorenen Kind, vom innigsten Bedürfnis nach Heilsein, wissen daher nicht, warum sie es tun. So wird es jedes Jahr von neuem aufgeführt, das unglückselige Stück des Mangels im Kostüm glitzernden Lamettas, und mit welcher Vehemenz verteidigt. Bei allen Göttern des Verstandes, wie soll sich das Wunder aus der Kindheit wiederholen? Das Kind hat an das Christkind geglaubt, an eine heile Welt! Heil. Heilig: Im Unterschied zu allem Irdischen göttlich vollkommen, daher verehrungswürdig. Im Lexikon steht es schwarz auf weiß. Heiliger Abend. Heiler Abend! Heilender Abend. Göttlich vollkommen! Aber das Lexikon ist ein Friedhof all jener

Wörter, die in der Welt der Lebenden am Aussterben sind. Folglich kein Innehalten und sich Besinnen. Die Großen wissen, dass Weihnachten bloß ein sentimentales Brimborium der Täuschung ist, die Sache mit dem Christkind süßer Hokusfokus und falscher Zauber für die Kleinen, mit denen man sich dennoch gern ein bisschen nostalgisch euphorisiert. Später erfolgt auch ohne sonderliche Katastrophen die Entzauberung. Nicht das Christkind, sondern die Eltern haben die Geschenke unter den funkelnden Tannenbaum gelegt, der Vater, nicht die Englein, hat mit dem Glöckchen geklingelt. Was ist davon übrig? Das Wunder bleibt aus beim Anblick von Kerzenlicht und Lametta am Tannenbaum, weil es nie mehr gewesen ist als Kerzenlicht und Lametta am Tannenbaum. Und natürlich die Geschenke. Auf einmal kommen pünktlich an Weihnachten Melancholie und Enttäuschung hoch, Depressionen, Einsamkeit, Weltschmerz. Weihnachten ist der Ort, wo die meisten Kinderseelen nach Nirgendland entschwanden. Das einstige Entzücken von der Ernüchterung erstickt. Keine Rückkehr – nicht so! Zuerst in die Hölle zurück und das Kind finden, danach mag die heilige Nacht ein Wunder bescheren.

Es schleudert mich durch Paradiese und Höllen. Ich bin viele: Das Kind, die Große, die Kleine, sterbend, lebend, träumend ... Mich festhalten an der Ordnung! Doch die ich kenne, ist ungültig geworden. Meine Augen in einen Kosmos der Sinne geworfen, altvertraut, doch das Schauen neu. Lügen verdampfen. Adam und Eva im Paradies, wie wunderbar! Bis sie vom Baum der Erkenntnis essen und herausfallen aus der heilen Welt. Beängstigende Bilder für das Kind. Ist Gott der Grausame oder ist es Vater, der diesen Gott erschuf? Geboren mit einer geerbten Sünde! Keine Neugier, kein Wissenwollen, sonst wird der liebe Gott einen bestrafen. Für immer und ewig verstoßen, ist es vorbei mit dem Schutz der Einheit. Unfolgsame werden aus der Paradiesgemeinschaft vertrieben wie einst Adam und Eva. Meuternde Geschwader düsen über mich hinweg. Welche Seele kann solche Strafe gutheißen?

Ein grandioser Böser in uralter Zeit hat diesen Irrsinn erfunden. Mit seinem ganzen Größenwahnpotenzial der Seelenverstümmelung rächte er sich für die erlittene Not – dazumal wohl nicht allein unter der Diktatur von Mutter und Vater, sondern vom gesamten Klan. Seine Rache an grausamer Ver-

wandtschaft hat den maskierten Hass stellvertretend nach außen projiziert und so millionenfach Barbarei und Elend über Jahrtausende gesät, hat der Menschheit ein Ventil beschert, statt echte Wunder. Nämlich wundersame Ergriffenheit auch für die Großen in der heiligen Nacht zur Lichtgeburt. Trotz des zweifelsfreien Wahnsinns historischer Fakten kein Umdenken. Man redet betulich und diskutiert wichtig, den Kern des Übels vorsichtig umschiffend. Vater und Mutter ehren, hält sie in Schach. Das Vierte Gebot ist unantastbar wie der Papst. Ein Paradigmenwechsel stünde an, eine gründliche Überarbeitung der Zehn Gebote. Doch eine verschwiegene Macht scheint hier am Wirken, die solches verbietet. Was würde passieren, hinterfragte man das jahrtausendealte Gesetz, um die uralten Gebote missachtend, nach dem Baum der Erkenntnis greifend zu erneuern – fallen wir dann ins Leere, droht uns Strafe wie Adam und Eva? Wer fängt uns auf?

Den Primitiven im Urwald ist Erbsünde fremd, sie ehren Mutter Natur, das Leben, sich selbst und die Kinder. Jean Leadloff hat es gesehen, das Reich, wo man Kindertränen nicht kennt. Ihr Bericht zeigt auf, wie umfassend das Defizit ist seit meiner Stunde Null. Und schauernd wird mir das Ausmaß des Schadens bewusst, verursacht von meiner Kultur. Das Beispiel jener Urwaldbewohner legt meinen Erbdefekt frei, so dass ich den verschlungenen Konturen von Verkrümmungen bis zum Anfang des Übels folgen kann. Je tiefer ich darin versinke, desto eindringlicher umstellt mich das Unrecht. Jesus ans Kreuz nageln und ihn danach an seinem Folterinstrument in jeder Kirche installieren als Ziel des Gebets. Wie mag so ein Gebet aussehen? Ach, du armer Jesus, was hast du gelitten für uns arme Sünder! Erbarme dich unser und vergebe unsere Schuld, wie wir unseren Schuldigern vergeben, Amen! Im Gejammer steckengeblieben, täglich erbsündig Phrasen zweitausend Jahre. Ein Psychologe könnte uns die Pathologie erläutern. Masochistische Völker unterwerfen sich einem sadistischen Gott! Mir ist nach ganz schlicht beten: Hilf uns lieben! Und gemeinsam Tradition und Gebote überdenkend merken, was wir tun, um am Ende der Kontemplation die Grausamkeit von Kultur und Religion festzustellen. Warum in Schulen Geschichtsbücher büffeln und solchen Inhalten Heldenhaftes abzugewinnen, statt darin zu studieren, was

falsch gelaufen ist und warum. Das bietet Vergangenheit an. Und neue Generationen könnten für eine friedliche Zukunft arbeiten im Sinne von Recht für alle und Liebe als Weltreligion an der Spitze allen Schaffens ...

Ich träume schön, auch hier. Auf der Schwelle des Todes wird das Unheilsein holistisch erfassbar ... und kehrt dann nicht zurück, um es der Welt zu sagen, wo das Irren weitergeht, Erbsünde und göttliche Strafe als Leitbild. Abraham schlachtet seinen Sohn im Namen von Gottesfurcht. Allgemeines Aufatmen, Gott sei dank ist ihm der Engel erschienen! Glimpflich ist Isaak davongekommen. Wird er seinen Vater umso inniger lieben, weil der soviel Furcht vor Gott bewies? Wozu dauernd Furcht und keine Liebe in den letzten zweitausend Jahren, warum Freude nur als Wortgehülst? Der Vater schlägt sein Kind, das fürchtet, es werde umgebracht. Das Schlechte, was es getan haben soll, kann es nicht wissen. Das ist die Erbsünde. Das Große beschämendes Abbild des Kleinen: Starke quälen Schwache! Menschen massenweise eingesperrt, erbarmungslos gefoltert, massakriert, bestialisch ermordet, weil sie auf das Unrecht deuten. Die Welt zu wecken! Doch wer begreift, wovon sie sprechen? Hinter Gitter mit ihnen oder gleich eliminieren! Legalisierte Gründe gibt es genügend im Imperium von Furcht und Lüge. Später werden sie entweder Helden oder namenlos vergessen sein. Die Frommen in der Kirche singen gleich Heiligkeitsautomaten das Halleluja, um vom Gottesdienst hirngewaschen, damit fortzufahren, was nicht recht ist. Der Zwang des Heuchelns gipfelt im Weihnachtsfest, ekstatischer Höhepunkt aus fleißig backen, kochen, Geschenke kaufen, glitzernd verpacken. Und jedes Jahr von neuem das Fest der Liebe als Lügen-Olympiade zelebrieren.

Die Teufelchen stacheln mich skandierend an, alte und neue. Meinen Hass wollen sie und alles, was sie brauchen zum Bösessein. Eine Wut zerren sie aus mir, dass ich nur staune. Rasend tanze ich in ihrem Kreis, mit Teufelsfüßen die schwächelnde Hoffnung niedertrampelnd, mich jemals mit diesem Weihnachtszirkus auszusöhnen, verspottet mit Teufelszungen all die Dummen, die längst betagt, noch immer nach dem Kinderweihnachtsglück hechelnd, auf die Wunderbescherung warten. Die Geschenke unterm Christbaum vermehren sich, noch origineller, noch extravaganter verhüllt, noch teu-

rer das Glitzergehänge an Baum und Eingangstür, an den Fenstern blinkend bunte Lämpchen. Jammern, Stöhnen, Stress und Hetze. Es muss sein. Man handelt ferngesteuert. Von wegen christliches Erwachen der Nächstenliebe, kollektiv aufstehen und den Unsinn beenden. Sklaven ferner Kontinente ruinieren sich kaputt schuftend für den Luxus unserer Illusionen! Die Ausbeuter dagegen fetter und dreister. Schon deswegen wäre ein Weihnachtsstreik in globalem Ausmaß heilsam. Eine Kerze, eine Thermosflasche mit Glühwein, warm anziehen, in einen Stadtpark oder Wald spazieren, sich unter die lebenden Bäume setzen, horchen, was sie flüstern, in den Himmel blicken, Sterne sehen. Wenn es anfängt zu schneien, wird man ergriffen singen: »Leise rieselt der Schnee ...« Da könnte es geschehen, kleine Wunder, die uns wärmen. Bestimmt käme hier und da in dieser nächtlichen Stille ein verlorenes Seelenkind zurück. Skandierend stampfe ich im Teufelskreis. Kein Heucheln mehr, ich bin frei! Wir nennen den Un-Sinn beim Namen. Ha, wie ist doch Weihnachten zur Rührseligkeitsparty verkrümmt! Ein Totenfest verlorener Kinderseelen hinter glitzerndem Lametta. Und wie solcher Frust die Kauflaune der Verbraucher ankurbelt! Die Sehnsucht und nicht wissen wonach, verlangt nach Linderung. Noch mehr Waren auf den Gabentisch. Wie dann die Marktwirtschaft feixt, weil der Umsatz jährlich die Rekorde bricht ...

Plötzlich aus dem Teufelskreis gefallen. Ich allein, tonlos schwarz umkreist. Dann vertikal durchzuckt von einem Stromschlag: So findet keine Heilung statt. Der Verstand weiß, und doch bin ich hier. Wieder nimmt mich ein Bildersturm. Wann hört es endlich auf? Ich will kein Weihnachten mehr, nicht wieder Plätzchenduft, der mich betrügt. An der Pforte zur Hölle werden Plätzchen gereicht! Schon sinke ich in den verklärten Kindheitsduft voll süßer Verheißung in der Luft: Oh Tannenbaum! Wie leise und schön rieselt der Schnee! Freuet euch ... Endlich, die Teufelchen spüren mich auf und retten mich aus dem Glitzersumpf der scheinheilen Frommen. Singen sie deshalb noch ein Lied, noch inbrünstiger zu übertönen, was drinnen bitter keucht: Es ist vorbei! Unwiederbringlich! Rückkehr nicht möglich! Nicht so. Nicht mit Backebacke-Kuchen, Geschenken unterm Tannenbaum, biblischen Märchen aus kreidegefälschtem Mund! Der Zorn erschöpft mich. Wohin, damit mich

das Licht findet? Trauer hüllt das Denken in Totentücher, um den Rest von mir mitzunehmen. Ich zerfließe in unzählige Tropfen. Hätten wir bloß die Botschaft begriffen: Heilig! Von göttlichem Geist erfüllt, Heil spendend! Heilige Nacht. Der Himmel zeigt es doch, wie in der dunkelsten Nacht des Jahres das Licht geboren wird. Die Wintersonnenwende, Wiedergeburt des Lebens. Durch einen göttlichen Bezug eine besondere Weihe besitzen! Weihe-Nacht, das ist heiliger Abend. Das Lesen in der Bibel genügt den Frommen als göttlicher Bezug. Der Vater ist fromm, die Tochter nicht. Dornen im Bauch.

Jetzt, während ich sterbe, hört es noch immer nicht auf. An Mutter und Vater zu denken, ist traurig. Verheiratet mit jemandem, den man weder attraktiv findet noch respektiert, dazu drei Töchter, die entweder nach dem Partner, den man nicht liebt, oder nach einem selbst, den man auch nicht liebt, geraten sind. Was bleibt? Wut und Resignation hinter dem streng katholischen Korsett aus Furcht vor Vater, Mutter, Großeltern, Tanten, Onkeln. Sich richtig wähnend in diesem Käfig sitzen und gottergeben der Übermacht untertan. Ungeprüft hinnehmen, dass jeder lebenshafte Impuls zu unterbinden ist: Sich verwirklichen, irren, fehlen, eigene Wege gehen, an eine Gottheit der Liebe glauben! Die katholische Hand hat mir den Preis der Freiheit gezeigt. Selberdenken ist teuer. Sprechen ist strafbar. Wahrheit ist stets präsent, doch kein genialstes Argument kann sie hörbar machen, nur glücklicher Zufall in Konjunktion mit dem rechten Zeitpunkt. Der eigene Weg kann alles kosten. Und ich kehre nicht um! Trotz des Risikos, wohin die Mühsal letztlich führt, bereue ich nicht. Hinfallen, aufrappeln, weitergehen oder stagnierend auf der Stelle treten. Mag jetzt das Ende der Strecke erreicht sein und mein Widerstand und Eigensinn mich ins Grab bringen. Nicht wie die Mörder einen Erich Mühsam oder einen Mahatma Gandhi, doch ebenso das Schicksal, das mich straft für mein freies Fühlen und Denken.

Warum hört es nicht auf? Hass gärt mich voll, bald platze ich. Der Kinderseelenschmerz erzeugt solche Wut, diese stumm gehaltene Wut, die alternenden Knochen und Gelenken Schmerzen zufügt, schockgekrampfte Muskeln, weil das Fliehen nicht stattfand. Hier sehe ich mein Scheitern. Nein, ich ergebe mich nicht! Leise, doch standhaft singe ich mit Erich Mühsam »Sich fügen,

heißt lügen« gegen »Oh Tannenbaum« an. Ja, du heiliger Abend! Mein Kind hast du mir geraubt im doppelten Sinne, meine zerstückelten Teile in die Misere des Exils getrieben. Untauglich bin ich für das Massenschlummern. Damit ich nicht merke und bloß nicht anfangen zu suchen, damit ich keinen Millimeter von der Stelle weiche, wo man mich haben will, deshalb wird seit dem ersten Schlag das gleiche Stück mit besonders reichlich Lametta aufgeführt. Fantasierend schrieb ich es oftmals um, bedrängt von diesen kreistanzenden Teufeln, die anderen zu überzeugen, beim nächsten Mal etwas Neues auszuprobieren. Ich entwarf ein Stück mit göttlichem Bezug: Die Weihe-Nacht! Modellierte Weihnachten zum Fest der Besinnung um, ließ die Protagonisten erkenntnisreich aufwachen aus ihrem trüben Schlummer und wahrnehmen, wie wenig Licht in ihren Seelen ist, wie wenig Liebe und wie viel Unglück in unserer Familie. Und dann besinnt sich jeder und alle umarmen sich ...

Ich träume schön. Die Idee, im Weihnachtsfest unsere Chance zu sehen, blieb unverwirklicht. Greife dich auch jetzt nicht, Vater. Und du, Mutter, wie ein Kind. Und ich, das Kind, beladen mit Verantwortung, die mir nicht gehört. Ich das Kind, das sein Kind verlor und sich selbst fünf Jahre jung. Das innere Kind der Mutter, das innere Kind des Vaters, alle einstigen inneren Kinder, auch das von Hitler, von Mördern, Schlächtern, grausamen Herrschern, irren durch Nirgendland. Wenn ihr Augen hättet wie ich, wäre es ganz anders gekommen. Stellt euch vor, eines heiligen Abends hätten wir uns angeschaut und mit einem Mal erkannt, was uns vergiftet ...

Ich träume schön. Vater ist Familienoberhaupt. Seine absolute Herrschaft wird nicht in Frage gestellt. Wir zittern, sobald seine Anweisungen ertönen. »Hier wird gemacht, was ich sage!« Und jeder muss sich fügen. Sich fügen, heißt lügen! Widerspruchslos die Ehefrau. Ihr geliebter Vater hat ihr das Sichfügen eingebläut. Dass sie sieben Tage die Woche schwitzend zwischen Küche, Waschmaschine, Putzkübel und Supermarkt hin und her rennt, bringt ihr weder Rechte noch Anerkennung ein. Wenn Vater außer Haus ist, sagt sie, was sie fühlt. Nur dann traut sie sich. Da er fünf Tage die Woche das Geld verdient, gehört er einer höheren Kaste an. Von wegen Kastensystem nur in Indien! An Feierabenden, Sonn- und Feiertagen hat er ausnahmslos das Sa-

gen und alle Rechte. Auch seiner Frau verbieten, einen Halbtagsjob anzunehmen. Nach dem Essen die Füße auf dem Couchtisch lehnt er sich gemütlich ins Polster, dem klassischen Konzert oder der Oper zu lauschen, manchmal dirigiert er dazu. Es ist untersagt, ihn bei seinen Mußestunden zu stören. Mußestunden sind sein Privileg, Mutter hat keine. Die Pubertät zeretzte meine Gehorsamspflicht, das väterliche Vorrecht begann zu bröckeln. Ich stellte mir Frau und Mann als Freunde und Partner vor. Wie lächerlich seine Kommandos! Familienoberhaupt? Warum sagt man es nicht: Tyrann! Er herzloser König, wir entrechtetes Volk. Er die Autorität im Haus, unter seinem Daumen ebenso Mutter. Ich verspottete seine Reden wie die jener selbstherrlichen Diktatoren, die mit protzenden Emblemen des großen Wahns dekoriert, irgendwo auf diesem Planeten ihr Unwesen treiben, Völker entrechten und malträtiert, sich alle Freiheit erlauben, um die Welt nach Gutdünken zu basteln, damit bloß nie ein Fitzel Grauen aus Kindertagen hochsteigt.

Solange unterdrückte Kinder heranwachsen, sterben Unterdrücker nicht aus. Erwachsen dann beherrscht sie der Zwang, die narzistische Störung mit monolithischen Parolen zu kaschieren. Buchstäblich ahnungslos kreieren sie mit Gleichgestörten die Elite der Grandiosen und bilden eine Parallelgesellschaft des unersättlichen Hungers nach Vorteil. Selbstbewusstes Gedröhne vom hohen Pult, das Volk schweigt und jubelt. Die identische Pathologie zieht ebensolche Machtstruktur an. Dem Volk mangelt es lediglich an Wahnsinns-potenzial, das nur Einzelne an die Spitze befördert. Die Mischung aus wenigen Starken und vielen Schwachen ergibt ein nie endendes Trauerspiel verbogener Statisten, Befehlsempfänger von Regisseuren. Und selbst die bestimmen nicht wirklich, alle sind Statisten. Denn auch die ganz oben gehorchen einzig dem Druck ihrer ungewussten Kindheitsdämonen ...

Ein Traum. Das Schlafzimmer meiner Wohnung. Es ist hell. Babsi und ich im Bett plaudern behaglich. Da springt die Tür auf. Vater spuckt mich mit verbalen Scheußlichkeiten an. Ich bin perplex und fasse es nicht. Babsi neben mir keineswegs schockiert, lacht mich aus, »Ach Klio, nimm doch nicht gleich alles so persönlich!« Ich bringe kein Wort hervor. Man demütigt mich – sehen sie das nicht? Die Szene reißt ab, es wird schwarz. Ein beunruhigendes Ge-

räusch bebzt durch die Dunkelheit: Ruckartiges Herunterdrücken einer Türklinke! Eine Druckwelle schüttelt meine Organe. Alarm! Das Herz schreit: Achtung Gefahr! Und hämmert panisch an die Rippen. Ich ringe um Atem. Sinne kollabieren, Finsternis verstopft meine Kehle. Auf einmal schwebe ich über meiner schlafenden Gestalt, ausgestreckt auf dem Sofa, nachmittags. Der Knoten in der Brust saugt an meiner Kraft. Dauerstürme aus Verzweifeln und Hoffen. Mitten am Tag überfällt mich solche Erschöpfung, dass ich mich hinlegen muss. Tiefschlaf holt mich dann in dunkle Löcher, als müsse ich dort etwas Wichtiges finden. Erschrocken schieße ich aus dem Schlaf. Vater steht vor dem Sofa, den Blick vorwurfsvoll auf mich gezielt – er ist nackt! Etliche Male muss ich die Augenlider auf und zu klappen, bis er verschwunden ist. Da betritt Kalo mit seinem Lächeln das Zimmer. Eben ist er heimgekehrt, und ich begreife, weil das Herz panisch rast, dass das Geräusch der Türklinke mich geweckt hat mit solchem Stress.

Dieser Schreck ist alt. Das Drehen des Schlüssels im Schloss der Wohnungstür oder sobald sich Türen öffnen, wirken wie Hebel, die das Herz in Höllenangstgalopp schalten. Der Kopf weiß, dass es Kalo ist, nur er sein kann, der heimkommt oder ins Badezimmer geht. Das Herz aber gerät in Panik, als wisse es Schlimmes in Verbindung mit geräuschvollem Öffnen einer Tür. Selbst kleinste Geräusche beim Einschlafen lösen diesen Angstgalopp aus, zum Beispiel wenn Kalo neben mir sich im Schlaf umdreht. Dann stürzt das Herz in solches Ungestüm, dass der Körper wie Flüssigkeit hin und her schwappt, samt Matratze von heftigem Seegang gebeutelt, und Angst pumpt eine hohe Dosis Adrenalin ins Blut, das hält mich aufgereggt schlaflos bis zum Morgengrauen. Jahre plagt mich das Symptom. Erst der Knoten in der Brust mit seinem komplexen Horror weist in das schwarze Loch. Entschlossen blicke ich ins Finster. Doch so sehr ich meine Seele bitte, sie schickt mir Träume, die ich nicht deute. Muss ich wissen, was genau geschah? Vielleicht genügt die Ahnung, das hartnäckige Symptom als Hinweis auf eine Untat in alter Zeit? Alles Lesbare über Trauma verschlinge ich, das Unaussprechliche zu ergründen. Der Körper vergisst nicht! In den Zellen ist jede Erfahrung gespeichert, Erfahrung braucht ein Gedächtnis. Ein Psychologe schreibt: »Wer

nicht schlafen kann, meint, aufpassen zu müssen.« Aufpassen! Was drohte dem kleinen Mädchen nachts im Schlaf? Ich ertappe mich abwehrend wie Mutter, die den geilen Vater meiner Fantasie unterstellt. Wie ich mich selbst zensiere und klein schrumpfe: Prügel ja, aber so was? Ich bilde mir das ein. Ich bin nicht normal. Denn Bilder habe ich keine. Und beim nächsten Symptom fühlt jede Faser, dass Es existiert. Panik und Herzrasen sind weder Einbildung noch hysterische Fantasien nach Freudscher Ödipustheorie. Angesichts der unglaublichen Tatsache von Missbrauchsfällen seiner Patienten entwickelte Freud seine erste Theorie, doch mangels fürsprechender Freunde und Kollegen knickte er ein, verwarf seine provokante Verführungstheorie und verfasste daraufhin seine berühmte Triebtheorie, die dem bürgerlichen Geheuchel besser entsprach und daher erfolgreich war. War?

Als Anhaltspunkt die wilden Bilder, die schon lang den Kopf zernagen: Männerhände reißen dem kleinen Mädchen den Schlafanzug vom Leib, um auf nackte Haut zu schlagen! Der Schlafanzug aus dünnem Baumwollstoff hätte die Schläge kaum gemildert, aber wenigstens einen letzten Rest von Würde bewahrt. Gilt Menschenrecht nicht für das eigene Kind – warum muss es splitternackt sein für die väterliche Züchtigung? Die Frage ist ein Wurm.

Mein nackter Körper jetzt an medizinische Geräte gefesselt, weil Fremde meinen Busen aufschneiden. Konzentriert auf das Geschwür über meinem Herzen, bleibt ihnen verborgen, woran ich wirklich leide. Ich muss das Kind retten! Für das Kind ist keine Zeit vergangen. Im schwarzen Loch herrscht allzeit Jetzt. Dort sein Schluchzen, bei mir das Symptom der Panik. Ich lausche. Das Kind, das ich fünfjährig verlor als Teil von mir, schreit um Hilfe. Eine Untat hat das Kind zerteilt. In jeder Faser empfinde ich sein Leid. Ich bin das Kind, das verloren ging, und finde mich nicht. Hier bin ich, wo bist du? Ich rufe und stocke, es ruft genauso wie ich. Wo ist hier, wo ist ich, wo das Zentrum von mir? Trauer spült mich mit vielen zusammen. Langsam kommen sie zurück, alle jeder einzelnen Minute der gelittenen Tage. Keines von ihnen ist je gestorben. Ins Nirgendland sind sie geflohen, zu überleben. Das Exil hat sie vorerst gerettet. Aber von der Heimat getrennt. Ich bin ein versprengtes Volk, das sich wieder sammeln will – muss! Damit es in Ordnung kommt ...

Herzrasen bricht das Dahingleiten ab. Herzrasen, keine Bilder. Wird jetzt dort draußen versucht, mich wieder einzuschalten ohne mein Einverständnis? Gut geht es mir, weil ich hier dem Kind näher bin. Mehrere sind es, die ich suche und finden muss. Aus dem schwarzen Loch werde ich sie befreien und ihnen dann ins Ohr flüstern: Die Gefahr ist vorbei, von nun an bin ich eure Beschützerin! Herzrasen reißt mich fort. Wo geht es hin? Eine neue Schlacht! Nicht Angst, sondern Zorn pumpt durch die Blutbahn, schreit und kreischt und trägt seine Botschaft bis in feinste Blutgefäße. Der Zorn ist frei von Diktatur und faucht mir unverfroren zu: »Schau sie an, Mutter und Vater! Was haben sie dir angetan!« Ich nicke, kann nur stimmlos stammeln. Der Zorn wird mich nicht vom Leid erlösen, nur behilflich sein, genügend Kraft zu sammeln. Der Zorn ist Hinweis und Richtung. Verstehen, wie alles kam. Babi aus dem Traum hat recht, nicht alles persönlich zu nehmen. Eigentlich war nicht ich gemeint, sondern das verleugnete Kinderleid von Mutter und Vater. Auch sie waren einmal klein. Das Vierte Gebot zwingt sie bis heute, fern von Fakten ihre und unsere Kindheit zu idealisieren. Angst hält sie in Schach, nicht vor göttlicher Strafe allein. Dass nämlich Unschönes aufsteigt und das tröstliche Bild von lieben, guten Eltern zerschmettert.

Vielleicht Schicksal, dass meine Augen hinter die tröstliche Fassade von lieben, guten Eltern blickten und erschranken. Jeder steht in seiner Pflicht, jeder in seiner Verantwortung. Keine Menschenhand kann die Ordnung umschreiben, genauso wenig wie den Himmel in grünen Farben tünchen. Priorität eines wahren Oberhauptes ist das Wohl seiner Untertanen. Klingt schön, wird aber nicht praktiziert im Kleinen wie im Großen, Mutter, Vater, Politiker, Priester. Ich soll glauben, das Richtige sei schlecht, alles andere mein Irrtum. Ich widersetzte mich, ohne Begleiter. Bis jahrtausendealte Schriften meine Vermutung bestätigten: Alles benötigt den rechten Zeitpunkt. Zwanzig Jahre wartete das chinesische Orakelbuch im Bücherschrank auf seine Zeit. Selten gebraucht, nun fast täglich. Meine Not ist seine Zeit. Ich bin bereit – bedürftig!

»Die Sammlung der Menschen in größeren Gemeinschaften ist entweder eine natürliche, wie innerhalb der Familie, oder eine künstliche, wie im Staat. Die Familie sammelt sich um den Vater als ihr Oberhaupt. Die Fortsetzung

dieser Sammlung vollzieht sich durch die Ahnenopfer, bei denen sich der ganze Klan versammelt. Die Ahnen werden durch die gesammelte Andacht der Hinterbliebenen in ihrem Geiste konzentriert, so dass sie sich nicht zerstreuen und auflösen. Wo die Menschen gesammelt werden sollen, bedarf es der religiösen Kräfte. Aber es muss auch ein menschliches Haupt als Mittelpunkt der Sammlung da sein. Um andere sammeln zu können, muss dieser Mittelpunkt der Sammlung erst in sich selbst gesammelt sein. Nur durch gesammelte moralische Kraft lässt sich die Welt einigen. Solche großen Einigungszeiten werden dann auch große Werke hinterlassen, das ist der Sinn der großen Opfer, die gebracht werden. Und auch auf weltlichem Gebiet bedarf es in Zeiten der Sammlung großer Werke.«

Schauer, die Rücken und Nacken pflügen, weil ich im Buch der Weisheit lese, was sich ahnend in mir richtig fühlte. Irre ich? Irren die alten Weisen? Was wäre, wenn? Fantasien. Mutter hat recht, meine Fantasie ist rege. Doch immerhin weiß ich, wann ich fantasiere und wann nicht. Was wäre gewesen, hätte Vater dieses Buch gelesen? Ob ihn die eigene Not erreicht, ihm dann das einzig Richtige gezeigt hätte, nämlich sein Kind versöhnend in die Arme zu schließen. Da braucht es kein großes Zinnober um Verzeihung zu bitten. Gemeinsames Weinen wäre genug gewesen. Und Mutter? Sie nahm sich doch stets ein Beispiel am Familienoberhaupt. Vaters Reue hätte sie zu Mitgefühl inspiriert, um dann nicht nur meinen, sondern auch ihren Schmerz zu erleben. Ebenso wären die Geschwister wieder frei, mir ihre Zuneigung unbehindert zu schenken. Das unausgesprochene Gebot, im Namen von Familienglück die Erstgeborene als Sündenbock auszugrenzen, hätte sich in Luft aufgelöst. So wäre das Wunder geschehen: Heilung! Ordnung. Die Familie wäre, wie sie sein sollte. Meine Fantasie malt solche Bilder. Die Realität nagelt Jesus ans Kreuz. Seine beispiellose Karriere als Christus nach seinem Ableben dient den Verbogenen als Vorbild, Andersgläubige ans Kreuz zu nageln. Wen seine Botschaft der Liebe erreicht, hat nichts zu freuen. Zweitausend Jahre später noch exerziert seine fromme Gemeinde das weihnachtliche Krippenspiel, ohne die Gotteslästerung zu gewahren. Kein Fest der Liebe und nicht Begrüßung des neugeborenen Lichts! Da gibt es keine Heilung.

Kein Heil. Es ist der Tag der Not. Wer will sie nicht rennend fliehen und in Asphalt und Teppich stampfen? Der gewinnt, der am besten Theater spielt.

Dieses Weihnachten lässt mich nicht los. Wie ein Mühlrad dreht es mich durch die Bilder. Alle Jahre wieder! Sind die Nerven zum Zerreißen gespannt, am meisten Vaters und meine. Ist die Hölle nicht genug gesichtet? Eine nächste trübselige Runde walzt näher. An die Speichen gebunden, kann ich nicht fliehen. Wieder mittendrin, zum Hinschauen und Fürchten gezwungen. Vater heuchelnd Christ, ich rebellierend wegen seiner scheinheiligen Konventionen. Beneidenswert Mutter und Schwestern. Die wünschen sich einfach nur glücklich und das Leben schön: Cheese! Ich sehe ihr verstohlenes Schielen. Die Lügen, egal um welchen Preis, sind ihre Schutzschilde. Stumm kehren sie das Unheimliche unter den Perserteppich, auch unter den reich gedeckten Gabentisch. Umso verkrampfter die Grimassen gekünstelten Glücks, pressen, quetschen: Cheese! Eine bedrohliche Energie paralyisiert die Sinne. Was von dort unten hoch dampft, registriert nur meine Nase. Ich bin nicht normal, weil sie in der Mehrzahl sind. Das macht mich verrückt. Es braust mich auf schon am Tag zuvor. Wundheit, Heulerei, was die fragile Stimmung restlos ramponiert. Mich beutelt unsägliche Verzweiflung ohne Kontur. Dieser heilige Abend überwältigt mich mit dem Grusel böser Ahnung. Überempfindlich trifft mich der leiseste Seitenhieb. Das Familienoberhaupt verzichtet auch an Weihnachten nicht zu demonstrieren, wer hier regiert. Bis eine Lappalie eskaliert. Dass sich die Spannung entlädt, mag ihm womöglich lebensrettend sein – vielleicht hätte er sonst eines heiligen Abends vom Balkon springen müssen. Zum Glück gibt es das Problem mit der aufmüpfigen Tochter. Aus purer Notwehr, keinen anderen legitimen Ort zu haben, ist sie Objekt der Entladung. Er kann ja schlecht seinen alten Vater oder die Ehefrau schlagen, das gehört sich einfach nicht in einer Akademikerfamilie. Das Kind zu züchtigen, empfiehlt der Erziehungskodex, legalisiert und abgeseget von einer seriösen Palette heiliger Instanzen und Glaubenssätze. Katholische Fesseln sind kaum zu sprengen. Seit Dürsterzeiten retten die Gläubigen ihre Ehre, indem sie betend ihre Vergehen hinter blitzblanke Fassaden auf Sündenböcke verschieben. Ob Päpste, Priester, Pädagogen, Industriemagnaten, Banker,

Politiker, je mehr zu verlieren ist an Ruf und Materialien, desto unerschrockener gilt es nach der Blindheitsstrategie zu verfahren. Augen zu und autoritär lärmend auf das vermeintliche Problem deuten, eine Minderheit, Schwache, Andersgläubige, solche, die wagen zu widersprechen. Aus der Reihe zu tanzen ist grundsätzlich schädlich, für die Tänzer sowie das Machtgefüge einer elitehungrigen Gruppierung – egal welcher.

Im Kleinen ist die Tochter ein ideales Ventil. Im Großen waren es die Juden, nicht nur für Hitler und seine Gefolgschaft. Er soll einmal gesagt haben, dass wenn es den Juden nicht gäbe, man ihn erfinden müsse. Auch da kann man hineingehen und fündig werden. Bis heute ungeklärt, ob sein Großvater ein Jude war oder nicht, demnach sein Vater ein halber. Und in seinem unerbittlichen Regime hat er noch die Vierteljuden gejagt. Was für ein Irrsinn. Aufstehen und gemeinsam weinen, das arme Kind. Wie verliefen seine ersten Lebensjahre? Drei tote Kinder vor seiner Geburt, die arme Mutter verlor sie alle drei innerhalb weniger Wochen. Der Vater Quäler und Despot, unter seinem brutalen Daumen Ehefrau und Kinder. Auch er hatte seine tristen Gründe als uneheliches Kind, fünfjährig von seiner leiblichen Mutter wegen Armut getrennt und lebenslänglich von der Ungewissheit über seinen biologischen Vater verfolgt. Da gab es noch die bucklige, schizophrene Tante im Haushalt. Welche Kindheitsdämonen beherbergten ihre Geistesgestörtheit und den Buckel? Wer weiß, wurzelt hierin die Idee, später Euthanasie zu betreiben. Keiner hat verstanden, wo irgendwas herkommt und wohin es führt, keiner stand dem andern bei. Arme Mutter, armer Vater, armes Kind! Was tun? Morden und Kriegen! Und dann? Leichen begraben, Trümmer aufräumen, weinen, begreifen, lernen ... Wir wünschen uns Licht für die Zukunft – Licht ist Liebe!

Bei Alice Miller entdeckte ich, was sich schon lange vage vermutet. Woher der Antisemitismus seine ewige Erneuerungsfähigkeit beziehe, fragt sie und nimmt Hitlers Kindheit und Familienhintergrund unter die Lupe. Man hasse den Juden nicht deshalb, weil er das oder jenes tut oder ist. Alles, was die Juden tun oder sind, ließe sich auch bei anderen Völkern finden. Man hasse den Juden, weil man einen unerlaubten Hass in sich trägt und begierig ist, ihn zu legitimieren. Das jüdische Volk würde sich für diese Legitimierung in ganz

besonderem Maße eignen. Weil seine Verfolgung seit zwei Jahrtausenden von höchsten kirchlichen und staatlichen Autoritäten ausgeübt wurde, brauchte man sich des Judenhasses nie zu schämen, nicht einmal dann, wenn man mit strengsten moralischen Prinzipien aufgewachsen, sich für die natürlichsten Regungen der Seele zu schämen hatte ...

Ich kehre zurück ins Kleine, zur kleinsten Gemeinschaft des deutschen Volkes. Wir sind eine deutsche Familie und in meiner Familie bin ich der Jude. Vater weiß über sich selbst nicht, wie arg es ist. Was hat denn er mit der problematischen Tochter zu tun? Seine Haltung gestattet keinerlei Fragen in dieser Richtung, seine einzige Reue, nicht streng genug gewesen zu sein. Ein Leben lang hat er sich vor der Wahrheit gedrückt und Luft verschafft zu Lasten seines Kindes, dann im Affekt den Kontakt zerrissen, und schon bald danach, wohl im Entzug, weil die Sündenbock-Tochter nicht mehr verfügbar war, vor lauter Spannungstau die Ehefrau verlassen wegen einer dritten Geliebten. Vierzig Jahre hat er durchgehalten. Ohne das legitime Ventil aber platzt die Bombe – seine! Endlich ist Ehrlichsein möglich, auf einmal kann er es sagen. Bereits kurz nach der Hochzeit sei ihm klar gewesen: Das ist es nicht! Da erfährt man, dass er bereits zwei Mal weglaufen wollte. Wie gut haben sie Theater gespielt! Vierzig Jahre christliches Schauspiel. Nach solchem Kraftaufwand der Selbstkasteiung unter der Verbiegung endlich ein ehrlicher Schritt. Ich wundere mich, warum Vater nicht auch mit mir ehrlich werden kann. Nicht können heißt, nicht wollen. Warum will er nicht?

Weihnachten! Das Wort ist Katastrophenalarm, der sogleich eine Lawine der Gefahr lostritt. Allein mein Problem, nahm ich an, weil das Sichzusammenreißen nicht gelang, und hielt mich für unbelehrbar bockig. Wie tief alte Wunden eingegraben sind, legt die Lebensspur offen. Experten wissen, Traumata wiederholen sich oft frappierend genau zum exakten Datum. Weihnachten! Da fallen die Schleier. Am heiligen Abend verlor ich mich selbst mit fünf Jahren. Und in der Lebensmitte nahm mir der heilige Abend mein erstes und einziges Kind, meine ungeborene Tochter, mein kleines Mädchen. Jahre später liege ich hier und der Krebs stiehlt den kinderlosen Rest von mir ...

Das Mühlrad kreist mich ventilierend, aus dem Gedächtnis kostbare Es-

senzen zu wringen und meinen Blick zu salben, damit ich mit größeren Augen neue Erkenntnisse sammle. Mich wiederfinden oder ganz verlieren! Das Rad dreht sich um nichts Geringeres als um meinen Tod oder um mein Leben. Es dreht sich und knirscht: Die Mutter verloren, der Vater verloren, die zwei Schwestern verloren und deren Kinder! Zwei lernte ich nie kennen. Weil ich ihre Nähe suchte, deshalb ist die Blutsverwandtschaft in die Ferne gerückt. Dass ich sie noch immer suche, muss aufhören. Es hat den Anschein, ich sei ausgestoßen. Aber ich gehöre dazu. Liegt etwa die Schuld bei mir, dass meine Existenz scheußliche Erinnerungen in Mutter und Vater weckt? Wer hat Verständnis für einen alten Naziverbrecher, der die Erinnerung verweigert? Soll er deswegen mit Schonung und Mitleid rechnen, weil es ja wirklich schlimm sein muss, sich solcher Gräueltaten bewusst zu werden? Auf Gräueltaten von Eltern zu deuten, gilt als verwerflichste Sünde, das Vierte Gebot macht es möglich: Nestbeschmutzer! Das Vierte Gebot produziert die Blindheit bis ins Große und befeuert die Bereitschaft, unbekümmert großen Gräueln zu frönen. Wer aber gegen das Vierte Gebot verstößt, der ist der Böse.

In meiner Familie bin ich die Böse. Theoretisch wäre eine Rückkehr möglich. Mit Blumensträußchen stehe ich vor der heileweltbekränzten Tür – stets passend der Kranz zur jeweiligen Saison – und verordne meiner Mimik Familienglück. Drinnen dann ausnahmslos über schönes Wetter geplaudert am weiß gedeckten Sonntagstisch. Und bloß die Hölle darunter ignorieren, auch alle beiläufig hingeworfenen Seitenhiebe lächelnd inhalieren und lautlos ausatmen. Die falsche Hülle wäre akzeptiert im trauten Kreis von Kaffee und Kuchen mit Schlagsahne, nicht aber die, die ich innerlich bin. Nicht ein winziger Partikel meiner wahren Person fände Einlass in ihr sauber geputztes Heim. Alles Eigene samt Erinnerungen müssten draußen bleiben und schweigen. So würde die Rückkehr zur Familie aussehen. Gedächtnislos und die Mimik ein dauerglückliches Grinsen, das sind die Gesichter geknebelter Kinderseelen, die von ihrem Los nichts wissen, aber die Welt regieren.

Ich fliehe das Mühlrad: Mich wiederfinden oder ganz verlieren! Jetzt geht es darum, ob ich lebe oder sterbe. Es geht um mein Leben. Diese Einsicht hat der Krebs bewirkt. Der Krebs ist der Kuss Gottes! Das Gesetz der Ord-

nung sagt: Die Jüngeren opfern sich für die Älteren. Die Jüngeren, das sind die Nachgeborenen, die Älteren, das sind Eltern und Vorfahren. Wo Schuld nicht am richtigen Ort ist, verzerrt sie Subjekt und Objekt. Das bringt das gesamte System durcheinander. Die Jüngeren sind es, die den Preis der Unordnung bezahlen. Unwissend hieven sie die Last für die Älteren auf ihre Schultern. Manche scheiden gar aus dem Leben, wie um zu sagen: Lieber ich als du! Es schaudert mich. Das Kind tut alles, damit Mama und Papa im heilen Glanz stehen. Es tut alles, auch sterben. Lieber sterben als die erschreckende Wahrheit ans Licht lassen! Das Kind wird in seinen Emotionen steckenbleiben und seine Not den erwachsenen Körper beherrschen. Das alles fantasiere ich nicht. Das sagt die Ordnung. Durch Mord in der Familie verliere der Mörder seine Zugehörigkeit, falle aus dem Familiensystem und gehöre nicht mehr dazu. Es hilft nichts, dass es rein optisch so weitergeht, als wäre die Familie heil. Im Inneren stimmt es eben nicht und vielleicht geht deshalb ein Kind. »Milde gegenüber dem Mörder wäre demnach Härte gegenüber einem unschuldigen Jüngeren.« Dasselbe gilt für Morddrohungen! Entsetzen packt mich, ich höre Mutter kreischen »Bring sie nicht um!« und simultan Vaters Stimme »Ich bring dich um!« Die Erinnerung sägt mich förmlich in Stücke. Vaters Drohung ist unvergessen, aber die Todesangst in der fensterlosen Toilette war gelöscht. In die anderthalb Quadratmeter kleine Zelle hatte ich mich gerettet, bibbernd hoffend, die Tür möge seinem Rasen standhalten, sonst bringt er mich um. Als Kakerlake wäre ich durch das winzige Belüftungsgitter entkommen. Die Tür hielt stand, ich überlebte. Wie lange ich dort ausharrte, ist mir entfallen. Irgendwann verstummte der Lärm vor der Tür, Vater hatte sich in sein Wohnzimmer zurückgezogen und ich schlich in mein Zimmer. Und am Sonntag gingen wir in die Kirche und empfingen das heilige Sakrament aus den Händen des Priesters. Wir sind eine glückliche Familie! Eine ganz normale, vorbildlich deutsche Familie, deshalb ist keinem die verletzte Ordnung aufgefallen. Das ist die Krankheit von Niemandland.

Dasselbe gilt für Morddrohungen! Schauder über Schauder. Der Schock bis heute präsent. Ich höre nicht auf zu fragen wie Alice Miller, die am Ende ihres Lebens schließlich Antworten fand. Da erst seien ihre Schmerzen ver-

schwunden, körperliche Symptome der Kindernot. Ich höre nicht auf, meine Schmerzen zu befragen, die Erinnerungsenergie in Nerven und Zellen kann nur ich übersetzen. Der erste Schlag! Dort hat die Todesangst ihren Ursprung und verkehrte sich aus lauter Treue zu Mutter und Vater in Bereitwilligkeit zu sterben. Das Kind opfert sich: Lieber ich als Mama und Papa! Da ist es passiert mit solcher Wucht, dass ich verloren ging. Das Kind ging anstelle der Eltern. Totenstille. Todesangst hat keine Töne. Seitdem elternlos. Dem fünfjährigen Kind unmöglich zu denken: Meine Eltern sind aus dem Familiensystem herausgefallen, weil sie die Grenzen überschritten. Verbiegen und Erblinden als einzige Chance, das Kind meiner Eltern zu bleiben. Besonders anhänglich sei ich gewesen, hätte paradiesische Zukunftsvisionen entworfen mit der Bezeugung, niemals von ihrer Seite zu weichen. Wie fühlten sich die Eltern geschmeichelt. Das Kind hat die Bedrohung eindringlich vernommen, es brauchte die Übertreibung. Alles Merken abwehren, die grausige Wahrheit gut verstecken: Ich bin ein Waisenkind! Folglich wurden die Geschwister bereits als Vollwaise geboren. Bei Gabris Geburt war es noch nicht passiert, doch ein Jahr später. Durch ihre Verfehlungen fielen die Eltern aus dem natürlichen Familiengefüge und gehören seitdem nicht mehr dazu. Das sind die Fakten. Welches Kind, egal welchen Alters, kann solch ein Erkenntniskaliber aushalten? Es darf nicht sein, was so unfassbar gegen jede Natur ist.

»Ich wünsche Dir, dass Du endlich auch glücklich bist!« fügt Babsi ihren Neujahrsgrüßen an. Auf meine Antwort reagiert sie nicht, schweigt das Unschöne unter den Tisch wie üblich. Ich weiß, wie hart die Fakten sind. Babsi ist nur äußerlich mit den Eltern vereint, ebenso Gabri. Im Verdrängen der eigentlichen Verzweiflung, in ihrer Verkrampfung, die Illusion zu retten, das ist ihre Gemeinschaft. Es gibt sie gar nicht in der eingebildeten Formation, denn in Wirklichkeit sind Mutter, Vater, Kinder zerstückelt. Ich weiß, wie weh das tut, der braven deutschen Familie die Maske herunterzureißen und eine unheile Welt festzustellen. Nichts ist, wie man meinte. Elternlos, seit je. Unsere Eltern sind in Nazikindheit und Krieg verloren gegangen. Schlimmer verloren gegangen als ich, denn die Notwendigkeit hat sie nie aufzuscheuchen vermocht, sich auf die Suche zu begeben, zumindest hoffend, ein Stück von sich

selbst wiederzufinden. Wann immer sie die schlimme Zeit erwähnen, klingt ein Vorwurf an, wie beneidenswert gut es den Kindern heute doch ginge. Mir schien, in der Gegenwart habe man kein Recht, Unschönes zu sehen, dafür umso mehr die Pflicht, rund um die Uhr für alle Gräuel dankbar zu sein ...

Durch öde Landschaft wandern, den Horizont suchen zur Orientierung, neues Land entdecken. Es gibt kein Zurück! Der Rückweg ist zerstört. Es lag nicht in meiner Macht, ich war ein schutzbedürftiges Kind und das ist mit mir passiert. Vielleicht wartet in der Zukunft eine heilsame Geschwister-Wiederbelebung, vielleicht müssen dafür erst die Eltern sterben, vielleicht werde ich sie nie wieder sehen, nie wieder den kleinen Neffen, der sensible Delfin, der mit seinen zwei Jahren bereits eine bunte Palette von Ängsten zum Ausdruck bringt. Und Babsi, die sich nicht zu helfen weiß, weil sie weder einen Grund zu sehen noch ihn zu trösten vermag. Ich muss schweigen unter der Maulkorbverordnung. Aber ich rufe ich ihm zu: Ich bin da! Auch der Nichte und den zwei Neffen, die mich nicht kennen. Ich bin da! Später werde ich euch die Familiengeschichte erzählen. Noch ist die Tante aus ihrem kleinen Leben gestrichen, irgendwann sind sie groß und haben Fragen wie ich – vielleicht.

Abschied, es hilft nichts. Zuvor noch ein Blick zurück, noch ein letztes Mal diese Sehnsucht kosten, auch in den Schmerzen suhlen. Babsi, mein Kind. Als Vollwaise erblickte sie das Licht der Welt. Ich war ihr kleines Mütterchen. Alles ist verdreht, für das neunjährige Kind zu früh soviel Verantwortung. Die Mutter stumm vor Wut, der Vater stumm, sich nach der Geliebten verzehrend. Die sechsjährige Gabri tobt beim Anblick der Neugeborenen: »Das Baby ist hässlich!« Und schmeißt der Mutter die Wut ins Gesicht. Ich dagegen zerfließe, als ich es sehe, und liebe es wie nichts zuvor vom ersten Augenblick an. Endlich kommt es heim. Der Stubenwagen, in dem schon Mutter lag, steht im Esszimmer bereit, dort wird das neue Kind gebettet. Das Esszimmer, wo Vater nur wenige Wochen zuvor im gestreiften Bademantel mit seinem Elend am Tisch saß, im Gesicht lautlose Tränen, wo die schwangere Mutter mit versteinerner Miene das Essen verteilte, wo ich um das Leben von Vater bangte und um das Leben des Babys im Bauch der Mutter. Dauernd am Bangen betete ich mich in den Schlaf. Und jetzt ist es da und lebt. Staunend

über solches Glück, überschütte ich Babsi mit meiner Seligkeit und hauche ihr meinen ersten Kuss auf die schlummernde Wange. An ihrer Seite will ich bleiben und ihre Träume bewachen. Doch bald schon trifft Vater eine grausame Entscheidung: »So, alles raus hier, das Kind muss jetzt schlafen!« In seinem Ton eine Schärfe, die pure Drohung ist. Babsi schläft doch so schön friedlich, denke ich, traurig, weil ich sie verlassen muss. Vaters Absicht ist ein Rätsel wie viele. Unsanft schiebt er uns hinaus, Mutter, Gabri, mich, und schließt die Tür. Dahinter beginnt Babsi zu weinen, geweckt vom plötzlichen Vakuum, dem sie allein ausgesetzt ist. Ich stehe draußen mit dem Verlangen, ihr zu Hilfe zu eilen. Babsis Schreien ruft nur mich, nicht Mutter, nicht Vater, nicht Gabri. Wie gehörlos widmen sie sich ihren Beschäftigungen, als erreichte sie der Jammer der Neugeborenen nicht. Nur mich zerreißt es schier, weil Babsi leidet und mir verboten ist, sie zu trösten. Jeder hat das vergessen.

Das kranke Familiensystem verschüttete erfolgreich Babsis Not wie etliche Jahre meine. Erinnerungen sind mir entwichen, hinter ihnen versteckt die Emotionen, bis das winzige Kind meinen Bauch verlässt und die neue Not den Schutzbunker sprengt, darin eingesperrt meine alte Not über vier Jahrzehnte lang. Trotz allem ein Geschenk, auch wenn das Ungeborene gegangen ist. Vielleicht hat es gesagt: Lieber ich als du! Oder: Lieber ich als die Großeltern! Durch seinen Fortgang hat es uraltes Empfinden aus dem Dmmer gerissen, und ich erlebte, wie in meiner Stunde Null bereits die Mutter fehlte. Es gibt kein Wort, das solche Trauer zu fassen vermag. Ich weine um Mutter und Vater. Ich weine um uns. Für alle Zeiten von ihnen getrennt, bleiben mir nur Tränen. Es lag nie in meinen Händen, es waren ihre Taten, sie sind die Großen. Wie zum Trost taucht ein altes Gesicht auf, eine Greisin aus einem arabischen Land, die sagt: »Wir sprechen von dem kleinen Krieg, wenn es um die Kriege in der Welt geht, und von dem großen Krieg, wenn wir den Krieg in uns selbst meinen.« Und als kämen sie nun alle, mich zu trösten, singt John Lennon in mein Ohr: »Mutter, du hattest mich immer, aber ich hatte dich nie! Mutter, ich brauchte dich immer, aber du mich nie ... drum sage ich Lebewohl. Vater, du hattest mich immer, aber ich hatte dich nie! Vater, ich brauchte dich immer, aber du mich nie ... drum sage ich Lebewohl ...«

Die Tragik in der kleinsten Zelle spiegelt sich im Großen wider, wo sichtbar wird, wie es aussieht in uns. Grausamkeit und Zerstörung pflügen die Welt. Schöpferkraft will tätig sein, ob deformiert oder gesund. Das gesamte Universum ist fortwährender Schöpfung, wir ein Teil von ihm. Auch Krieg ist Kreation, ebenso Nahrung für alle, Würde und Rechte, Freundschaft und Liebe. Die grausamen, destruktiven Erscheinungen sind Signale von Kindheitsnot. Die Emotion jeder einzelnen Not pure Energie. Nichts geht verloren – wohin auch? Schwerkraft verhindert, dass der Erde etwas abhanden kommt, was zu ihr gehört. Diese Gewissheit zieht sich bis in meinen Kern, dort nämlich beginnt die Arbeit am Frieden, durch Aushalten der Realität, durch Integration der eigenen Geschichte. Keine Kriege wären möglich ohne die Kriege in uns. »Hilf mir lieben!« rufe ich zum Himmel. Zu welcher Gottheit lohnte es sich zu sprechen? Mich in den Schlaf zu beten, ist lang aufgegeben. Ich rufe die Ahnen. Schaut her, hier liegt eure Enkelin, im wahrsten Sinne des Wortes von allen Göttern verlassen, von ihnen will ich nichts mehr wissen. Gäbe es eine Göttin, eine große, starke Mutter, an deren weichen Busen möchte ich mich weinend schmiegen, Geborgenheit atmen. »Hilf mir lieben!« trinkt mich Erich Mühsams Stimme seiner trostlos letzten Tage, diesen tauben Schlächtern ausgeliefert. Nicht gänzlich ohne Hoffnung, seine Seele gab er nicht her. »Angst packt mich an, denn ich ahne, es nahen Tage voll großer Klage. Komm du, komm her zu mir! Wenn die Blätter im Herbst ersterben, und sich die Flüsse trüber färben, und sich die Wolken ineinander schieben, dann komm, du komm! Schütze mich, stütze mich, fass meine Hand an. Hilf mir lieben ...« Tränen vergießen für soviel Leidenmüssen, für seines und meines und Millionen anderer. »Hilf mir lieben!« ist mein Gebet. Irgendein wohlgesinntes Ohr wird es hören: Fass meine Hand an, hilf mir lieben ...

Ein uraltes Gesicht blickt mich an, runzlig und haarig, eine Schimpansenmutter, auf ihrem Schoß ihr Säugling. Das Foto bringt mich zum Schluchzen. Ich flenne, als sei ich ihr Kind, das verloren ging im Gestrüpp der Evolution, als sei sie meine Mutter, die ich wiederfand. Eine urälteste Ahnin führt es vor: So sieht es aus zwischen Mutter und Kind! Hätte sich meine Mutter an dieser Schimpansin nur ein Beispiel genommen, statt zu sagen: Die Oma hat

gesagt. Unter den zahlreichen Fotos im Familienalbum befindet sich kein vergleichbares Motiv – Mutter und ich sind Fremde. Ich kann mich nicht satt schauen, wie die Affenmutterhand über den Flaum ihres Affenbabys streicht, oben am Kopf bei der Stirn. Ihre Zärtlichkeit weicht mich auf, urzeitliches Behagen rieselt mich warm. Ich zerfließe unter der Geste solcher Liebkosung, salzig nass aufgelöst ein Teilchen der Ozeane, in Stürmen verwirbelt, an ferne Küsten schwappend. So liege ich im Schoß der Heimat der Seelen, wohin alle Seelen zurückkehren – auch ich. Mit ihnen treten die Lebenden in Kontakt am Saum der Meere ...

Ich falle durch meine Träume, jeder einzigartig erinnert, egal wie schnell ich vorbeifliege. Manchmal hält es mich an und ich bin drin ... ein Kind auf dem Schoß seiner Mutter. Ledern ihr Gesicht. Herbe Züge, umrahmt von schwarzem Haar, wild und ungekämmt. Eine Zigeunerin! Sie singt mit rauer Stimme, im Rhythmus wippen ihre Knie. Und ich, ihr Kind, Freude glucksend. Mutter, denke ich jetzt, du singst und ich hopse zu deinen Liedern, vom Leben selbst geschrieben. Wir sind Zigeuner! Deine Beine schaukeln meinen Körper, dein Drängen, dein Schmerz, deine Lust, deine Sehnsucht ... Deine Töne beglücken nicht nur mich, du singst für alle! Und für Mutter Erde zum Dank für das Leben. Alle singen mit, ich nicht. Zu klein noch, lausche ich juchzend. Gewiegt, geschüttelt auf deinen wippenden Schenkeln, trägt mich dein Rhythmus. Und deine Bewegung, die in meine Glieder fließt, pulst mit sanften Stößen mein Blut. Ich bin deine Stimme, auf deinem Schoß ein Teil von dir, mein Schutz, weil du es bist. Die Töne von deinen Lippen binden meinen kindlichen Blick. Wie schön du bist, wie groß. Jedes Fältchen, jede Furche, jede Pore gezeichnet von ehrwürdigen Zeugen: Freude und Tränen! Glänzend schwarz das Haargeflecht, dahinter Wissen und Macht – Liebe! Dein Thron, ein Sockel aus Felsgestein, seit jeher von Ahnen berührt. Dir zu Füßen die Menschen am Boden aus Erde und Gras. Lachen blitzt aus deinen Augen, Feuer springt aus deinem Mund, vor Glück tanzt die Luft. Ich lausche, schaue, staunend durchdrungen von deiner Energie, die sich fruchtbar austreut. Mutter, kenne ich dich? Urvertraut dein Singen im schwarzen Haar. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich dich. Du bist in meinem Traum. Nah

und tief in meinem Kern, dort im geheimen Dunkel, wo keine Diebe ihre Triebe tun, weil sie draußen sind bei den anderen Ungeheuern ...

Bei einem selbst beginnt das Volk! Rufen wie die eigene Stimme, Dinge, die ich doch eigentlich weiß. Warum 'eigentlich'? Ich weiß, jeder Einzelne bildet die Wurzeln der Welt! Aus unzähligen Sippen entsteht ein Volk. Wie will es nach der Zukunft greifen, mit Füßen auf schwachem Boden? Die Verwurzelung eines jeden geschwächt von Brüchen, die nie heilten, weil Vergangenheitsbegegnung jeden schreckt. Dabei könnten die Wurzeln sich neuverknüpfend stärken. Zahllose Ahnen, noch immer leidgefroren, warten auf Augen der Nachfahren. Finden und deuten, die eigene Not als Medizin. Jeder kleine Schritt meiner Heilung heilt die Welt. Wir alle tragen Sorge, Verantwortung für den Boden, auf dem wir stehen. So sprechen die Stimmen in mir.

Das I-Ging, das ich wie eine Offenbarung lese, festigt die Ahnung. Die Sprache in jungen Jahren noch schwer verständlich, kann ich das alte Wissen nun flüssig aufnehmen. Begierig jede Zeile verschlingend, finde ich bestätigt, was durch Gedanken trieb, manches schon formuliert im Tagebuch. Gut zu wissen, wohin sich wenden: Nach innen. Das I-Ging ist mein Reiseführer. Wann immer eine Frage nagt, bitte ich um Antwort. Habe ich das Recht, den Emotionen das Wort zu erteilen, dürfen sie unzensiert aus der Seele fließen, darf ich frei von Dogmen diesem Bedrängen folgen, um Verwirrung, Wut, Trauer den Buchstaben zu übergeben? Habe ich das Recht, meine Geschichte offenzulegen, darf oder soll ich sie irgendwann den anderen zeigen, damit sie ihre eigene Not hinter diffusen Sehnsüchten wieder entdecken? Ist es Sünde, was ich tue, verrate ich Mutter und Vater, denen ich mein Leben verdanke? Ist meine Ehrlichkeit Verrat an ihnen, an Urmüttern und Urvätern, oder gar wenn ich schweige?

Zum ersten Mal stelle ich solche Fragen, zum ersten Mal erhalte ich diese Antwort: Die Sippe. »Die Grundlage der Sippe sind die Beziehungen von Gatte und Gattin. Das Band, das die Sippe zusammenhält, liegt in der Treue und Beharrlichkeit der Frau. Ihr Platz ist im Innern, der Platz des Mannes im Äußern. Dass Mann und Frau den rechten Platz einnehmen, entspricht den Gesetzen der Natur. In der Sippe bedarf es der festen Autorität: das sind die El-

tern. Wenn der Vater wirklich Vater ist und der Sohn Sohn, wenn der ältere Bruder seinen Platz als älterer Bruder ausfüllt und der jüngere als jüngerer Bruder, wenn der Gatte wirklich Gatte ist und die Gattin Gattin, dann ist die Sippe in Ordnung. Ist die Sippe in Ordnung, so kommen die ganzen Gesellschaftsbeziehungen der Menschheit in Ordnung. Von den fünf gesellschaftlichen Beziehungen liegen drei innerhalb der Sippe: die zwischen Vater und Sohn – die Liebe –, zwischen Mann und Frau – die Zucht –, zwischen älterem und jüngerem Bruder – die Ordnung. Die liebevolle Ehrfurcht des Sohnes wird dann weiterhin auf den Fürsten übertragen als Pflichttreue und die Ordnung und Zuneigung der Brüder auf den Freund als Treue und das Verhältnis zu den Vorgesetzten als Unterordnung. Die Sippe ist die Keimzelle der Gesellschaft, der Naturboden, auf dem die Ausübung der moralischen Pflichten durch natürliche Zuneigung erleichtert wird, so dass im engen Kreis die Grundlage geschaffen wird, von der sie dann auf die menschlichen Beziehungen im allgemeinen übertragen werden.«

Die Grundlage der Sippe ist die Beziehung von Gatte und Gattin! Ich spürte es doch. In meiner Familie war die Grundlage von Anfang an verdorben. Zucht und Ordnung! Vater wettet und weiß nicht, was er sagt. Die Verantwortung für Zucht und Ordnung wird dem Kind aufgebürdet, und unter dem Gewicht zusammenbrechend, zudem noch bestraft dafür. Auf nackter Mädchenhaut! Mit Zucht und Ordnung! erzwingt Vater lautstark den Anspruch, sich zu drücken. Dem einstigen Opfer, heute ahnungslos, ist das wichtigste Element amputiert: Liebe! Zuerst die Selbstliebe, dann die Nächstenliebe. Zuerst die Liebe, dann die Zucht. Daraus ergibt sich die Ordnung.

Lange betrachte ich uns, die Unordnung entlarvend. Ich stehe neben Vater. Mutter entfernt, blickt woandershin. Meine zwei Schwestern ganz nah, starren mich hilfeschend an. Vaters Augen träumen in die Ferne. Die Eltern sehen einander nicht, nehmen genauso wenig ihre Kinder wahr. Nur mich streift bisweilen ein strenger Blick von Vater. Herzklopfend im Zentrum, offenbart die Aufstellung, wie jede einzelne Figur sich ausstrahlt ohne Laut: Mutter, Vater, Klio, Gabri, Babsi. Mich um meine Schwestern kümmern! Sie brauchen mich. Mir wird schwer. Wie untragbar die Bürde ist, weiß das kleine Mädchen

nicht. Wie sehr die Position es überfordert, spüre ich jetzt. Und meine Sippe, Großeltern, Tanten, Onkel, Urgroßeltern, sie alle stehen verloren da. Kontaktlos einsam in trister Landschaft, blickt jeder in eine andere Richtung.

In junger Zeit sind mir die Schwestern wirklich nah, weil sie mich brauchten. In meinen ersten Jahren Vater und ich, weil er mich brauchte. Babsi war mir am längsten treu, dann hat sie selbst Kinder bekommen. Bei soviel Pein erzeugender Wahrheit lief sie schließlich über zum heilen Nest. Den Preis bezahlend, wissend oder nicht, opferte sie den Eltern die Nähe zu mir, wahrscheinlich die einzige je zu einem Familienmitglied. Die ständige Anmahnung realer Invasionen aus meinem Mund war ihrer Paradiesillusion Bedrohung.

Sich für Mama und Papa opfern! Wiederholend vollzieht sich das Opfern in der folgenden Generation. Babsi ist dreiunddreißig, als ihr langjähriger Lebensgefährte zu einer anderen will. Stumm sitzt sie die Krise aus. Er bleibt. Ihr Leben wird zur Kopie von Mutters Schicksal, einst bangend um den Mann, als Babsi in ihrem Bauch schwamm und die Bedrohung mit dem Fruchtwasser trank. Beim ersten Aufflackern von Emotion, setzt ihre Vermeidung ein. Ein Trauma im Mutterleib ist nahezu unzugänglich. Primäre Verletzungen tief im Gewebe eingegraben, bevor sich der Verstand entwickelt, spuken nunmehr mit Beschwerden bedrohlicher Ankündigung durch Körper und Geist. Unschuldig stumm vor Angst wie Mutter, erpresst die Jüngste den Mann, damit er bloß bleibt. Einem Freund wird er beim Bier gestehen: »Ich kann sie nicht verlassen, weil sie so nett ist.« Fortan müssen auch sie Theater spielen, was die Beziehung zur großen Schwester strapaziert, bis zum Bruch. Nun spielt auch Babsi Familienglück. Es kommen zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen wie Hänsel und Gretl, das Leben scheint perfekt. Lange verbeiße ich mich in den Irrtum, sie sei vom Schicksal bevorzugt.

Wie war es damals? Mutter zu verlassen, brachte Vater nicht fertig, sie war schwanger. Beide katholisch, wäre sein Weggang strengstens verurteilt worden. Geblieben ist er dennoch nicht, lediglich seine Hülle. Die Seele indes schlich sich klammheimlich davon vor Sehnsucht nach der Geliebten. Das will Babsi nicht hören, verurteilt mich, die ausspricht, was ist. »Du willst dauernd nur Probleme sehen!« wirft sie mir vor, ihr Blick strafend wie Vaters. Seit

der Krise mit dem Lebensgefährten distanziert sie sich, ist sozusagen wieder glücklich. Daher vergessen das Sorgenohr der großen Schwester stundenlang am Telefon. Es soll so sein wie eh und je, eine Krise hat nie existiert. Nur die große Schwester, die alles im Gedächtnis behält, verursacht Unbehagen. Das aber lässt sich leicht aus dem Weg räumen, die Eltern haben ja gezeigt, wie es geht. Das Unschöne als Fantasie abgetan, wird die Böse zum Teufel geschickt. Nicht indem man ehrlich sagte: »Zum Teufel mit dir!« Das ist nicht zivilisiert. Die Jüngste hat gut aufgepasst. Ehrlichkeit wäre bereits ein Schritt zur Verantwortung, die gilt es ja gerade zu vermeiden, will man auf der unschuldigen Seite stehen. Cool bleiben! Das Fühlen abkühlen bis Null, damit die Zügel nicht aus der Hand gleiten. Dafür poltert es umso heftiger in der Ältesten. Während diese zusehends an Macht verliert, gewinnt die Jüngste an Oberhand, nicht ohne Triumph, sie hat zwei Kinder, die Älteste keine. »Du hast ein Problem!« stellt sie belehrend fest und demonstriert eisern konsequent, nachhaltige Ignoranz. Erst einmal abgekühlt zum Minimum, ist die Methode kinderleicht, wohl deshalb allgemein so gern praktiziert. Nie mehr unsicher allein, Juchhe! In der Masse geborgen, denn die Masse gibt Recht.

Das Rad des Schicksals dreht sich wiederholend durch die Generationen, jedem das Spielfeld des Zeitabschnitts verfügbar, in dem man lebt. Wir drei Schwestern, was machen wir besser? Ich bin dreiunddreißig, als das Nichtfügen zur bewussten Tat wird. Der stückchenweise Familienverlust daraufhin ist die Folge – unausweichlich, weil unsere Schritte sich entfernen. Die Jüngste nimmt sich ein Beispiel an Mutter, genauso die Mittlere, die – obwohl ihre Ehe längst nicht mehr stimmt – ein zweites Kind plant und pünktlich bekommt. Das erste Kind aus Versehen und Leichtsinne gezeugt, hat man sich dann arrangiert. Die Geburt eines Kindes ist die allerbeste Ablenkung! Ein Babylächeln hilft noch spielender zu verleugnen, was eine Gemeinschaft im Innern zersetzt. Wieder liegen dreieinhalb Jahre zwischen dem ersten und dem zweiten Kind. Wieder erblühen die alten Eltern in ihrer Großelterneuphorie. Die Jüngste derzeit noch kinderlos, schließt sich erleichtert an. Die unschuldigen Neffen eignen sich bestens als Brennglas ihrer ungelebten Bestimmung. Ihr Tantenrausch durch das Miterleben der Geburt intensiviert, befeu-

ert den Widerstand gegen die große Schwester. Die Zuneigung wird ihr nun gänzlich entzogen. Jener Anteil, der eigentlich ihr gehört, fließt den kleinen Neffen zu. Die Verwechslung werden sie in Form von Verwirrung durch ihr Leben schleppen, ohne eine Ursache zu kennen. Die Jüngste will sich ihr Glück von der Ältesten nicht trüben lassen und zerschneidet den Kontakt für ein sorgloses Leben. Was wiederholt sich hier zum wievielten Mal? Unschuldige Kinder müssen herhalten als Ersatz für alles, was verloren ging wegen verfeimten Leids ... Auf einmal Gedanken an meinen toten Onkel, Mutters kleiner Bruder, der einen Tag vor ihrem neunzehnten Geburtstag von der Nabelschnur erdrosselt, mit den Füßen zuerst auf die Welt kam. Kurz nach Kriegsende, als Großvater aus dem Krieg zurückkehrte, war er gezeugt worden. Als ich in meinen Backfischjahren mit meinem Großvetter das Pendeln entdeckte, fanden wir das Geheimnis heraus. Das Pendel zeigte zwei Mädchen und einen Jungen an. Da hat es uns Großmutter gestanden. Wir hatten einen toten Großonkel! Aus welcher Not war dieses Kind gezeugt worden? So kann ich erst heute denken. Damals hat mich das Verschweigen verwundert. Man hat sich verhalten, als solle niemand von ihm wissen – warum?

Das vorherige Denken holt mich wieder ein. Leid-Reduzierung! In dieser Absicht schließt sich aber das gesamte Fühlen zu! Und das Herz, das sich alarmierend auflehnt, wird beim Arzt allopathisch kuriert. Wahrheit ist anstrengend. Wer sie sucht, ist anstrengend. Ein kleines Baby dagegen so unwiderstehlich putzig, widerspricht nicht. Wenn man es kitzelt, gluckst es lustig. Von falschem Zauber überschüttet, wehrt es sich nicht. Schreit es, schiebt man ihm den Schnuller in den Mund und schuckelt es, bis es ganz schwindlig, betäubt einschläft. Mit jedem Heitschibumbeitschi wird in seinem Erfahrungsarchiv Verwirrung gestiftet. Nicht sein Wesen, sondern die drollige Hülle wird vergöttert. Wie niedlich, wie hilflos! Man schmelzt förmlich dahin: putziputziputzi! Für dich, du drolliges Geschöpf, werfe ich sogar meine Schwester weg, verweigere ihr meine Liebe, um sie ganz dir zu schenken. Vergangenheitslos sollst du sein, damit ich, deine Tante, unbeschwert bin, sollst niemals werden wie die große Schwester, die ich für dich opfere, sonst lasse ich dich genauso fallen. Vorsichtshalber sollst du nichts erfahren von ihr ...

Alles schaue ich mir an, das Spiel der Verwechslungen erneuert von Generation zu Generation. Keine Kunst, sich an einem Neugeborenen zu erquicken. Auch Hitler war zu Tränen gerührt bei süßen, kleinen Kindern, ließ eigens für solches Tränenglück dreijährige, blond gelockte Mädchen anfahren. Eine alte Frau hat es mir erzählt, wie sie auf Hitlers Arm ihm Schlaflieder vorsingen musste, und Tränen ihm leise über die Wangen liefen ... Ein Kind eignet sich blendend als Betäubungsmittel gegen quälende Ungeheuer. Später wird es vielleicht herausfinden, was es hat sein müssen: Ein Konfliktbewältigungsersatz. Das ist hart zu verkraften. Dann lieber nicht wissenwollen und bleiben, was man geworden ist. Ich weiß nicht, um wen ich am meisten traue. Babsi, die wie mein Kind ist? Es ist verkehrt. Weil sie die Letzte ist, die ich loslassen muss, der letzte dünne Faden zum Stamm der Herkunft, überwältigt mich solche Trauer. Für sie scheint der Abschied schnell erledigt. Auf meine Anrufe und Briefe reagiert sie nicht, genauso wie zuvor Mutter, Vater, Gabri. Obwohl das Nichtfügen Jahre trainiert und auch meine Person längst aus dem Kreis gestoßen ist, sperren mich Ketten, von Mühlen durch Fragen geschleust, die mir niemand beantworten wird. Wie schaffen sie es nur, einfach zu verstummen? Um dann auszuharren für immer und ewig ...

Damit ich das Schweigen ertrage, schreibe ich Babsi. Ohne Plan, die Post zu bemühen, landet jede Zeile im Tagebuch. Um nicht verrückt zu werden, gebe ich dem Verlangen nach, mich flüsternd in ihre Nähe zu fabulieren. Es wird wie mit den Tränen sein, irgendwann sind alle Worte ausgegossen. Ach. Meine kleine Schwester, mein versehentliches Kind ... Ich schildere ihre ersten Stunden, erzähle von der glücklichen Ungeduld der kleinen Klio, die der Ankunft des Babys entgegen fieberte, frage zwischen den Zeilen, ob sich Mutter genauso freute, oder Vater und Gabri, berichte von Vaters Tränen und meinen Ängsten, während Mutters Bauch anschwellt. In die Kirche seien sie gegangen und hätten zum lieben Gott um ein Kind gebetet. Ich versuche, die Verwirrung zu vermitteln, denn was unausgesprochen in der Luft hing, verhielt Gefahr. Bisweilen falle ich in Pathos vor lauter Schwermut. Sentimentalitäten ... Deinen Anfang erinnere ich, neunjährig Zeugin deiner Ankunft, wie Vater dich im Esszimmer einschloss, dein verzweifertes Schreien und das

Verbot, dich zu trösten. Wie ich litt mit dir! Mutter schien ungerührt, kein leisestes Anzeichen von Unruhe verriet ihre Miene. Wo war ihr Mutterinstinkt? Ich, ihr Kind, trat an ihre Stelle: Zu dir eilen, dich mit Zärtlichkeiten überschütten, dein Weinen beenden! Wieso deine Verzweiflung die anderen nicht erreichte? Dein bitterliches Weinen bloß Geräuschkulisse, an die man sich fortan gewöhnen müsse wie an den Verkehrslärm vor dem Fenster? Nur dich in meinen Armen wiegen, damit es dir gut geht. Den natürlichsten Impuls untersagte Vater. Und Mutter schwieg. Was für eine Ironie! Heute stößt du mich weg, damit es dir gut geht, stellst dich zu jenen, die dich damals mit ihrer Gefühlskälte quälten. Und quälst nun mich mit Kälte, die dort ihren Ursprung hat, nicht in deinem Herzen, statt den Ignoranten die Ignoranz zurückzugeben. Uralte Wut richtest du gegen mich. Mir den Mund verbieten, wenn ich ehrlich bin. Aussichtslos, wäre ich zu dir gerannt. Vater hätte Gewalt angewandt. Ob ich es versucht hätte oder nicht, wäre dasselbe Ergebnis gewesen: Die Tür blieb zu. Dahinter dein Schreien. Jedoch was ich fühlte, das konnte mir keiner verbieten. Und du willst mir das Sprechen verbieten? Was für eine verdrehte Welt. Wie schaffst du es, lieber blind zu sein als das zu sehen? Um diese Absurdität auszuhalten, rede ich mit dir und euch, schreibend über Stunden, Tage, Jahre, ohne euch mit meinen Zeilen zu belästigen. Ich vergesse zu essen, esse ja dauernd Vergangenheit. Voll bin ich, der Hunger nach Nähe bleibt. Was euch entgeht, ist meine stete Verwandlung, wie meine Wurzel langsam an Stärke gewinnt, wie der Boden, auf dem ich stehe, an Festigkeit zunimmt. Es geht nicht: Auf kranken Füßen vorwärts schreiten und wurzellos nach Zukunft greifen. So oft schildere ich stumm deine ersten Stunden, unsere Kindernot. Das Tagebuch muss dich ersetzen seit deinem Verstummen. Mein intensives Erinnern ruft Qualen, die ich verschollen wähnte, jedes Mal Teilchen freigewaschen von Tränen. Was sie frei spülen, ist nicht Verzweiflung. Ich halte uns, mich das Kind und dich den Säugling ...

Große Stille erzeugt sich in meinen Armen. Große Stille und Erlösung. Die gebiert sich in eine unzerstörbare Blase, um sich für die Ewigkeit zu hüten. Die Zukunft soll sich an ihr laben, Kraft schöpfen für den Anschub. Große Stille, darin meine kleine Erlösung, eine kleine geheilte Wunde. Jetzt klein,

weil mit vielen anderen geteilt, groß nur, solange sie in mir eingesperrt war. Große Stille. Schau, meine Kleine, hier findest du mich, die Neunjährige und ihre Liebe zu dir, gekrönte Gefühle, weil sie am richtigen Ort sind. Aus Verzweiflung und Not ist ein Kraftplatz geworden. Hier kannst du uns wiederfinden: Ich halte dich. Meine Arme trösten dich und mich, alles ist gut, weil es richtig ist. Die Luft glitzert golden, die Alchemisten haben ihre Arbeit getan. Jeder Goldhauch, den wir inhalieren, ist eine geheilte Wunde von mir, von dir, von uns, von allen ... Große Stille. Sie kommt und geht wie ein monströser Pulsschlag. Nur dass anstatt des Schlags die Stille mich ewigkeitsprall füllt mit Frieden. In den Zwischenräumen herrscht Chaos und Lärm. Da bäumen sich die Verletzungen auf, riesenhaft, weil sie noch eingekerkert sind. Unendlich ihre Zahl, gespeichert in der DNS aus Ahnengenerationen. Lebenslang wird die Wundheilung andauern, doch stetig heilend ...

Immer wieder probiere ich neue Tonarten aus, Babsis Ohr zu gewinnen. Du, meine Kleine, deine Gefühle hast du verbieten lassen. Warum? Ich bin doch da gewesen. Sobald ich frage, wirst du giftig. Zuerst sparsam patzig Belehrung, dann Schweigen. Ich rühre an Verbotenes: Du bist verbogen. Doch du denkst: Bloß keines der traurigen Rätsel aus der Familiengruft wissen! Und sagst, du müssest dich schützen vor mir. Schau, so hat man dich verbogen. Nicht einmal ahnen darfst du, wovor du dich eigentlich schützen müsstest. Wenn ich frage, verstummst du, wenn ich nachhake, klagst du mich an: »Du mit deinem Bohren!« Mein Bohren ist berühmt, dient auch Mutter, Vater, Gabri als Dauerargument, mich der Schlechtigkeit zu überführen. Mein Bohren ist euch das böseste Übel. Und beim nächsten Zahnarztbesuch geht dir kein winzigstes Licht auf: Bohrt er denn zu seinem Spaß und dir zur Qual?

Es führt kein Weg zu ihrem Ohr, ich werde ärgerlich. Ihr nennt Euch realistisch? Desolat vor Glück, das ist heute chic, laut und grell von Massen bestätigt. Abgrenzung um jeden Preis! Kaum taucht Düster an die Oberfläche, tritt eine Vielfalt von Bestrafung in Kraft. Ausgegrenzt! Da muss keiner das Wort aussprechen, der Zeitgeist wäscht die Hirne. Abgrenzung ist salonfähig geworden, auch geografisch. Wie innen, so außen. Von der eigenen Seele abgeschnitten, versagt das Merken. Die Verbindung nach innen ist tot, die

Wahrnehmung deaktiviert. Jetzt sind Abgrenzungsmeister Stars, auch in Kunst, Literatur, Spiritualität. Jede Zeit hat ihre Vorlieben und Abneigungen. Und ihre Erfolgreichen. Heute punktet Abgrenzungstaktik. Im Großen wie im Kleinen. Du, meine kleine Schwester, willst den Vater kopieren im Verboten, die Mutter im Stillhalten. Ihr verbietest du, von mir zu sprechen. Beiläufig erwähnt es Mutter bei unseren seltenen Telefonaten ohne einen Funken Empörung, vielmehr glaubend, wie grandios sie sich verhält, so tugendhaft bescheiden, weil sie doch deinen Wunsch respektiert. Ohne Eigenes zu äußern, lässt sie noch diesen kümmerlichen Rest von dir verbieten! Einer verbietet dem anderen Fühlen, Denken, Sein, bis während solch aufwendiger Vermeidungsaktionen nicht mehr gewusst wird, warum, weshalb, wozu ...

Plötzlich wird mir bewusst, wie sehr auch Babsi traumatisiert ist. Erst neuerdings versetzt es mich in sie als Kind, wie es die »Ich-bring-dich-um« und »Bring-sie-nicht-um« Szenarien erlebte. Niemand denkt daran. Dass ich kein Suchen und Findenwollen an ihr erkenne, sondern ein Roboterkind von Eltern, die aus dem Verbund gefallen sind, rieselt mich düster. Solange ihr braves Roboterkind mitspielt, ist sein falscher Platz gesichert. Alle Wünsche werden ihr erfüllt, ein Fahrrad, ein Auto, ein Flug – lauter Sachen, die sich mit Geld erfüllen lassen ... An meinem Beispiel hast du früh gelernt, dass es nicht lohnt zu sein, wie ich bin. Bloß nicht selber fühlen, sagst du dir, nichts tun, was die Eltern aufregen könnte! Nur nehmen und sich rasch irgendwohin verkriechen, einsperren, damit es nie ans Licht kommt. Vielleicht später mit ansteigendem Druck der Enge Antigefühlspillen schlucken wie Mutter, damit auch dir die Rolle der Unberührbaren gelingt. Dank des Medikaments wirst du hoch über den Dingen in rosa Wölkchen schwebend, deinen Kindern Vorbild sein: Heile Welt ... Eine Eingebung rammt mich tief: Vielleicht auch nicht! Denn Mutter und du seid hinter allen Imitaten so grundlegend verschieden. Die Astrologie zeigt das deutlich. Doch ebenso den Blick ins Horoskop hast du mir verboten. Aus Angst vor welcher Gefahr? Nachdem du bei der Geburt von Gabris zweitem Kind dabei warst, ein spärlicher Hinweis, als ich nach der Geburtszeit fragte: »Sonntagnacht!« Und ich nachhakend wegen des genauen Datums mit Uhrzeit, da warst du reichlich mächtig über mich: »Das sage

ich dir nicht!« – damit ich nicht ins Horoskop schauen könne! In deinem Gesicht ein merkwürdig irritiertes Grinsen getarnt mit Triumph ...

Ahnend durchschleicht es mich, je tiefer ich in ihr Wesen sinke. Ihr Rollenspiel ist so gar nicht vereinbar mit ihrer kosmischen Prägung. Die Mutter kopieren? Das wäre, als wolle ein Adler Krokodil spielen. Unsere Mutter reich bestückt mit Erdelementen, schafft es freilich irgendwie, pragmatisch mit dem Glück zu mogeln. An der Erdbetonung prallt vieles ab, mittels vorhandenen Mauerwerks hat Störendes keinen Zugang. Kochen, Backen, artig sich dem Manne fügen für Schmuckstück, Nerz und Perserteppich. Man muss veranlagt sein für solche Lebensart. Nur so zu tun, wird auf Dauer gefährlich. Routine ist Mutters sicheres Element. Ihre Träume finden in materiellen Vorzügen Befriedigung, wohl auch Erfüllung. Sie hat es geschafft, dem Jauchegeruch der Provinz zu entfliehen. Aber Babsi? Unter dem doppelten Krafttier Skorpion! Der lässt sich nicht mit lauwarmen, traut-heimeligen Süppchen abspesen, der wird sich rächen für diese andauernde Alltagsvergewaltigung ...

Jedes Mal, wenn es so denkt, halte ich erschrocken inne. Die Ahnung haucht mich todkalt an, dass etwas Schlimmes sich anbahnt. Ich kehre um und renne ... Ich lasse dich zurück bei deinen eingesperrten Skorpionen. Der tötet sich lieber selbst mit seinem Stachel, bevor es die Gefahr tut. Gegen gewaltiges Potenzial kämpfst du täglich an, damit es sich nicht verwirklichen kann. Als doppelte Skorpionin unter dem Diktat Familienglück? Dieser Kraftakt wird dich umbringen. Und ich rette dich nicht. Jetzt renne ich weg. Wach schütteln wollte ich dich, doch reicht kein Wort zu dir. Dein Spott nimmt seine Überzeugung von utopischen Wolkenschlössern, ein fantasiertes Rückhalt bei den Phantomen Mama und Papa. Du verdrehst die Ordnung und erhebst dich über mich, du, die Jüngste, stellst deinen Fuß auf meinen Kopf. Und merkst nicht, wie verkehrt das ist, wie verkehrt ihr alle seid. Ich renne weg von dir und deinen Phantomen. Nicht Angst jagt mich, Schaudern, ja, dass Schlimmes sich anbahnt. Und ich rette dich nicht. Es gibt kein richtiges im falschen Leben! Vor dem Falschen renne ich weg und rette mich selbst.

Was ich fühle, kann mir keiner verbieten! Ich bleibe verletzbar und zahle den Preis für Durchlässigkeit. Wer von euch Abgrenzungsmeistern hat den

Mut? Nein, weder spotte noch triumphiere ich, sondern schicke euch meine heilsamen Tränen. Was traurig ist, ist traurig. Ich gewöhne mich an den Riss, widerstrebend, einverstanden bin ich nicht, weiß nun um die Unabänderlichkeit, dass kein Trost bei euch zu haben ist und ihr keinen braucht. Mein Entschluss steht fest: Aufhören, am falschen Ort das Richtige zu suchen. Ich gewöhne mich an den erschütternden Befund, wie krank wir alle sind, finde Vertrautheit in fremden Augen, ob sie leben oder längst gestorben sind. Durch meinen Mund leben sie, ihre Gedanken, Gefühle, gemeinsam sind wir unsterblich. Ich hab's mein Lebtag nicht gelernt, mich fremdem Zwang zu fügen ... doch ob sie mich erschlügen, sich fügen, heißt lügen!

Vergessen! Fortfahren, mich darin zu versenken, die Komplexität der verschiedenen Vergessensarten mit meinen Sensoren zu untersuchen: Beliebige Vergessen, Vergessenmüssen, Vergessenwollen ... Das beliebige Vergessen rechne ich dem Alltag zu, wo ständig etwas vergessen wird, und ist dann entschwunden. Es wieder finden mit Träumen und Intuition? Unsinn. Doch existiert es: Im Untergrund. Manchmal spukt es mit seltsamen Fratzen durch skurrile Kulissen, manchmal wie aus dem Nichts ein Partikel, der herauf pulst, sich glühend an die Gefühlszentrale funkend, die Verbindung mit dem Denkzentrum herzustellen, Erinnern für einen Blitzmoment. Selten, dass man mehr als Eindrücke greift. Ist aber ein Bild erwischt, kann die damit verknüpfte Emotion das Verlorene preisgeben: Man weiß es wieder! Doch wer schenkt diesem Vorgang schon Interesse? Das beliebige Vergessen ist von tragikomischer Art, die in den meisten Fällen, wenn überhaupt bemerkt, allenfalls Humor erfordert – oder auch den Willen zum Gedächtnistraining.

Mit den anderen Vergessensarten wird es ernst. Das Vergessenmüssen ist passives Vergessen, das Vergessenwollen das aktive. Ein Kind, ein Soldat und andere Leidgeprüfte müssen vergessen – ein tragisches Erlebnis, das den Verstand eliminierte, stiege das Grauen ins Bewusstsein. Der Körper ist ein intelligenter Apparat. Als würde ein Spot ausgeschaltet, kappt das Gedächtnis die Verbindung zum Denkzentrum. Man ist nicht mehr fähig, das Schlimme zu wissen und zu denken. Man wähnt sich frei, mit ausgelöschter Erinnerung lässt es sich ruhig schlafen. Es könnte so gemütlich sein, ereigne-

te sich nicht zwanzig, dreißig, vierzig Jahre später ganz unerwartet ein Vorfall, der sich als Trigger erweist. Mit einem Mal gehen die Spots wieder an und wecken schlafende Geister. Es folgt ein Generalzusammenbruch. Der Körper vergisst nicht! Der Verstand schon. Der Betroffene erleidet einen Nervenkollaps: Psychose, Burnout, Depression, Schizophrenie. Wer weiß wirklich, was wo und wie zusammenhängt? Oft tritt der Absturz des Systems auch in Form physischer Erkrankung in Erscheinung, therapiert mit chirurgischen Eingriffen. Ein zusätzlicher Schock, denn der Körper leidet umso mehr an Verwirrung. Mit Glück und Medikamenten erholt man sich, wird in die Reha oder auf Kur geschickt, dann als gesund entlassen. Geheilt ist man nicht. Es schleicht sich das nächste Symptom heran, an der schwerfälligen Materie rüttelnd, damit der Verstand seine Pforten öffne. Ein kleiner Sprung wenigstens, Hauptsache das Hirn fängt an, Alternatives zu denken. Der Weg ist das Ziel. Oft verstirbt der Patient medizinisch überversorgt. Vielleicht findet die Heilung im Todesmoment statt oder danach, was keiner mehr erzählen kann.

Das Vergessenwollen funktioniert gerade umgekehrt. Man will unbedingt vergessen, kann aber nicht. Auch da ist etwas Schlimmes passiert. Man ist Opfer der Erinnerung. Die Pforten lassen sich nicht schließen. Vergessenwollen und nicht können, das ist, was ich kenne, vergeblich nach Mitteln suchen, die Bilder abzuschütteln, die mir schaden. Andere sehen lediglich, wenn mein Körper erkrankt. Was innerlich geschieht, erlebe nur ich. Über die Jahre zieht mich das Vergessenwollen noch tiefer in die Vergangenheit. Es hört gar nicht auf. Bis ich in die Steinzeit gelange. Zuerst quäle ich mich durch meine Kindheit, dann durch die meiner Eltern, dann meiner Großeltern und so fort. Über die Hexenverbrennungen bis hin zu den Hundertschaften von brennenden Leibern der Katarer weht mich Entsetzen an ... Ich fliege umher mit diesen Augen, sehe mein Leben auf Irrfahrten verstreichen, kurz vor meinem Ende wünschend, am Anfang wäre gewusst, was jetzt im Licht ist. Vergessenwollen geht nicht! Und das ist eine wichtige Botschaft. Der Blick auf zwei Generationen egal welchen Volkes genügt, um zu verstehen. Jeder neue Schritt auf alten Ruinen birgt neue Visionen! Das ist Erkenntnis, das wäre das Ziel ...

Herzrasen. Flüssigkeit schüttelt mich. Werde ich gerade wieder ein- oder

endgültig abgeschaltet? Kein Lebensweg macht Sinn ohne die eigene Geschichte! Laute Stimmen wie Donner: Sie niemals vergessen! Ja, rufe ich, meine Geschichte hat sich auf endlose Seiten geblättert. Wer stellt sich, wer erinnert sich? Die geringe Zahl verrät, wie groß die Herausforderung Erinnern ist: Heldentat! Dann Heilung. Die eigene Geschichte ist unantastbar. Davon gibt es sieben Milliarden. Bin ich Silben, Wörter? Bin ich die Geschichte? Ist die Geschichte ich? Jeder Schritt prägt sich sinnlich ins Bewusstsein, warum es so wehtut. Zurück zum eigenen Anfang, dort sich selbst, das Neugeborene, mit ausgebreiteten Armen in der Hölle des Lebens empfangen. Da beginnt das zweite Kapitel eines jeden, das erste spielt im Mutterleib. Die Zeiten ändern sich und wir uns mit ihnen. Schon gibt es Menschen, die, falls sie ihr erstes Kapitel erinnern sollten, sich im Reagenzglas wieder finden, dann von Pipetten aufgesaugt, samt Geschwistern in eine dunkle, lärmende Höhle gepflanzt, wo sie gedeihen, behaglich schlummernd im Urwasser, bis ein kalter, spitzer Gegenstand sie bedroht und die Geschwister mit einem Klebstoff beseitigt. Was ist mit jenen, die den Anschlag überleben? Diese Bedrohung in solch frühem Stadium wird kaum das Bewusstsein betreten können, eingraviert als Urerfahrung im emotionalen Gedächtnis der DNS.

Herzrasen. Flüssigkeit schüttelt den Körper. Wird er wieder eingeschaltet? Noch nicht! Ich will ihnen zurufen. Zurück zum Anfang muss ich, damit ich später richtig weitergehe. Meine Geschichte, die ich vergessen wollte, hat sich groß in mich hineingestellt, nach innen ausgedehnt, unendliche Fäden in die Zeiten gesponnen, feine Äderchen erfahrungsreich durchblutet. Überall erzählen Ahnen ihre Geschichte, und jede mit meiner eigenen vernetzt, bin ich mit ihnen verbunden, verzweigt mit allen, die je existierten. Auch ich erzähle. Mir wird so schummrig. Ich erzähle sie Mutter, der Zigeunerin aus dem Traum. Und Mutter Erde lauscht geduldig, mir, ihrem Erdenkind. Während mein Körper erschöpft dem Ende der Reise zuweht, streichelt sie meine Stirn, flüsternd: »Mein Kind, deine Geschichte ist ein Teil dieser Welt!« Alles durchnässt sich, Haut, Gesicht, Haare, der Boden, auf dem ich liege, Mutter Erde vollgeweint von Milliarden Tränen. Aus meinen Augen fließt das Meer. Wie ich weine. Ob es Glück ist? Ich existiert nicht. Ich ist das Meer, alle Ufer

küssend. Mutter Erde trägt mich, neigt sich mir zu, »Mein Kind ...« und ihr Atem haucht mich lächelnd an, »Frieden für dich!« Und so mütterlich nimmt sie mich auf, dass ich in ihren Armen zerfließe. »Nun gehe deine Schritte, indem du niemals vergisst, dass du ein Teil von allem bist.«

Ich fließe ... Herzrasen schüttelt die Organe. Und alles schwarz. Bin ich blind oder gibt es kein Licht mehr? Das Finster frisst die Augäpfel. Niemand kommt! Warum wird ein Wahnsinniger wahnsinnig? Etwas Schlimmes ist nur im Wahnsinn auszuhalten. Weil niemand kommt, es zu retten, dreht das Kind durch. Das Herz dreht durch. Ich bin das Kind! Der Wahnsinn nimmt es auf seinen Schoß, ein kleiner Wurm in Mädchengestalt. Die Mutation ist Rettung und zugleich verhängnisvoll. Der Wurm hat nichts zu verlieren außer seiner Ganzheit, zerstückelt leben seine Teile fort. Das Herz poltert – ich bin es! So lang im Dunkel ausharrend, daran geht selbst ein Wurm zugrunde. Denken, Fühlen, grauenvoll schwarz, für ewig durchblitzt von Alptraum-Impressionen. Und die Realität, die nicht wahr sein darf, an fernen Ort verbannt ...

Schritte! Endlich. Auf einmal Schritte hinter der Tür. Nur ein Wurm sein. Endlich ersehnte Schritte, endlich kommt man den Wurm retten. Aber die Schritte klingen gefährlich. Sie kommen ihn holen! »Biiitte niiicht!« Ja, der Wurm kann schreien. Wer nähert sich so bedrohlich? Was wird man mit ihm anstellen? Noch ist die Tür verriegelt, der Wurm flieht. In der Finsternis, die eben noch die Hölle gewesen war, sucht er Schutz. Der Schlüssel dreht sich im Schloss. Die Klinke niedergedrückt, kracht die Wucht durch den Raum. Die Dunkelheit entlarvt die Absicht in jedem Geräusch, das Krachen der Türklinke löst Alarm aus. Noch eben herbeigewünscht diesen Moment, die Tür möge sich öffnen und es wäre gerettet. Doch jetzt haftet Böses an Tür und Ton. Unheilvoll springt sie auf. Gleißendes Licht schüttet sich in verweinte Kinderaugen, starr vor Schreck ... die Muskeln zucken, ich fühle das Zittern, ich bin das Kind! Das Kinderzimmer plötzlich hell, hat die Finsternis weggeblasen mitsamt den Dämonen. Statt ihrer stürzt der Vater herein. Gefahr! schreit das Herz. Die Luft quirlt alle Schrecken auf, das Kinderzimmer verwandelt zur neuen Hölle. Donnernd wirft der Vater die Tür hinter sich zu, draußen die kreischende Mutter: »Um Gotteswillen, bring sie nicht um!« Ich

werde umgebracht! schießt die Einsicht dem Kind ins Hirn, impft es mit Fluchtimpulsen und gleichzeitiger Lähmung. Schwindelerregende Verwirrung: Welches Adrenalin? Auf und davon oder auf ihn? Keine Wahl, Vater ist mächtig und groß. Im Kopf hämmernde Hitze vom kreisenden Adrenalin, die Überdosis wird den Schädel zerplatzen. Der Vater hat kein Ohr für die schreiende Mutter. Die Ehefrau ist ausgelöscht, auch seine Vernunft. Gerade verwandelt er sich in ein Ungetüm, das wutschnaubend über das Kind herfällt, dem Mädchen den Schlafanzug herunterreißt, es bäuchlings auf seine Knie schmeißt, die strampelnden Beine zwischen seinen Schenkeln festklemmt, damit es nicht entwischt. Das nackte Kind strampelt und fleht, will bestimmt ganz lieb sein, wird bestimmt nie wieder tun, was es tat, bereut alles, was es beim Namen nennen kann, und weiß trotz allem reumütigen Gestammel und Betteln nicht, was seine Schlechtigkeit gewesen war. Wofür es bestraft wird, weiß nur der Vater. In der Bestrafung inbegriffen, ist auch das Gründeverschweigen. Der Körper wird Folter und Strafe speichern und in keiner Zukunft vergessen.

Es wird nichts nützen, sich zu wehren, die zierlichen Arme von den Pranken festgehalten, die zappelnden Beine eingeklemmt. Auf nackte Mädchenhaut klatschen Männerhände, landen bei dem Gerangel auf Bauch, Brust, im Gesicht. Es brennt. Jedes Mal ärger. Bis das Glühen beginnt, das für Stunden anhalten wird, Haut und Fleisch in Flammen gesetzt von Vaters Zorn. Es ist doch dein Töchterchen, Mann! Todesangst kreischt das Kind in Panik, jetzt wird es geschlachtet, ohne Gnade, ohne Rettung. Es schreit um sein Leben. Draußen vor der Tür das nutzlose Geschrei der Mutter: »Um Gotteswillen, bring sie nicht um!« Der Vater schlägt im wilden Takt seiner Wut, das Kind verfluchend. Es windet sich mit letzter Kraft, gleich wird es umgebracht. Es kann so jung doch nicht sterben! Atmen muss es, leben. Wie als kleiner Wurm diesem Ungeheuer entrinnen? Wo sind Mama und Papa, ihr Wurmkind zu retten? Ungeheuer sind in ihre Gestalt geschlüpft, das Kind erkennt den Vater nicht. Von unheimlichen Mächten besessen, blind, dass ich sein Kind bin, seinem Wahn ausgeliefert. Niemand wird mich befreien, weder Mutter noch Vater ... Panisches Strampeln. Todesangst gellt von bebenden Kinderlippen. Das Kind windet sich los, fällt zu Boden, dreht sich blitzschnell um, die

Gefahr im Blickfeld, rappelt sich auf zu fliehen – wohin? Schon packen die Pranken von oben zu, riesenhaft und flinker als das Kind. Der irre Blick des Ungeheuers setzt es lahm: Papas Augen! Der Wahnsinn sitzt in ihnen, dahinter geknebelt Pein. Der Vater leidet, er ist verhext, seine Augen blind, dass vor ihm das eigene Kind um sein Leben ringt. Auf etwas anderes schlägt er ein, das ihn mit Hass erfüllt, nur dieses andere sehen seine Augen. Von dort gesteuert, reißt er den Ledergürtel aus der Hose, das Kind kreischt wie von Sinnen – ich bin das Kind! Die Panik hat sein Gehör betäubt, es weiß nicht, ob der Lärm seine Stimme oder das innere Chaos ist. Das Unfassbare vollzieht sich zeitlupenhaft, als der tobende Riese ausholt ... Das Kind fleht schauerhaft schrill. Niemand sieht, was da geschieht, wie der Wahn sich an der Unterlegenheit erregt. Der Riese schwingt das Leder, zielt auf den nackten Kinderkörper, der zuckt unter der Wucht der Hiebe. Erbärmliche Laute und gleich der nächste Schlag ... »Jetzt werden wir härtere Saiten aufziehen!« brüllt der Dämon, der aussieht wie Vater. Mustergültig solle es sein.

Noch bevor das Kind verstand, was eine Saite ist, hat das Wort es Bestrafung gelehrt. Der Vater ist wütend. Er hat dem undankbaren Kind zuviel durchgehen lassen. Deshalb prügelt er das Bündel Mensch, einst im liebesgeilen Rausch gezeugt, hoffnungsvoll noch. Beides hat er begraben, die Hoffnung und die Liebe. Er werde es windelweich schlagen! droht er die Steigerung der Strafe an, weil das Kind so laut geschrien hat, als es im Dunkeln eingesperrt war, und weil es jetzt so ein Theater macht. Was sollen die Nachbarn denken? Es hat die Strafe verdient, ist unartig gewesen und muss für seinen Ungehorsam büßen! Wer nicht hören will, muss fühlen! Schämen soll es sich! Ja, schämen! Die anderen Kinder machen nicht solche Szenen! Herumschreien, dass alle Nachbarn meinen, es werde umgebracht! Die erste Tracht Prügel hat wohl nicht gereicht? Wenn der Vater so brüllt, bilden sich Schaumpartikel in seinen Mundwinkeln. Darin erkennt das Kind das Omen des Unheils. Keine Rettung, kein Schutz. Er gibt dem Kind, was es braucht, Prügel, weil es das herausfordert. Und dann wieder eingesperrt im dunklen Zimmer, bis es endlich zur Vernunft kommt! »Jetzt werden strengere Zeiten folgen!« Die Stimme entgleist. Er darf brüllen. Wenn ihn die Nachbarn hören,

werden sie Mitleid empfinden: Der arme Mann muss sich mit seinem Kind so plagen. So tobt das Ungeheuer, das aussieht wie Vater. Der, schon ganz in Trance, auf das böse Kind eindrischt, mit jedem Schlag weitere Drohungen ausspeiend, von nun an noch strenger zu sein ...

Wozu? schreie ich ihn jetzt an. Mein Schrei hat Mächtigkeit. Wie weit noch das Kind demütigen? Ich bin es, das gedemütigte Kind, der Wurm, ein gefügiges Bündel aus Zittern und Schaudern, ein zertrampeltes Geschöpf, dem das rasende Ungeheuer alle Liebe und jedes Vertrauen zu Mutter und Vater hinaus geprügelt hat. Wildes Herzpochen stampft das Grauen auf in seinem vollen Umfang. Die erlittenen Qualen sind real, schießen aus jeder Zelle, sich endlich befreiend. Die Todesangst des Kindes! Ich bin es, mein inneres Kind, meine Todesangst. Ein Tier von einem Löwen gejagt, in jeder Zelle Todesangst. Ich fühle die Not, die mir verloren ging, begreife meine Todesangst vor der OP. An jene erste Todesangst gekoppelt, hat sie sich erinnert. Um mich zu beschützen, hat mein Verstand sie versteckt. Hier finde ich sie zusammen mit dem Kind. In der Erinnerung liegt das Geheimnis der Erlösung. Das Kinderzimmer ein Schlachtfeld, mittendrin das Kind, elend bekleidet aus Tränen, Rotz, Dunkelheit. Kein Denken, nur Arme, die sich um den zitternden Leib schlingen. Schluchzend verschmelzen, mein Kind, du Armes. Kein Wort hat solche Größe, das Empfinden zu fassen. Dankbar bin ich, weil du da bist, gewartet hast auf mich, deine fehlende Hälfte. Meine Tränen sind dein neues Kleid und unsere Heilung. Nie wieder werde ich dich loslassen ...

Schluchzend erwacht die Patientin aus der Narkose.

»Haben Sie Schmerzen?« fragt die herbeieilende Krankenschwester und erhält zunächst keine Antwort. Klio kommt langsam zu sich. Verschwommen nimmt sie einen weißen Kittel wahr, dann ein Gesicht, darin einen routinemäßigen Kümmerblick. »Die Anästhesistin hat keine gute Arbeit geleistet.« murmelt sie im Dämmer. »Ist es so schlimm?«, die Schwester wird nervös, »Soll ich Ihnen etwas geben? Den Arzt rufen?« Klio sieht die Ahnungslosigkeit in diesen Augen und verneint mit einer vagen Bewegung des Kopfes, »Ach, was verstehen Sie schon ...«

Die Schwester läuft zu einem Schränkchen und kehrt mit Papiertaschentüchern zurück, die sie der Patientin in die Hand drückt. Dann rennt sie weg, wie um die Flucht zu suchen. Im Aufwachraum etwa fünf Betten mit dösenden Frauen, eigentlich gibt es hier nicht viel zu tun.

Klio schnäuzt in das Papiertaschentuch. In ihrem Blickwinkel andere Frauen besinnungslos in den Betten liegen. Hier bin ich also. Wieder da. Ich lebe. Die Anästhesistin hat keine gute Arbeit geleistet! Ja, es hat so wehgetan ... Jetzt ist alles klar. So lange hat das Kind warten müssen! Aber jetzt ist es bei mir, das verlassene Kind meiner Kindheit, das seitdem dort eingekerkert, nach mir gerufen hat. So lange habe ich es nicht gehört, habe es alleingelassen all die Jahre. Erst der Krebs hat den Kontakt freigeschaltet. Der Krebs ist der Kuss Gottes! Jetzt bin ich aufgewacht und das Kind ist bei mir. Auch Schmerz und Todesangst, denn das habe ich erlebt. Jetzt kann ich sagen: Das war Wahnsinn! Die Not hatte ich verdrängt, unsere Todesangst, mein fehlendes Stück. Wir waren zu jung, diese Wahrheit auszuhalten, denn es waren die eigenen Eltern, die uns mit dem Tod bedrohten, zu Tode ängstigten, demütigten, bis ein kleiner Wurm übrig blieb. Wie kann ein Kind sich anders schützen? Es ist dem schwarzen Loch ausgeliefert. Endlich bist du bei mir, ich habe dich gefunden. Wir sind wieder zusammen ...

Benommen hört Klio die Krankenschwester mit dem Ehemann telefonie-

ren, »Ja, alles in Ordnung, eben ist sie aufgewacht!«, und dann die Stimme neben ihr, um den Gruß zu überbringen.

Niemand fragt sie wegen der Tränen. Was hätte sie darauf antworten sollen? »Das sind Tränen der Rettung ... Erlösung ... Heilung!« In Kirchen und spirituellen Kreisen erhabene Worte, aber in einer Klinik? Bald sieht sie sich auf dem fahrenden Bett durch die Gänge schweben – vielleicht auch fliegt die Decke über sie hinweg. Auf dem Korridor vor dem Krankenzimmer das glückliche Gesicht von Kalo, der nicht von ihrer Seite weicht. Sie wundert sich – kam er in Lichtgeschwindigkeit? Ein neues Gefühl empfängt sie. Sie ist nicht tot, sie lebt! Sie ist die alte und doch neu: Das Kind ist bei ihr! Gemeinsam kamen sie heute auf die Welt.

Kalo lächelnd an ihrem Bett, schaut ihr beim Schlafen zu.

»Bitte streichle meine Stirn.« murmelt sie.

Er streicht ihr sachte über die Stirn, bis sie wieder einschläft, und zieht behutsam seine Hand zurück. Die Stellung ist unbequem, will er vermeiden, sich auf der Matratze aufzustützen und somit Erschütterungen auszulösen. Er sitzt da und betrachtet sie. Bis sie wieder halbschlafend bittet, ihre Stirn zu streicheln, und dann ein wenig die Augen aufschlägt. Kalo erhebt sich, etwas verlegen zum Nebenbett blickend, die ältere Frau hat gerade lärmenden Familienbesuch samt Enkelkindern. Er streichelt Klio die Stirn, verwundert, warum ihr das so wichtig ist. Trotz des Dämmers nimmt Klio wahr, wie sonderbar es aussehen mag, einer Erwachsenen ständig die Stirn zu streicheln. Doch jetzt hat das Kind Vorrang, gleichgültig, was irgendwer darüber denken mochte. Das Kind hat Nachholbedarf! Wer sich hinein fühlt, wird es verstehen. Das Streicheln auf der Stirn ist das abschließende Ritual der Heilung.

Lässt das Streicheln nach, erwacht sie leicht, um mit schwacher Stimme erneut danach zu verlangen. Kaum berührt Kalos Hand ihre Stirn, schläft sie wieder ein. Sie spricht für ihr Kind, mit ihm teilt sie die beruhigende Wohltat des Trostes. Kalos unbequeme Haltung, dieses Opfer muss sie ihm abverlangen. Es ist das Bedürfnis des Kindes, das ist sein Recht. Das Kind ist gefunden! Gerettet! Vollständig jetzt – sie leben! Die liebende Mutter und das geliebte Kind ...